

Flashes of the Future

Die Kunst der 68er
oder Die Macht
der Ohnmächtigen



Herausgegeben von
Andreas Beitin und Eckhart J. Gillen

bpb:
Bundeszentrale für
politische Bildung

**Ludwig
Forum**
für Internationale Kunst
Aachen

Andreas Beitin/Eckhart J. Gillen (Hrsg.)

Flashes of the Future

Die Kunst der 68er
oder Die Macht
der Ohnmächtigen

Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung
Flashes of the Future.
Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen

Ludwig Forum für Internationale Kunst Aachen

20. April–19. August 2018

Schirmherr der Ausstellung:
Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

Impressum

Bonn 2018
© Bundeszentrale für politische Bildung/bpb
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Bestellungen: www.bpb.de/shop > shop
Bestellnummer: 3989
ISBN 978-3-8389-7172-8
Redaktionsschluss: Februar 2018

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Herausgeber, die Autorinnen und Autoren die Verantwortung. Die Inhalte der angegebenen Internetlinks unterliegen der Verantwortung der jeweiligen Anbietenden; für eventuelle Schäden und Forderungen übernehmen die Bundeszentrale für politische Bildung/bpb sowie die Herausgeber, Autorinnen und Autoren keine Haftung.

Projektleitung: Hildegard Bremer, bpb, Bonn
Lektorat und Redaktion: Yvonne Paris, Bad Neuenahr
Lektorat der englischen Originalbeiträge: Jonathan Fox, Barcelona

Redaktion Ludwig Forum Aachen: Sabine Halver, Sonja Wunderlich
Redaktionsassistenz Ludwig Forum Aachen: Florence Besch,
Sonja Benzner, Esther Boehle, Christian Haring, Maleen Neuenhofer,
Holger Otten, Denise Steves, Laura Weber
Recherche Bildrechte: Anna Flitta

Bildkommentare: Eckhart J. Gillen, Berlin

Grafische Konzeption und Umsetzung:
Leitwerk. Büro für Kommunikation, Köln, www.leitwerk.com

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Umschlagabbildung vorne: Johannes Grützke, *Anonymer Triumph*, 1969, Öl auf Leinwand, 170 x 190 cm, Städtische Galerie Wolfsburg, © VG Bild-Kunst 2018

Umschlagabbildung hinten: Proteste gegen geplante Notstandsgesetze in Berlin, 1968, S/W-Fotografie, © Süddeutsche Zeitung Photo/Max Scheler



Bundeszentrale für
politische Bildung
Adenauerallee 86
53113 Bonn
Tel. +49 (0)228 99515-0
www.bpb.de

**Ludwig
Forum**
für Internationale Kunst
Aachen

Ludwig Forum für
Internationale Kunst
Jülicher Str. 97–109
52070 Aachen
Tel. +49 (0)241 1807-104
www.ludwigforum.de



Für die großzügige Ausstellungsförderung dankt
das Ludwig Forum Aachen herzlich:

Ministerium für
Kultur und Wissenschaft
des Landes Nordrhein-Westfalen



Peter und Irene
Ludwig Stiftung

K U L T U R
S T I F T U N G · D E R
L Ä N D E R



**„Alles wird anders sein.
Ein wunderbares Gefühl.
Ich erinnere mich.“**

Hans Magnus Enzensberger

Inhalt

- 10 Andreas Beitin / Eckhart J. Gillen
Flashes of the Future
Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen
Vorwort und Dank
- 16 Eckhart J. Gillen / Andreas Beitin
Prolog: Die Dialektik von Künstlern und Aktivisten in den 1960er-Jahren

I Globaler Protest

- 30 Norbert Frei
Protest im Westen, Bewegung im Osten
Globale Parallelitäten und Zusammenhänge um 1968
- 40 Bildteil: Danny Lyon, Bernard Larsson, Michael Ruetz,
Abisag Tüllmann, Barbara Klemm
- 50 Michael Heidelberger
Vietnamproteste in den USA 1969/70
- 52 Karl-Siegbert Rehberg
„1968“ in der Provinz?
Die Demokratisierung der RWTH Aachen und ein „Geistergespräch“
zwischen Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen
- 58 Andreas Düsphohl
1968 – Medienwandel und Protestkultur
- 64 Tilman P. Fichter
Gründonnerstag 1968

- 66 Eduardo Subirats
Variationen über die Achtundsechziger
- 76 Wolfgang Dreßen
„1968“: Gewaltverhältnisse und Widerstand
Anmerkungen über schwierige Versuche einer Emanzipation
- 86 Ezra Gerhardt-Schubert
1968 und die Schülerbewegung
- 88 Bernd Rosner
Gedanken zu den 68ern und dem deutschen Hang
zu einer „Endlösungsmentalität“
- 96 Thomas Werner
Bruchstücke
- 98 Blanca Gutiérrez Galindo
Mexiko 1968
- 106 María Berríos
„Jetzt passiert hier Geschichte“: *Del Tercer Mundo*
- 116 Fulvio Grimaldi
Mein Achtundsechzig und so weiter
- 126 Klaus Hartung
68 und das Ende der Malerei
- 128 Nazes Afroz
1968 in Indien – die Naxaliten: ein Donner,
der langsam verhallte

II Kunst und Leben – Emanzipation und Partizipation

- 138 Ursula Frohne/Christian Katti
Die USA in Vietnam und die Kritik der Kunst
- 154 Eckhart J. Gillen
Performative Aufklärung falschen Bewusstseins
Happening, Performance und Action-Teaching bei Beuys – Vostell – Brock 1960–1970
- 172 Bildteil: Festival der Neuen Kunst, Aachen 1964

- 180 Bildteil: 24-Stunden-Happening, Wuppertal 1965
- 186 Bildteil: Wolf Vostell
- 190 Bazon Brock
Stimmen aus der Gruft oder
Die Auferstehung der 68er aus dem Geiste der Jetztzeit
- 196 Otto Köhler
Betrachtungen eines Vorachtundsechzigers, der mit 83 Jahren
immer noch kein Nachachtundsechziger werden mag
- 202 Bildteil: Gegenwart der Vergangenheit
- 222 Ulrich Baehr
Hakenkreuz und Sowjetstern als Kunst?
- 224 Axel Heil
Das große Spiel der Individualisten in München, Paris, Amsterdam und Kuba
Platschek, Jorn, Gruppe SPUR, Lausen, de Jong
- 238 Bildteil: Das große Spiel der Individualisten
- 246 Detlef Michel
Das Reichskabarett in West-Berlin
Auf der Suche nach dem Publikum
- 248 Volker Ludwig
Das GRIPS Theater ab 1969
- 250 Rudolf Herz
Materialien zum Projekt *Revolutionäre Ungeduld*
- 258 Birgit Jooss
Zwischen Poesie und Schweinestall – zu den Studentenprotesten
an der Münchner Kunstakademie und im Kunstverein
- 264 Ute Schmidt
Politische Erfahrungen im Münchner SDS in den 1960er-Jahren
- 266 Wolfgang Ruppert
Selbst Bildungszeit
- 268 Constanze Fritzsich
„Wo stehst du mit deiner Kunst, Kollege?“
Wie hat der Marxismus Einzug in die Kunst der 1960er-Jahre gefunden?
- 278 Anke Paula Böttcher
Graffiti, zweiseitig auf Transparentpapier
Carlfriedrich Claus und Pierre Garnier: Fragen an die Sprache, 1968
- 284 Bildteil: Carlfriedrich Claus

- 286 Karin Wilhelm
... als Wasserwerfer (noch) willkommen waren
- 288 Justin Hoffmann
Gustav Metzger und die Bewegung der Destruktionskunst
- 298 Klaus Strohmeier
Utopia im Angebot zwischen Trümmerbrachen und Sperrmüll
- 300 Sonja Wunderlich
Der Körper als Werkzeug der Selbstermächtigung
Der Wiener Aktionismus als radikalste Form der Aktionskunst der 1960er-Jahre
- 308 Bildteil: No Art – Body Art
- 326 „Kunst ist Politik“
Peter Weibel im Gespräch mit Andreas Beutin und Eckhart J. Gillen
- 334 „Es ging um die Gleichberechtigung aller Stimmen ...“
Lynn Hershman Leeson im Gespräch mit Andreas Beutin
- 338 Laura Weber
Das reale Leben in der Kunst – Jean Tinguely und Niki de Saint Phalle
- 346 Bildteil: Neuer Realismus
- 352 Marie Luise Syring
Revolutionäre Kunst wird auf der Straße gemacht
Kunst in Frankreich zwischen 1960 und 1970
- 360 Bildteil: Revolutionäre Kunst wird auf der Straße gemacht
- 364 „Ich habe mein ganzes Leben gelebt, um mich auf 68 vorzubereiten“
Jean-Jacques Lebel im Gespräch mit Andreas Beutin und Eckhart J. Gillen
- 380 Bildteil: Jean-Jacques Lebel
- 384 Bildteil: Paris, Mai 1968
- 392 „Ich kam ja zu meiner Malerei auf einem anderen Weg“
Dieter Hacker im Gespräch mit Eckhart J. Gillen
- 398 Bernhard Sandfort
Über meine Produzentengalerie
- 400 Bildteil: Hans Haacke
- 404 Jochen Gerz
Eines der künstlerischsten Werke der Geschichte

III Kybernetik und Technikeuphorie in Ost und West

- 410 Oliver Sukrow
„Designing Freedom“ – der Computer zwischen „Freiheitsmaschine“ und
Kontrollapparat im globalen Kontext der 68er
- 424 Bildteil: Kybernetik und Kalter Krieg
- 428 Paul Thiel
Die 68er in der DDR und die marxistisch-leninistische Systemtheorie
- 434 Daria Mille
Grenzgänger zwischen Atelier und Labor – die wissenschaftlich inspirierte Kunst
der 1960er-Jahre in der UdSSR
- 442 Julie Martin
Neue Wege in die Zukunft
Experimente in Kunst und Technologie in den USA
- 448 Lutz Dammbeck
37 + 31 = 68

IV Die 68er im Osten Europas

- 454 Constanze Fritsch
Der geschundene Körper – Belgrad 1968
Studentenproteste und Entmythologisierung des „Kollektivkörpers“
- 460 Noemi Smolik
1968 in Prag – die andere Protestbewegung oder wer hört wem zu
- 466 Bildteil: 1968 in Prag
- 470 Bildteil: 1968 in Mittel- und Osteuropa
- 476 Bohdan Shumylovych
Tschechoslowakei und Ukraine: Populärkultur, Sprachpolitik und
die Opposition gegen die Russifizierung um 1968
- 482 Michael Rutschky
Abbruch und Fortsetzungen
- 484 Claus Löser
Die gestohlene Revolte –
Filme und Filmemacher in der DDR zwischen 1961 und 1968

V Ausblick: Terror, Feminismus, Normalität?

- 492 Gerd Conradt
Eine bleierne Zeit im bunten Kostüm
Der erste Jahrgang an der Film- und Fernsehakademie in West-Berlin
- 502 Sebastian Baden
Ästhetik der Stadtguerilla nach 1968 – Kunst zwischen Protest, Revolution und Terrorismus
- 512 Johann Sauer
Theater und 68? „Ach, ein Schauspiel nur!“
- 514 Helke Sander
Feminismus – Experimente
- 522 Ulrike Kolb
Wohngemeinschaft und Kinderladen
- 524 Dan Cameron
Ist das Persönliche tatsächlich politisch?
Zu Marcel Odenbachs *Eine Faust in der Tasche machen*
- 528 Jürgen Link
1968, Post-1968 und die Grenzen des flexiblen Normalismus
- 534 Marianne Strohmeyer
Die „dritte Schlacht bei Tannenberg“
- 536 Bernd Cailloux
Der verkaufte Blitz – die Geschichte der „Leisure Society“
- 542 Chronik 1958–1972
zusammengestellt von Anke Paula Böttcher
- 580 Autorinnen und Autoren
- 586 Bildnachweis

Flashes of the Future

Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen

Vorwort und Dank

1968 – kaum einem anderen Jahr kommt im 20. Jahrhundert ein derart symbolischer Status zu, ist so besetzt mit Mythen, Vorurteilen und Emotionen. 1968 steht für den Höhe- und Wendepunkt einer Emanzipationsbewegung. Es ist ein Jahr, in dem in 56 Ländern, darunter 22 europäischen¹, Proteste, Umwälzungen, gar Revolutionen stattfanden.

In den „langen sechziger Jahren“² zwischen 1958 und 1972, dem Zeitraum, den Ausstellung und Buch behandeln, erwuchs aus dem Zusammenwirken von Student_innen, Intellektuellen und Künstler_innen eine kulturelle Revolution, die autoritäre Strukturen der Gesellschaften in Ost und West zumindest im Ansatz aufgebrochen und zum Teil auch nachhaltig überwunden hat. Voraus ging den internationalen Jugend- und Protestkulturen der Ausbruch der Kunst aus ihrem Autonomiestatus. Die bildenden Künstler_innen, die das Kunstwerk als Ware abschaffen und die starren Grenzen zwischen Kunst und Leben auflösen wollten, trugen entscheidend dazu bei, dass die Wünsche und Utopien der Studentenbewegung ihren Ausdruck in signifikanten Zeichen und Bildern fanden und Macht über die Realität bekamen („Die Phantasie an die Macht!“).

Am 1. Februar 1968 tötet der Polizeichef von Saigon einen Vietcong vor den Augen von Reportern mit einem Kopfschuss aus nächster Nähe. Das Bild geht um die Welt. Es wird zu einer der eindrücklichsten Medienikonen des 20. Jahrhunderts. Neben

diesem Bild setzen sich auch andere Bilder aus dem Jahr 1968 in den Köpfen fest – von Panzern, die gewaltsam den „Prager Frühling“ beenden, von Steine schleudernden Studenten bei den Mai-Unruhen in Paris, von bis aufs Skelett abgemagerten Kindern in Biafra, vom Brandanschlag auf ein Frankfurter Kaufhaus, von der Ermordung Martin Luther Kings und dem Attentat auf Rudi Dutschke.

Wie haben Künstler_innen auf die Bilder von Gewalt und Unruhen geantwortet? Konnten tradierte Kunstformen überhaupt noch adäquate Antworten geben? Welche künstlerischen Mittel kamen in der Auflehnung gegen autoritäre Strukturen, Rassismus oder die Nazigeneration zum Einsatz? Wie haben sich Künstler_innen der „hässlichen Fratze des Kapitalismus“ gestellt, wie sind sie pröder Sexualmoral und verkrusteten Geschlechterrollen begegnet? Diesen und anderen Fragen widmet sich die vorliegende Publikation *Flashes of the Future. Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen*, die aus Anlass der gleichnamigen Ausstellung im Ludwig Forum für Internationale Kunst Aachen erscheint. Erstmals werden Ideen, Aktionen, Mythen und Selbstdeutungen einer Generation im Spiegel ihrer künstlerischen Produktion und Praxis gezeigt und analysiert, um zu verdeutlichen, welchem Geist die damaligen Aktionsformen und künstlerischen Sprachen entsprangen und welchen nicht zu überschätzenden Wert sie noch heute besitzen.

Aus der Distanz von einem halben Jahrhundert richtet sich der transdisziplinäre Blick auf ein Schlüsseljahr(zehnt) des 20. Jahrhunderts – mit dem Anspruch, eine neue und kritische Perspektive auf die Jahre um 1968 zu eröffnen sowie überdies durch die diskursive Behandlung spezifischer Themen auch Parallelen zu gesellschaftlichen Herausforderungen und Situationen heute aufzuzeigen.

Civil Rights Movement und Studentenbewegung in den USA

Begonnen hatte alles mit der *Civil Rights Movement*, die zum Nukleus der amerikanischen Studentenbewegung wurde, deren organisatorischer Kern ab 1960 die *Students for a Democratic Society* (SDS) als Teil der *New Left* bildeten. 1969 radikalisierten sich Mitglieder des SDS und erklärten sich solidarisch mit der *Black Panther Party* und dem Vietcong. Nach einem von ihnen herausgegebenen Flugblatt, das die Zeile eines Songs von Bob Dylan zitierte, „You don't need a weatherman to know which way the wind blows“, nannte sich die kommunistische und revolutionäre Gruppe fortan „Weathermen“ und spaltete sich vom SDS ab.

Im September 1964 ging von der University of California in Berkeley die *Free Speech Movement* aus. Die dort erstmals praktizierten gewaltlosen Aktionsformen des Teach-ins, Sit-ins, Go-ins haben später ihren Weg nach Europa gefunden. In Berkeley nahm auch der Protest gegen den Vietnamkrieg seinen Ausgang.

Lynn Hershman Leeson gehörte zu den ersten Medienkünstler_innen in den USA, die in ihren Arbeiten unmittelbar mit dem Beginn der Unruhen in Berkeley den US-amerikanischen Rassismus thematisiert hat. Unterstützung erhielten die Studenten auch von den Schriftstellern der Beatgeneration, Allen Ginsberg, Jack Kerouac und Lawrence Ferlinghetti mit seinem legendären *City Lights Bookstore* in San Francisco. Sie waren bereits 1957 nach Paris gekommen, wo das *Beat Hotel* in der Rue Git-le-Coeur 9 zu ihrem Hauptquartier wurde. In Paris trafen sie auch auf den Künstler und Aktivist Jean-Jacques Lebel, der ihre Texte ins Französische übersetzte – und dem sich auch der Titel von Ausstellung und Publikation verdankt.

Peter Ludwig und die Pop-Art als Epochenstil

Parallel zu diesen Ereignissen kehrte die amerikanische Pop-Art „das Innere nach außen und das Äußere nach innen“³, reagierte aber auf die gesellschaftlichen Umbrüche eher ambivalent zwischen Affirmation und Infragestellung des Kapitalistischen Realismus. Dank der epochalen Sammlung von Peter und Irene Ludwig können Hauptwerke dieser damals neuen Kunstströmung der 1960er-Jahre in der Ausstellung gezeigt werden. Das Ehepaar Ludwig, das 1967 mit Tom Wesselmanns *Landscape No. 2* (1964), einem kolossalen auf den Betrachter zufahrenden VW-Käfer, sein erstes zeitgenössisches Kunstwerk in New York gekauft hatte, identifizierte sich rückhaltlos mit den Pop-Künstlern: „Die Kunst dieser Jahre brach über uns herein wie ein Sturm. Das ist unsere Generation, das ist unser Erlebnis der Welt, das ist unsere Sicht der Dinge.“⁴ Diese bald zum künstlerischen Mainstream zählenden Werke der Pop-Art aus der Sammlung Ludwig werden in einen Dialog gesetzt mit künstlerischen Positionen der 1960er-Jahre, die sich auszeichnen durch eine ausgesprochene Antihaltung zum „Betriebsystem Kunst“ (Thomas Wulffen, 2010).



Selbstermächtigung und Scheitern

Fast 500 Jahre nach Martin Luthers Auftritt auf dem Reichstag in Worms, in dem er sich in einem Akt individueller Selbstermächtigung gegen Papst und Kaiser auf sein Gewissen berief, probten die Künstler_innen und Student_innen als Individuen den Aufstand gegen die Macht der Verhältnisse. Die Machtlosen traten an gegen die Mächtigen, gegen den Staat und seinen Machtapparat. Sie ließen sich weder von der Polizei noch von den Gerichten einschüchtern.

Im Rückblick haben die Ohnmächtigen in vielen Punkten recht bekommen: In Frankreich verlor Präsident de Gaulle 1969 das Referendum und trat zurück, die Vereinigten Staaten von Amerika mussten sich 1975 aus Vietnam zurückziehen, die Gesellschaften liberalisierten sich, es gibt keinen Kuppeliparagrafen mehr, Homosexualität ist bis auf sexuelle Handlungen mit Jugendlichen ab 1969 nicht mehr strafbar, die Prügelstrafe ist abgeschafft.

Wie das weiche Wasser in Bewegung mit der Zeit den harten Stein (Bertolt Brecht), so unterhöhlte die antiautoritäre Jugendbewegung mithilfe der Künstler_innen die autoritären Strukturen von Staat und Gesellschaft. Sie entfalteten und ermöglichten eine vielfältige Streitkultur gegen die gesetzte Alternativlosigkeit der offiziellen Machtpolitik.

Rückblickend betrachtet, gab es im 20. Jahrhundert zumindest in der westlichen Welt zwei Jahrzehnte mit besonders innovativen Leistungen in der Kunst: die 1910er-Jahre und die 1960er-Jahre. Es ist dabei kein Zufall, dass beide Jahrzehnte Phasen des politischen und gesellschaftlichen revolutionären Wandels und des Umbruchs waren. Beide Jahrzehnte waren aber auch Zeiten der Utopien, der Hoffnungen auf eine bessere, gerechtere Gesellschaft durch die Überwindung alter Ordnungen und Systeme.

Das Jahr 1968 markiert den Höhepunkt, aber zugleich auch bereits das Ende der künstlerischen und politischen Utopien einer außerordentlich produktiven Periode, die sich auszeichnete durch eine spielerische und aktivistische Kunst, die nicht Selbstzweck, sondern Medium zur Schaffung neuer, befreiender Situationen innerhalb der bestehenden Verhältnisse sein wollte. So fanden die subversiven künstlerischen Aktionen auf Straßen und Plätzen 1968 ihr Ende in einer Feindschaft gegenüber jeder Form künstlerischer Praktiken. Von nun an galten die neoavantgardistischen Künstlergruppen in den Augen der linksradikalen Studenten und ihrer Theoretiker als Vertreter kleinbürgerlicher Ideologien.

Der Kult um den „Tod des Autors“ (Roland Barthes, 1967) während der Diskurshegemonie des Strukturalis-



1 Tom Wesselmann,
Landscape No. 2,
1964, Öl, Papier, Kunst-
stoff auf Leinwand,
Fotografie, 193 x 239 x 15 cm,
Museum Ludwig, Köln

2 Günther Uecker,
Barrikade, 1968, Metall,
Jutesäcke, Sand,
80 x 177 x 150 cm,
im Besitz des Künstlers

2

mus der 1960er-Jahre und der „Ausstieg aus dem Bild“ in der Konzeptkunst schlugen am Ende der 1970er-Jahre um in den postmodernen „Hunger nach Bildern“⁵, verbunden mit der Egozentrik eines neuen Künstlerstarkultes auf einem maßlos expandierenden Kunstmarkt.⁶ Das Jahr 1967 stellte, zumindest in Deutschland, mit dem ersten Kölner Kunstmarkt den Startpunkt zu dieser Entwicklung dar.

Zugleich war der mit der Postmoderne verbundene Ausstieg aus dem Fortschrittsparadigma und der „großen Erzählung“ der Moderne auch eine Befreiung aus dem Korsett der Ideologien und eröffnete neue Möglichkeiten eines selbstbestimmten Lebens.

Politisch endete die Hoffnung auf einen demokratischen Sozialismus in der Nacht vom 20. auf den 21. August 1968 mit der Invasion von Truppen der Staaten des Warschauer Vertrags in Prag. Kurz danach wurde bezeichnenderweise in der Bundesrepublik die DKP als Ableger der SED gegründet, begleitet von zahlreichen sektiererischen Neugründungen marxistischer, trotzkistischer und maoistischer „Miniparteien“. Teile der antiautoritären Bewegung mündeten im Terrorismus der RAF. Dieser Generalangriff auf das System, auf den Staat und die Gesellschaft der Bundesrepublik durch die RAF wirkte allerdings in den 1970er-Jahren im Rückblick wie eine Imp-

fung der demokratischen Institutionen, die aus dieser Herausforderung gestärkt hervorgingen.

Durchgesetzt haben sich nicht die Sektierer, die orthodoxen oder maoistischen Splitterparteien, sondern die Forderung, „mehr Demokratie“ zu „wagen“ (Willy Brandt, 1969). Allerdings muss man mit Walter Grasskamp auch die Frage stellen: War der lange Marsch durch die Institutionen nicht eher ein „langer Marsch durch die Illusionen“?⁷

Der Blick zurück in Form dieses Buches und der Ausstellung *Flashes of the Future. Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen* ist nicht zuletzt auch ein politisches Statement. Wenn heute die Nationalpopulisten sämtliche liberalisierenden und basisdemokratischen Errungenschaften der 68er rückgängig machen wollen, so versteht sich diese Publikation auch als eine Positionierung gegen diese revisionistischen Bestrebungen. Darüber hinaus will die Auseinandersetzung mit der jüngsten Kunstgeschichte eine neue Diskursfreudigkeit, ein gesteigertes Bewusstsein für gesellschaftspolitische Zusammenhänge und Entwicklungen heute befördern.

Ein so umfangreiches wie ambitioniertes Ausstellungs- und Publikationsprojekt bedarf nicht nur einer langen Zeit der intensiven Recherche und Vorbereitung, sondern vor allem auch einer Vielzahl engagier-

ter und kompetenter Mitarbeiter_innen, Wissenschaftler_innen, Förderer und Förderinnen, die sich mit hoher Motivation und großer Begeisterung dem Projekt verschrieben haben. Ohne diese großartige Unterstützung, wertvolle Mitarbeit und nicht zuletzt auch akribische Zuarbeit wäre ein Projekt wie *Flashes of the Future* nicht möglich gewesen.

Zuallererst möchten wir in diesem Zusammenhang der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) mit ihrem Präsidenten Thomas Krüger vielmals danken, der sich von Anbeginn für unser Projekt in höchstem Maße eingesetzt und somit den Grundstein zu der äußerst großzügigen Unterstützung und erfolgreichen Zusammenarbeit gelegt hat. Ebenso ist Dr. Hans-Georg Golz, Leiter des Fachbereichs Print, sowie Hildegard Bremer, Redakteurin im Fachbereich Print der bpb, auf das Herzlichste zu danken, ohne deren unermüdliches und zielstrebiges Engagement diese Publikation nicht hätte realisiert werden können. Leider viel zu selten stößt man auf so kompetente und sachorientierte Partner, die eine Kooperation wie diese so synergetisch wie angenehm gestaltet haben. Dieser Dank gilt ebenso dem gesamten Team im Fachbereich Print bei der bpb, insbesondere und vor allem der umsichtigen und engagierten Lektorin Yvonne Paris sowie dem Lektor Jonathan Fox für die englischsprachige Ausgabe des Buches. Ausdrücklich gedankt sei auch Dirk Michel für das sorgfältige Korrekturat. Für die ansprechende Gestaltung der Publikation danken wir darüber hinaus ganz herzlich dem Kölner Büro für Kommunikation Leitwerk mit seinem Inhaber Oliver Culmsee und der verantwortlichen Projektleiterin Julia Kaltenbach sowie auch Ramona Sekula und Anika Takagi, die alle zu der sehr angenehmen, effizienten und professionellen Zusammenarbeit beigetragen haben.

Danken möchten wir auch Anke Paula Böttcher, die sich für die Timeline intensiv in die Daten- und Ereignisflut der Jahre von 1958 bis 1972 hineinbegeben hat.

Das Ausstellungsprojekt steht unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, für deren Übernahme wir aufs Herzlichste danken. Großzügig gefördert wurde die Ausstellung durch verschiedene Stiftungen und Institutionen, denen wir uns ebenfalls sehr verbunden und zu großem Dank verpflichtet fühlen. Allen voran danken wir sehr herzlich der Peter und Irene Ludwig Stiftung, ihrem Kuratorium und dem Vorstand, namentlich Dr. Brigitte Franzen, für die großzügige Unterstützung, ohne die die Ausstellung in dem Umfang nicht zu realisieren gewesen wäre. Ebenso herzlich danken wir auch dem Land Nordrhein-Westfalen, insbesondere dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft mit seiner Ministerin Isabel Pfeiffer-Poensgen, für die substanzielle Förderung, die essenziell zur Realisierung des Projektes beigetragen hat. Ein weiterer aufrichtiger Dank geht an die Kulturstiftung der Länder mit ihrem kommissarischen Generalsekretär, Professor Dr. Frank Druffner, die sich gleichfalls mit einer großzügigen Förderung unterstützend beteiligt hat. Darüber hinaus danken wir dem Landschaftsverband Rheinland, der sich ebenfalls für das Projekt engagiert hat, hier stellvertretend für die beteiligten Gremien der Direktorin Ulrike Lubek. Den beteiligten Künstler_innen und Leihgeber_innen möchten wir ebenfalls sehr herzlich für ihre Beiträge und großzügig gewährten Leihgaben danken.

Eine solch komplexe und teils noch weitgehend unerforschte Thematik ist nur in den Griff zu bekommen, wenn eine Vielzahl von wissenschaftlichen,

künstlerischen oder zeithistorischen „Zulieferern“ bereit ist, ihr Netzwerk zur Verfügung zu stellen, was in unserem Fall zu einer herausragenden Unterstützung geführt hat. In diesem Zusammenhang ist Wolfgang Dreßen für die Vermittlung einiger Autoren zu danken; Fabio Biasio für die Herstellung des Kontaktes zu Fulvio Grimaldi sowie für die Bereitstellung von Bilddaten zu Holger Meins; Gerd Conradt danken wir für die Kontakte zu Fabio Biasio, Helke Sander und Gretchen Dutschke und der Familie von Holger Meins; Prof. Axel Heil und Dr. Margrit Brehm danken wir besonders für die Vermittlung von Leihgaben und Abbildungen sowie für wichtige Kontakte zu Sammlern und Künstlern; Rafael Vostell danken wir für die Informationen zu Leben und Werk seines Vaters und für die Vermittlung des Kontaktes zu Gertrude Stein, der Präsidentin der Boris Lurie Art Foundation in New York, die in großzügiger Weise die Präsentation der Werke von Boris Lurie ermöglicht hat; Caroline Müller und Bénédicte Savoy danken wir für die Vermittlung von Bildern von Johannes Grützke und den Kontakt zu seinem Sohn Julius Grützke, dem wiederum für Informationen zu seinem Vater zu danken ist; Marie Luise Syring danken wir sehr herzlich für die großzügige beratende Tätigkeit in Bezug auf die französische Situation im Jahr 1968 sowie für die Vermittlung des Kontaktes zu französischen Künstler_innen; ein ganz besonders großer und herausragender Dank gilt dem französischen Künstler Jean-Jacques Lebel, der unser Projekt mit unermüdlichem Engagement unterstützt hat und wertvolle Informationen zu der Situation in Paris in der Zeit um 1968 geliefert hat; nicht zuletzt ist auch Margarethe und Dr. Martin Murtfeld für die vertrauensvolle Ausleihe fotografischer Unikate von Gisèle Freund zu danken – vermittelt durch Noemi Smolik –, wodurch sie erstmals der Öffentlichkeit präsentiert werden können, sowie für ihren Hinweis auf das Werk von Hélène de Beauvoir.

Was wäre eine so umfangreiche wie fundierte Publikation ohne die wertvollen wissenschaftlichen Beiträge, Interviews mit Zeitzeugen oder Statements zahlreicher Forscher_innen, Künstler_innen und Kolleg_innen? Unzählige Gespräche und E-Mails wurden geführt beziehungsweise ausgetauscht, so dass die Publikation zu einem großen Teil erstmals veröffentlichte Forschungsergebnisse, Primärquellen oder Hintergrundwissen präsentieren kann. Wir können unseren Dank gar nicht deutlich genug zum Ausdruck bringen, den wir den vielen Autor_innen

schulden, die sich trotz großer beruflicher oder universitärer Verpflichtungen nicht verweigert haben, uns an ihrem reichhaltigen Wissen teilhaben zu lassen. Unser ebenso großer Dank gilt den zahlreichen Interviewpartner_innen, die sich die Zeit für ein Gespräch genommen haben; sie haben mit ihrem fundierten Wissen und ihrer sensiblen Analyse der zeithistorischen Umstände wesentliche Beiträge zu der Publikation geliefert. Darüber hinaus danken wir schließlich auch den zahlreichen Rechteinhabern und Verwertungsgesellschaften, die uns vielfach entgegengekommen sind und somit ebenfalls zum Gelingen der Publikation beigetragen haben.

Last, but not least ist dem fantastischen Team des Ludwig Forums für Internationale Kunst zu danken, das sich auf unermüdliche Weise und höchst engagiert nicht nur um die komplexe Ausstellung, sondern vor allem auch um diese Publikation verdient gemacht hat. Insbesondere danken wir den kuratorischen Assistentinnen Sabine Halver, Laura Weber (bis September 2017) und Sonja Wunderlich. Sie alle haben mit unvergleichlicher Motivation zum Gelingen des Projektes beigetragen. Unterstützt wurde das Kernteam durch Sonja Benzner, Esther Boehle, Anna Flitta, Christian Haring und Holger Otten.

Ihnen allen gebührt unser herzlichster und tief empfundener Dank!

¹ Siehe Norbert Frei, *Jugendrevolte und globaler Protest*, München 2017, S. 245. ² Vgl. Arthur Marwick, *The Sixties: Cultural Revolution in Britain, France, Italy, and the United States*, Oxford 1998. ³ Andy Warhol/Pat Hackett, *POPism. The Warhol Sixties*, New York 1980, S. 3, zitiert nach James E. B. Breslin, *Mark Rothko. Eine Biographie*, Klagenfurt 1995, S. 521. ⁴ Peter Ludwig zitiert nach Annette Lagler, *In Etappen vom stillen Mäzen zum Megasammler*, in: *Nie wieder störungsfrei! Aachen Avantgarde seit 1964*, Ausst.-Kat., Ludwig Forum, Aachen 2011, S. 139. ⁵ Wolfgang Max Faust, *Hunger nach Bildern. Deutsche Malerei der Gegenwart*, Köln 1982. ⁶ Vgl. Wolfgang Ullrich, *Siegerkunst. Neuer Adel, teure Lust*, Berlin 2016. ⁷ Siehe Walter Grasskamp, *Der lange Marsch durch die Illusionen. Über Kunst und Politik*, München 1995.

Prolog: Die Dialektik von Künstlern und Aktivisten in den 1960er-Jahren

Im Titel der Ausstellung *Flashes of the Future*, ein Zitat von Jean-Jacques Lebel, Künstler und Aktionist des Mai 1968, klingt schon an, was viele noch heute im Rückblick empfinden: „ein Heimweh [...] nach diesem seltsamen, unerklärlichen Prickeln in der Luft, der fast greifbaren Erwartung, der totalen, rührenden Offenheit aller gegen alle, der Mischung aus Hoffnung, Naivität, Taktik und Ehrlichkeit, alldem, was jetzt, da die Welt wieder aussieht wie die Welt, unsichtbar geworden ist“, so der niederländische Schriftsteller Cees Nooteboom am Ende seines Berichtes über „Paris, Mai 1968“.¹

Hans Magnus Enzensberger versucht 1978 in seinem langen Gedicht *Der Untergang der Titanic: eine Komödie* „sich einen Reim darauf zu machen“, was für diesen Geist von 1968 symptomatisch war:

„Ich erinnere mich, kaum
zu glauben, keine zehn Jahre ist das jetzt her,
an die sonderbar leichten Tage der Euphorie. [...] Es schien uns, als stünde etwas bevor,
etwas von uns zu Erfindendes. [...] Morgen wird es besser sein, und wenn nicht morgen, dann übermorgen. Naja – vielleicht nicht unbedingt besser,
aber doch anders, vollkommen anders,
auf jeden Fall. Alles wird anders sein.
Ein wunderbares Gefühl. Ich erinnere mich.“²

Der Geschichtsphilosoph Heinz Dieter Kittsteiner, der in den 1960er-Jahren in West-Berlin bei Klaus Heinrich und Jacob Taubes studierte, resümiert diese Zeit in seinem letzten Text, den er einen Tag vor seinem überraschenden frühen Tod an die Redaktion der „Zeitschrift für Ideengeschichte“ sandte: „Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass sich eine Ausnahme-situation nicht auf Dauer stellen, vor allem aber nicht in ‚Organisationen‘ pressen ließ. Die ominöse ‚Befreiung‘ fand nur in flüchtigen Momenten des Glücks statt, das in Demonstrationen aufblitzen konnte – dann schlug der Alltag wieder über der Jetztzeit zusammen. [...] Es gab, und das wird in der Erinnerungsliteratur gern unterschlagen, eben nicht nur die politischen Selbstdarsteller – schon damals von den Journalisten gehätschelt –, die bis heute das Bild der Achtundsechziger in den Medien prägten. Die Mehrzahl der Studierenden wollte einfach nur die neuen Inhalte in ihre Fachdisziplinen hineintragen. 1967/68: das war ein Aufbruch in eine neue Wissensgesellschaft.“³

Wie sehr zahlreiche kulturelle Prozesse der 1960er-Jahre unter anderem durch technische Entwicklungen erst möglich oder zumindest stark unterstützt worden sind, verdeutlicht beispielsweise die Erfindung der Antibabypille. Sie hat zu einem entscheidenden Teil zur sogenannten sexuellen Revolution beigetragen, denn so unkompliziert wie nie zuvor konnte seitdem die biologische Reproduktion von Sexualität



1 Carolee de Bendern auf den Schultern
von Jean-Jacques Lebel, Paris, Mai 1968,
S/W-Fotografie, Foto: Jean-Pierre Rey

„Das ‚wahre Bild‘ einer Vergangenheit fällt nur einer Gegenwart zu, die sich darin erkennt.“

Walter Benjamin

und Lust entkoppelt werden. Pascal Eitler konstatiert in diesem Kontext: „Die ‚wahre‘ Revolution wurde in diesem Sinne meist auch und mitunter sogar vorrangig als ‚sexuelle Revolution‘ begriffen, wobei diese Revolution sowohl die Transformation des Individuums als auch die Transformation der Gesellschaft betreffen sollte. Der Körper wurde auf diese Weise zum Politikum, die befreite Sexualität zum Symbol des Widerstands gegen Kapitalismus, Imperialismus und Faschismus.“⁴

Wie lustfeindlich und antilibertär weite Teile der Gesellschaft damals waren, zeigt sich anhand eines Falls aus der bayerischen Hauptstadt. Einen Monat nach dem Prozess gegen die Künstler der Gruppe „SPUR“ vor dem Amtsgericht München im Mai 1962⁵ wurden das Gitarrenspiel einiger Jugendlicher auf einer Parkbank und ein barfuß tanzendes Paar an einem lauen Sommerabend im Juni 1962 Auslöser für einen viertägigen Großeinsatz der Polizei. Mehrere Zehntausend Jugendliche protestierten gegen die Verhaftung der Musikanten, es kam zu Prügeleien mit den Gesetzhütern, es gab Schwerverletzte und zahlreiche Festnahmen. Als „Schwabinger Krawalle“ ist der Aufruhr in das Gedächtnis der jungen Bundesrepublik eingegangen. Für den damals 17-jährigen Andreas Baader war diese Nacht der Beginn seiner ‚Politisierung‘ mit fatalen Folgen. Im Oktober folgte die sogenannte Spiegel-Affäre, eigentlich Strauß-Affäre. Diese Ereig-

nisse markierten aus der Rückschau das Ende der Adenauer-Ära. Sie eröffneten in den 1960er-Jahren neue utopische Handlungsmöglichkeiten, die zu Recht mit der Generation der 68er verbunden werden.

Drei Jahre später, im Dezember 1965, gingen 2.500 Jugendliche in Leipzig auf die Straße, um gegen das Verbot der Leipziger Rock- und Beat-Gruppen, vor allem der legendären Butlers, zu demonstrieren. Die Protestierenden wurden von der Volkspolizei zusammengeschlagen, einige in ein Arbeitslager verbracht. Vorausgegangen war eine Pressekampagne, in der die Rede war von Jugendlichen mit „langen, unordentlichen, teilweise vor Schmutz starrenden Haaren“. Die gleichen Kommentare konnte man auch in der westdeutschen Presse bis in die 1960er-Jahre über die sogenannten Halbstarke lesen.⁶

Trotz der entgegengesetzten Verfasstheit der beiden deutschen Nachkriegsstaaten, teilten sie noch bis in die 1960er-Jahre hinein das autoritäre Erbe der Vorkriegszeit miteinander.

Das Fehlen der 68er-Kulturrevolte in der DDR hat dazu beigetragen, dass die DDR in der „deutschen Tradition des tragischen Ernstes verhaftet geblieben ist“ und bis zu ihrem Ende den „Anschluss an die westliche Kultur der ironischen Leichtigkeit“ nicht finden konnte. „Der staatlich verordnete Antifaschismus konnte den jugendkulturellen Bruch mit der Nazi-Vergangenheit der Eltern nicht ersetzen.“⁷

Fortschrittsoptimismus und Angst vor einem Atomkrieg

Trotz des Kalten Krieges und der weitgehenden Aufteilung der Welt in kapitalistische und sozialistische respektive kommunistische Länder hatten utopische Hoffnungen Konjunktur in Ost und West. Historische Fakten wie etwa die erfolgreich durchgeführte Kubanische Revolution sorgten im politisch linken Lager für Optimismus. Vor allem, weil der „geistige Hintergrund der Revolution“ weder wirtschaftlicher noch politischer Natur war, sondern ethischer: Im Zentrum der Revolution standen „Würde und Egalitarismus“; Havanna wurde von 1960 bis 1968 zur „Hauptstadt der Weltrevolution“, so Michael Zeuske.⁸ Weltweit waren die 1950er- und frühen 1960er-Jahre geprägt von einem grenzenlosen Fortschrittsoptimismus, der von Kommunisten und Sozialdemokraten, Amerikanern und Russen gleichermaßen geteilt wurde: Die Atomkraft versprach eine unerschöpfliche Energiequelle zu werden (das *Atomium* ist 1958 das Wahrzeichen der Weltausstellung in Brüssel), und der sowjetische Start des ersten „Sputnik“ am 4. Oktober 1957 weckte Erwartungen an eine Eroberung des Weltraums und löste in Amerika den „Sputnikschock“ aus. US-Präsident Dwight D. Eisenhower richtete darauf 1958 die Advanced Research Project Agency (ARPA) ein zur Entwicklung neuer Militär- und Raumfahrttechnologien. Vom friedlichen Wettbewerb der Systeme und den sowjetischen Erfolgen im Weltraum beflügelt, ließ sich Nikita Chruschtschow auf dem XXII. Parteitag der KPdSU im Oktober 1961 zum ersten und letzten Mal dazu hinreißen, einen konkreten Termin für den Anbruch des kommunistischen „Paradieses“ („Jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“) zu verkünden: das Jahr 1980.⁹

Gleichzeitig aber beherrschte andererseits die Angst vor einem neuen Krieg die Menschen, verstärkt auch durch die Kolonialkriege in Indochina und Algerien. Vor allem die Angst vor einem Atomkrieg prägte die öffentliche Meinung auf beiden Seiten des Eisernen Vorhanges und äußerte sich in der Friedens- und Antiatomwaffenbewegung, die von Künstler_innen, Intellektuellen und kritischen Student_innen unterstützt wurde.¹⁰ Am 7. April 1958 setzte sich auf dem Londoner Trafalgar Square der erste große Ostermarsch mit dem Ruf „Ban the bomb, ban the bomb“ in Bewegung; aufgerufen zu der Demonstration hatte die *Campaign for Nuclear Disarmament*, die Kampagne für nukleare Abrüstung.

Im gleichen Jahr 1958 begannen in der Bundesrepublik die Planungen für eine Notstandsverfassung in Krisensituationen (Naturkatastrophen, Aufstand und Krieg). Zehn Jahre später, am 30. Mai 1968, wurde sie gegen den erbitterten Widerstand der Studentenbewegung von der Großen Koalition aus CDU und SPD im Deutschen Bundestag mit absoluter Mehrheit verabschiedet.

Europäische Neoavantgarden

Die europäischen Avantgarden – von den Surrealisten in Frankreich über das Bauhaus in Deutschland bis zu den Konstruktivisten in der Sowjetunion – waren nach 1945 ganz von der Bildfläche verschwunden, trotz der Präsenz einzelner Künstler der Avantgarde auf der ersten Documenta 1955 in Kassel. Ihre Manifeste und revolutionären Zielsetzungen, die Formen des menschliche Zusammenlebens von Grund auf zu ändern und die Autonomie der Kunst in einer neuen Lebenspraxis aufzuheben, waren in Vergessenheit geraten. Ihre Versuchsanordnungen und Modelle galten jetzt als Meisterwerke der „klassischen Moderne“, ihre radikalen Inhalte waren damit neutralisiert.

Umso bedeutsamer war daher 1958 die erste Dada-Ausstellung in Deutschland nach der legendären Dada-Messe 1921 in Berlin.¹¹ Sowohl Jean-Jacques Lebel¹² wie auch Wolf Vostell haben von ihren Begegnungen mit den Vertreter_innen dieser ersten Avantgarde wie Marcel Duchamp, Max Ernst, Raoul Hausmann und Hannah Höch berichtet. Vostell erklärte: „Zum ersten Mal sah ich im Leben meine künstlerischen Vorstellungen durch eine frühere Kunstrichtung begonnen. Kunst als Lebensprinzip, Kunst als Verhaltensform, im Ansatz als kritische Verhaltensforschung [...] Gesellschaftliches Bewusstsein als Kunstgegenstand. Lebensprozesse durch Kunstprozesse zu verstärken.“¹³

Die Neuformierung der Avantgardebewegungen in Europa nach dem Krieg fand ihr Echo in Paris im Mai 1968, „als Sätze der Surrealisten und solche, die von ihnen hätten stammen können, an den Mauern von Paris standen“.¹⁴ Plötzlich war der Surrealismus wieder gegenwärtig, ganz im Sinne von Walter Benjamins Gedanken in seinem geschichtsphilosophischen Aufsatz *Über den Begriff der Geschichte*.¹⁵

In Europa war es zunächst die *Independent Group* um Lawrence Alloway, Richard Hamilton und Eduardo Paolozzi, die Mitte der 1950er-Jahre am Institute of Contemporary Art (ICA) in London einen Ausstellungs- und Debattenraum für moderne Kunst fand, in dem linke Künstler, Schriftsteller und Wissenschaftler neue Konzepte zur interdisziplinären Recherche und Analyse der Gesellschaft entwickelten. Sie bildeten den Nukleus der englischen Pop-Art.

Auf dem Kontinent gründete sich 1957 in Cosio d'Arroscia die „Situationistische Internationale“ (S.I.), eine linke Gruppe europäischer Künstler und Intellektueller mit dem Ziel der Schaffung einer Organisation zur praktischen Aufhebung der Trennung zwischen Kunst und Leben. Die S. I. vereinte die *Mouvement pour un Bauhaus Imaginiste* (Bewegung für ein Imaginäres Bauhaus), die *London Psychogeographical Association* (Psychogeographische Gesellschaft London) von Ralph Rumney und die „Lettristische Internationale“ (L.I.).

In der Bundesrepublik Deutschland ersetzten Joseph Beuys, Bazon Brock und Wolf Vostell das traditionelle Kunstwerk durch ein performatives Programm, halb Theater, halb Teach-in. Sie planten ihre Aktionen in dem Bewusstsein, dass Kunst die Realität nur auf dem Umweg über das Denken und die Wahrnehmung des Betrachters verändern und erweitern kann.

Generell spielte die Kunst in den 1960er-Jahren die Rolle eines Trojanischen Pferdes, indem sie radikale Gedanken und politische Inhalte über die Museen, Kunsträume und Galerien in die Kreise der politischen, ökonomischen und kulturellen Elite einschleusten. Gleichzeitig wurde sie aber von den Aktivisten der 68er-Bewegung als Überbleibsel kleinbürgerlichen Denkens bekämpft.

Die Dialektik von Kunst und Leben, Theorie und Praxis

Aus der Rückschau in zeitlichem Abstand gehören vor allem die beiden zentralen Forderungen der 1960er-Jahre, das Übergreifen der Kunst ins Leben, der Übergang von der Kunst in den Aktivismus, der die Manifeste der künstlerischen Vorkriegsavantgarden und der Neoavantgarden wörtlich nehmen wollte, und die direkte Umsetzung der „Kritischen Theorie“ der Frankfurter Schule in die Praxis auf den Prüfstand.

So problematisch der Rückzug der Kunst aus dem Leben „in die Unberührbarkeit einer vollendeten Autonomie“¹⁶ auch ist, so fatal sei es, so Jürgen Habermas, „die Fallhöhe zwischen Kunst und Leben, Fiktion und Praxis, Schein und Wirklichkeit einzu-ebnen; den Unterschied zwischen Artefakt und Gebrauchsgegenstand, zwischen Gestaltung und spontaner Regung zu beseitigen“.¹⁷ Ohne die Grenze zwischen Kunst und Leben gibt es keine Kunst mehr, die, Distanz nehmend, die Wirklichkeit kritisch befragen kann.¹⁸ Die Künstler werden zu Aktivisten einer Bewegung, verlieren die gebotene kritische Distanz zu ihrem Gegenstand und geraten in den Sog der gerade gültigen Parolen oder Parteilinien, wie es die Vertreter der sowjetischen Avantgarde (Gustav Klucis, Alexander Rodtschenko, El Lissitzky) schmerzhaft erfahren haben. Die Konstruktivisten haben damals mit der „Nullstellung“ der Kunst, der Preisgabe ihrer eigensinnigen Autonomie und Selbstbehauptung gegenüber der Realität und der Forderung, jeder Künstler ist ein Ingenieur, ein Techniker, der die neue Welt konstruiert, die Kunst als Medium einer kritischen Reflexion der Gesellschaft aufgegeben.¹⁹ Sie folgten politisch naiv und realitätsblind den politökonomischen Vorgaben, deren Dynamik über sie hinwegging.

Jeder Versuch, die Kunst ins Leben aufzulösen, ihre Autonomie zu opfern, folgt der Logik totalitärer Systeme mit dem Endziel einer entdifferenzierten, homogenen Gesellschaft²⁰ als regressives Gegenmo-



2 Thomas Bayrle, *Ohne Titel (Mao)*, 1965, Aquarell und Bleistift auf Papier, 41,5 x 58 cm, Sammlung Deutsche Bank

dell zum westlichen Prinzip zunehmender gesellschaftlicher Ausdifferenzierung und Arbeitsteilung.²¹

Gegen diese totalitäre Auflösung der Kunst zugunsten des Staates als Gesamtkunstwerk verwahrten sich die Künstler der Gruppe „SPUR“, wenn sie in ihrem Manifest 1958 schreiben: „Die Konstruktivisten und die Kommunisten haben den Irrtum abgeschafft und leben in der ewigen Wahrheit. Wir sind gegen die Wahrheit, gegen das Glück, gegen die Zufriedenheit, gegen das gute Gewissen [...] gegen die HARMONIE.“²² Sie wollten die Kunst nicht in den Dienst einer „Idealisierung der Produktion“ stellen. Jeder solle ein Künstler für die Konstruktion seines eigenen Lebens werden, fordern sie lange vor Beuys’ Aussage: „Jeder Mensch ist ein Künstler.“

Am Ende des Jahrzehnts holte eine programmatische Ausstellung unter dem Doppeltitel *Poesie muss von allen gemacht werden!* und *Verändert die Welt!* im Moderna Museet Stockholm 1969 die Parolen des Pariser Mai 1968 in das Museum. Ronald Hunt als Kurator wollte mit dieser Ausstellung, wie er in der Einleitung des Kataloges formulierte, die Befreiung der Imagination von der Form propagieren, die Überwindung jeder Form von Kunst, auch der neuen Formen von Prozesskunst.²³ In 16 Abteilungen, beginnend mit den Zeremonien indigener Völker auf Neuguinea über die sowjetische Avantgarde, die Massenfeste in der Sowjetunion, die surrealistische Revolution, endete die Ausstellung folgerichtig mit dem Mai 1968 in Paris als Höhe- und Endpunkt der künstlerischen Avantgarde. Durch Slogans auf Hauswänden ist die Poesie auf die Straße gekommen. Die Kunst aus der Zukunft ist nichts anderes als das kollektive Leben.²⁴

„Ich hatte die Erfahrung gemacht, dass sich eine Ausnahmesituation [...] nicht in ‚Organisationen‘ pressen ließ.“

Heinz Dieter Kittsteiner

In den Straßen- und Barrikadenkämpfen des Pariser Mai ging es trotz der Beteiligung von Arbeitern, Streiks und Fabrikbesetzungen offenbar nicht um eine politische oder ökonomische Revolution, sondern um eine Kulturrevolution mit der zentralen Parole „L'imagination prend le pouvoir“ (Die Fantasie ergreift die Macht).²⁵

Im Gegensatz zur Kommunistischen Partei Frankreichs und den Sozialisten, die in Machtkategorien dachten, war den Anarchisten, Trotzlisten und den anderen antiautoritären kommunistischen Gruppierungen der Studenten und jungen Arbeiter in Frankreich gemeinsam, dass sie sich von den Mechanismen der Macht nicht korrumpieren lassen wollten. Sie attackierten zwar heftig die politischen Repräsentanten der Republik, ohne jedoch ihre Institutionen politisch ernsthaft infrage zu stellen. So konnte der Pariser Mai „dem öffentlichen Mythenschatz fast augenblicklich als ein Gegenstand der Nostalgie einverleibt“ werden, „als ein stilisierter Kampf, in dem die Kräfte von Leben, Energie und Freiheit gegen die erstarrte graue Dumpfheit der Männer aus der Vergangenheit stritten“.²⁶ Nicht politische Analysen und Traktate, sondern die Graffiti und Parolen („Sous les pavés la plage“, Unter dem Pflaster liegt der Strand) in den Straßen prägen daher bis heute das Bild des Pariser Mai, mit dem die programmatische Stockholmer Ausstellung 1969 konsequenterweise endete:

„Graffiti was the media through which the revolution sold its hopes.“²⁷ Damit hatte sich die Kunst in den Alltag, auf die Straße verflüchtigt. Heute zeugen nur noch Fotografien und Plakate von dieser „Lebenskunst“.

Auch die Forderung nach der konsequenten Umsetzung der Kritischen Theorie in revolutionäre Praxis gibt das Denken, die intellektuelle Reflexion als kritisches, distanzierendes Medium zur Erkenntnis der Wirklichkeit, preis.

1964 annonciert die „Subversive Aktion“ (Dieter Kunzelmann u. a.) eine „Suchanzeige“, die mit einigen bekannten Zitaten von Adorno wie „Mit dieser Welt gibt es keine Verständigung: wir gehören ihr nur in dem Maße an, wie wir uns gegen sie auflehnen“ und „Alle sind unfrei unter dem Schein, frei zu sein“ beginnt und mit der Aufforderung endet: „Wenn auch Ihnen das Missverhältnis von Analyse und Aktion unerträglich ist, schreiben Sie unter Kennwort ‚Antithese‘ an 8 München 25, postlagernd.“²⁸ Als verantwortlich für diese Annonce im Sinne des Presserechts wurde Adorno mit Angabe seiner Adresse genannt. Der so als folgenloser Intellektueller bloßgestellte Philosoph erstattete Anzeige.

In dieser ironischen Suchanzeige drückt sich der grundsätzliche Konflikt zwischen den Vertretern der „Kritischen Theorie“ in Frankfurt, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, und den antiautoritären Kräften in der Studentenbewegung aus: Die Forderung, Kritische Theorie möge in eine kritische Praxis übergehen, wurde von Adorno konsequent abgelehnt.²⁹ Frank Böckelmann, der 1963 von Dieter Kunzelmann zur Gründungssitzung der „Subversiven Aktion“ am 10. November eingeladen worden war, bekannte allerdings rückblickend, er habe inzwischen entdeckt, „daß Adorno und Horkheimer recht hatten, als sie die Inbetriebnahme der Theorie verweigerten“, und im Hinblick auf das Verhältnis von Theorie und Praxis in den Jahren 1967/68 stellte er fest: „Weder taugten die Theorien zum Korrektiv der Aktionen noch taugten diese zum Korrektiv der Theorien.“³⁰

Auf die suggestive Behauptung der kritischen Studenten, Denken, Schreiben und Lesen sei angesichts des Unrechts zu wenig, antwortete 1968 Horkheimer: „Offen zu sagen, die fragwürdige Demokratie sei bei allen Mängeln immer noch besser als die Diktatur, die ein Umsturz heute bewirken müsste, scheint mir um der Wahrheit willen notwendig zu sein.“³¹ Der aus Nazi-Deutschland nach Amerika emigrierte Sozialphilosoph wusste, wovon er sprach.

Wie die Autonomie der Kunst, so ist auch die Autonomie des Denkens stets ein notwendiges Korrektiv gesellschaftlichen Wandels. Aus dieser Einsicht heraus treten in der Konzeption von Guy-Ernest Debord, des einflussreichen Mitbegründers der „Situationistischen Internationale“, an die Stelle der großen Revolution die zukünftigen Künste, die er sich als „Umwälzungen von Situationen“³² vorstellt. Die Künstler, Revolutionäre und Aktivisten sollen jederzeit bereit sein, das Unerwartete auf dem Weg zu einer utopischen Gesellschaft zu entdecken und die Lust verspüren, das andere Leben jetzt und hier und sofort auszuprobieren. Da es keine Vorschriften, keine fertigen Konzepte, keine Zielvorstellungen geben kann, muss nach Debords Vorstellung jede Gruppe sich selbst auf den Weg machen, um kollektiv im ‚Umherschweifen‘ (*dérive*) herauszufinden, welche Gelegenheiten am Weg liegen, um sie dann leidenschaftlich und spielerisch realisieren zu können.

Auch der dänische Künstler Asger Jorn, wie Debord seinerzeit Gründungsmitglied der „Situationistischen Internationale“, beschreibt die Kunst als „eine Einladung zu einer Verschwendung von Energie, ohne genaues Ziel außer dem, das der Betrachter selbst hier beibringen kann. [...] Niemand kann sie kontrollieren. [...] Das erklärt, warum die Kunst sozial beunruhigend und politisch so bedeutsam ist: Sie ist die eigentliche Quelle der Politik, der Inspiration.“³³

Die viel beschworene Utopie einer herrschaftsfreien Gesellschaft bleibt im Wortsinn ein Nicht-Ort, an den wir uns alle wünschen und träumen, von dem wir aber wissen, dass er uns in dieser Welt unerreichbar bleibt. Allein die 1968 so umstrittene Kunst kann uns immer wieder einen „Vorschein“ aufs mögliche „richtige Leben“ geben.

Was ist vom Erbe der 68er geblieben?

Anzuerkennen bleibt, dass die 68er maßgeblich beteiligt waren an einer beispiellosen Liberalisierung der Industriegesellschaften ab den 1970er-Jahren, die aktuell allerdings von der Neuen Rechten grundsätzlich infrage gestellt wird. Inzwischen wurde der Kampf der damaligen Außerparlamentarischen Opposition (APO) und ihr „Marsch durch die Institutionen“ längst abgelöst von der Sorge um den Schutz der Institutionen unserer Demokratie vor Rechtsradikalen, die das etablierte System und seine angeblich linksliberale Deutungshoheit in den Medien erbittert bekämpfen. Heute bezeichnet sich ein Rechtsradikaler wie Steve Bannon als Leninist und will den „administrativen Staat“ zerstören.

Weit entfernt von der Erfüllung der 68er-Wünsche nach einer Überwindung der selbst zerstörerischen Dynamiken der Konsumgesellschaft und dem Ende der Kriege in der Dritten Welt, sind wir konfrontiert mit einem Leben in Unsicherheit: Klimawandel, Angst vor Terror, weltweite Migrationsbewegungen, die unabsehbaren Folgen von Digitalisierung und Automatisierung und ökonomische Unsicherheit sind einige der größten Herausforderungen unserer Zeit. Weltweit erfahren vor allem in „westlichen“ Ländern die Gesellschaften eine zunehmende Spaltung in Arm und Reich; die großen Vermögen wachsen spätestens seit dem Beginn der neoliberalen Phase zu Anfang der 1990er-Jahre um ein Vielfaches mehr als die Anspargungen der „kleinen Leute“. Staaten – und damit die Bürger – werden sowohl von global tätigen Unternehmen als auch von Privatpersonen systematisch um Steuern in Milliardenhöhe geprellt. Lange war das Scheitern



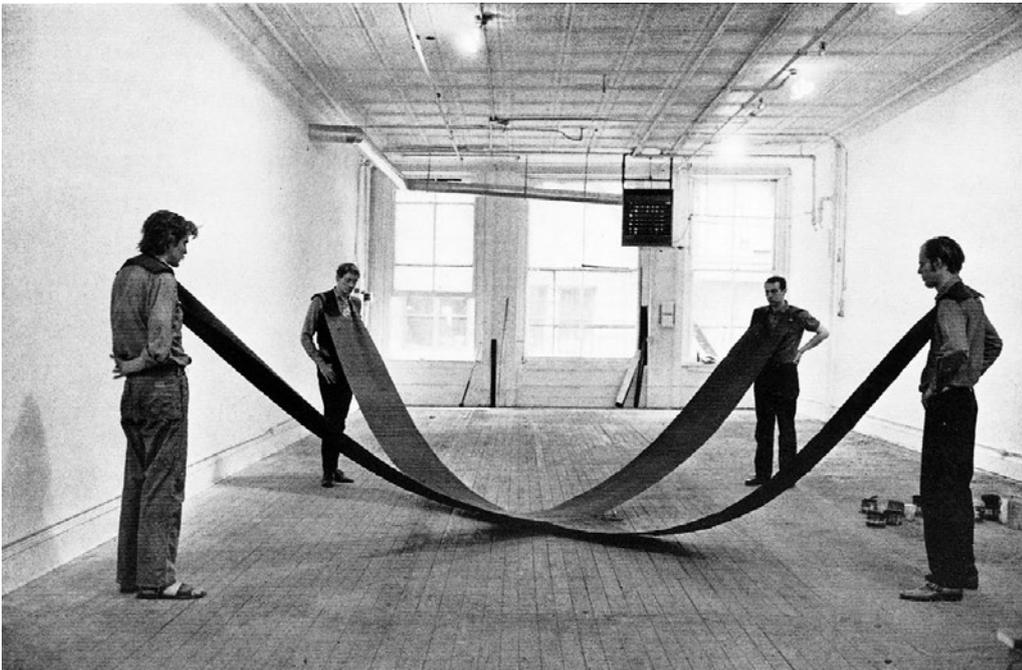
5



3–4 Franz Erhard Walther,
Objekt kurz vor der Dämmerung,
1967, naturfarbener Baumwollstoff,
ca. 600 x 45 cm, Franz Erhard
Walther Foundation

5–6 Franz Erhard Walther,
Politisches Objekt, 1967, wein-
roter Baumwollstoff, 646 x 646 cm
und 138 x 138 cm (Lagerform),
Franz Erhard Walther Foundation

6



von Teilen der Gesellschaft nicht so nah im Bereich des Möglichen wie aktuell. Auch die Zukunft scheint nicht besser auszusehen: „Eine ganze Generation lebt unter dem Eindruck, dass sie scheitern wird – wirtschaftlich, ökologisch und sozial“, wie der Kulturphilosoph Bazon Brock feststellt.³⁴ Viele Jugendliche heute sehen die Zukunft nicht mehr als offenen Horizont von Möglichkeiten, aus denen sie auswählen können, sondern als ein Bedrohungsszenario. Statt von Utopien ist von Dystopien die Rede, zum Beispiel von Algorithmen, die unser Verhalten immer perfekter steuern. In geistigen und materiellen Trümmern aufgewachsen, hatte die 68er-Generation die einmalige Chance, alles infrage zu stellen und alles noch einmal neu zu erfinden. Während die Katastrophe hinter ihr lag, sehen sich die Enkel der 68er mit einer möglichen künftigen Apokalypse konfrontiert.³⁵

Gefragt nach der Einschätzung der Stimmung für das Jahr 2018, antwortet eine junge Poetry-Slammerin, sie schwanke zwischen „Überdruß und Massenhysterie“, ein Schriftsteller kennzeichnet die kollektiven Gefühle als „irre Gereiztheit, als Angststimmung, die sich in ganze Gesellschaften hineinfrisst und von innen vergiftet“.³⁶

Die 10. Berlin Biennale für zeitgenössische Kunst will sich dem „aktuell weitverbreiteten Zustand einer kollektiven Psychose“ stellen und „das politische Potenzial von Strategien der Selbsterhaltung“ erkunden. Konstatierte Heinz Dieter Kittsteiner 1968 noch den „Aufbruch in eine neue Wissensgesellschaft“, so sprechen die Kuratoren der Biennale heute von „starrten Wissenssystemen [...], die zur Entstehung toxischer subjektiver Sichtweisen beitragen“.³⁷

Die von der Studentenbewegung damals verstärkten Individualisierungsprozesse innerhalb der Gesellschaft haben diese inzwischen in immer kleinere gegeneinander um mediale Aufmerksamkeit buhlende Interessengruppen zerfallen lassen, deren Kämpfe Elisabeth Bronfen mit dem Begriff ‚Hysterie‘ als allgemeine Botschaft der „Verwundbarkeit“ der Identität gedeutet hat.³⁸ Inzwischen hat sich eine Gegenbewegung formiert, die mit dem Ruf nach Heimat, Vaterland, nach Rückversicherung in der eigenen heldenhaften Geschichte Geborgenheit und Sicherheiten verspricht und das Wohlergehen der angeblich vernachlässigten Mehrheiten gegen die Intellektuellen und Minoritäten ausspielt.

Den 68ern bleiben die „vielfältigen Geschichten der Selbstbefreiung und des Sich-Emanzipierens, deren Errungenschaften wir heute [...] genießen kön-

nen“.³⁹ Dazu gehört für einige unserer Autor_innen nach ihrer Pensionierung zum Beispiel die Erfüllung ihres Wunsches, Künstler_in zu werden, den sie sich damals versagt haben, unter anderem, weil sie von ihren Erzieher_innen und Mitkämpfer_innen entmutigt wurden: Der Maler HP Zimmer, Mitglied der anarchisch-revolutionären Künstlergruppe „SPUR“, berichtet, dass man sich in der Zeit der Studentenbewegung mit einem Bild unter dem Arm nirgendwo blicken lassen durfte: „affirmative Scheiße, weg damit auf den Müllhaufen der Geschichte! [...] ‚Was soll ich bei Euch als Maler machen?‘ – ‚Fahnen entwerfen, Flugblätter gestalten, Wandparolen erfinden.‘ – ‚Das ist mir zu wenig.‘ – ‚Hast Du wenigstens ein Grundstück?‘ – ‚Nein.‘ – ‚Du bist und bleibst reaktionär!“⁴⁰

Die vorliegende Publikation kann trotz ihres Umfangs natürlich nur einen kleinen Teil des immensen und komplexen Spektrums der globalen 68er-Bewegungen spiegeln und thematisieren. Geografische und zeitliche Zäsuren mussten vorgenommen werden, um das Buch nicht ausufern zu lassen. Dennoch haben wir uns bemüht, im Rahmen des gesetzten kunst- und kulturhistorischen Kontextes einige der für uns wichtigsten Strömungen, Themen und Entwicklungen aufzugreifen und sie in Verbindung mit einer Vielzahl von Abbildungen in angemessener Form zusammenzubringen.

Das Buch wird eröffnet mit einem Überblick zum globalen Protest. Im Zentrum des zweiten Kapitels steht die Rolle der Neoavantgarden in der Auseinandersetzung mit den politischen Aktivisten der Studentenbewegung. Dieser Kritik der Kunst an den kapitalistischen und staatsbürokratischen Lebensformen wird im dritten Kapitel die konstruktive Rolle der mit kybernetischen Modellen und Computern arbeitenden Künstler gegenübergestellt, die in Ost und West den Versuch unternahmen, die Zukunft zu gestalten. Auf einen Blick nach Mittel- und Osteuropa folgt der Ausblick auf die 1970er-Jahre unter den Stichworten Terror, Feminismus und Normalität. Verteilt über das ganze Buch beschreiben 16 Vertreter_innen der 68er-Generation aus ihrem jeweiligen Blickwinkel, wie sie das Jahr 1968 erlebt haben und wie es ihren Lebensweg bestimmt hat.

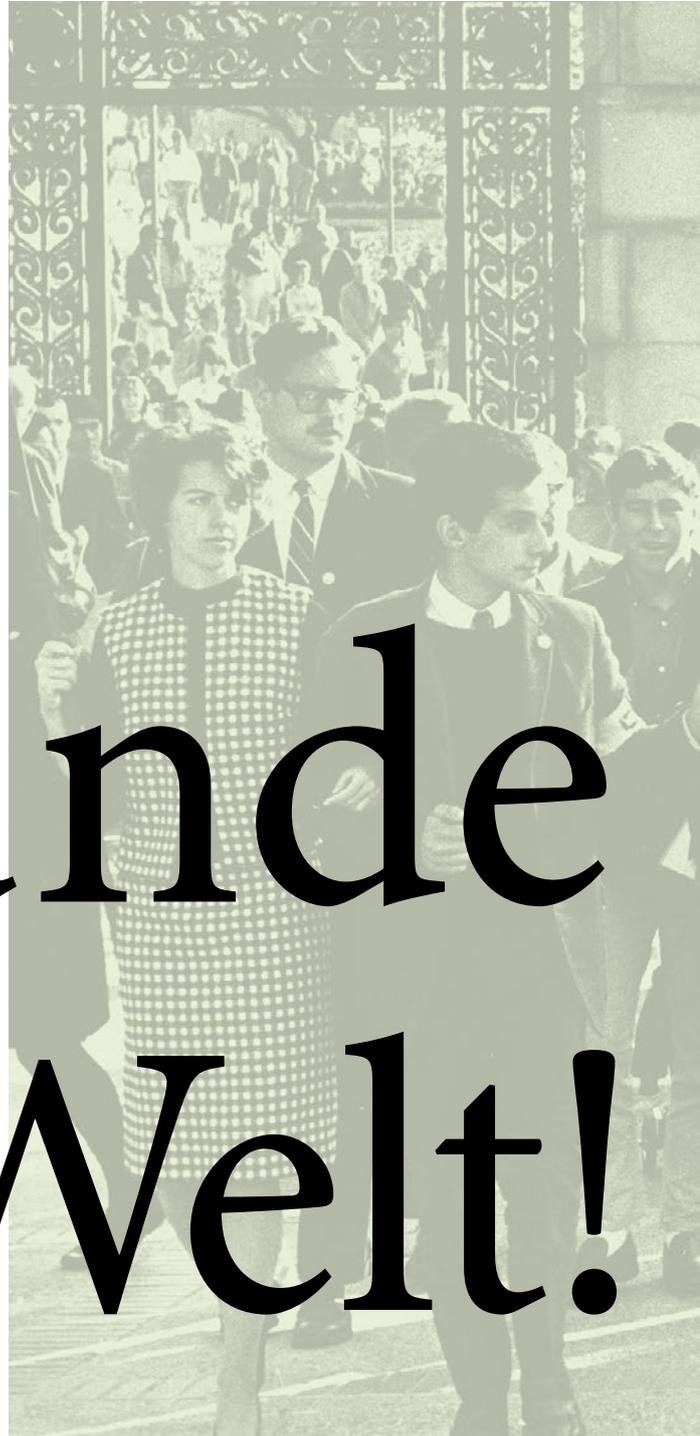
Einige Fragen können durch diese Publikation möglicherweise beantwortet werden, ebenso werden sicherlich auch neue entstehen – und im Idealfall zum Nachdenken über die jüngste Geschichte und ihren Bezug zum heutigen Weltgeschehen beitragen.

1 Cees Nooteboom, *Paris, Mai 1968*, Frankfurt am Main 2003 (die Originalausgabe erschien 1968 in Amsterdam), S. 87. 2 Zitiert nach Ingrid Gilcher-Holtey, 1968. *Eine Zeitreise*, Frankfurt am Main 2008, S. 7. 3 Heinz Dieter Kittsteiner, *Unverzichtbare Episode*, in: Zeitschrift für Ideengeschichte, H. 4 (2008), S. 31–44, hier S. 42 f. 4 Pascal Eitler, *Die ‚sexuelle Revolution‘ – Körperpolitik um 1968*, in: Martin Klimke/ Joachim Scharloth (Hrsg.), *Handbuch 1968 zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, Stuttgart/Weimar 2008, S. 237. 5 In erster Instanz wurden die Gruppenmitglieder wegen Gotteslästerung, Blasphemie und Verbreitung unzüchtiger Schriften in ihrer Zeitschrift „SPUR“ zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, in der zweiten Instanz wurde die Strafe auf fünf Wochen zur Bewährung reduziert. 6 Vgl. Norbert Frei, 1968. *Jugendrevolte und globaler Protest*, München 2017, S. 203–207. 7 Heinz Bude, *Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938–1948*, Frankfurt am Main 1995, S. 21. 8 Michael Zeuske, *Kuba im 21. Jahrhundert. Revolution und Reform auf der Insel der Extreme*, Berlin 2012, S. 17 und S. 39. 9 Siehe Stefan Wolle, *Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989*, Berlin 1999, S. 41. 10 So veröffentlichte z.B. der Philosoph Günther Anders 1963 sein Buch *Hiroshima ist überall. Tagebuch aus Hiroshima und Nagasaki*. „Seit Hiroshima überstieg die Bedrohung, unter der die Menschheit lebte, die menschliche Vorstellungskraft jedoch in einem Maße, welches das Wort ‚Entgleisung‘ allzu optimistisch erscheinen ließ – denn es ließ immer noch die Hoffnung zu, dass sich der Gang der Geschichte wieder zurücksetzen ließe.“ Anders, ebd., München 1963, S. 211. 11 Unter dem Titel *DADA – Dokumente einer Bewegung* wurde die Ausstellung organisiert vom Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen in Düsseldorf und vom 5. September bis 19. Oktober 1958 in der Alten Kunsthalle Düsseldorf gezeigt. 12 So Lebel im Gespräch mit dem Verf. am 30. August 2017 in seinem Atelier in Freneuse sur Risle (Eure). 13 Vostell zitiert nach *DADA und die Mentale Energie*, Interview mit Dona Mercedes Guardado Olivenza de Vostell, Juli 1975 in Malpartida/ Spanien, in: Sprache im technischen Zeitalter, H. 55 (Juli–September 1975), S. 214. 14 Peter Bürger, *Das zwiespältige Erbe der Avantgarde*, in: Ders., *Theorie der Avantgarde*, Göttingen 2017, S. 132. 15 Ebd., S. 131: „Das ‚wahre Bild‘ einer Vergangenheit fällt nur einer Gegenwart zu, die sich darin erkennt.“ Siehe auch Walter Benjamin, *Über den Begriff der Geschichte*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. I/2, Frankfurt am Main 1974 ff., S. 695.: „Das wahre Bild der Vergangenheit huscht vorbei. Nur als Bild, das auf Nimmerwiedersehen im Augenblick seiner Erkennbarkeit eben aufblitzt, ist die Vergangenheit festzuhalten. [...] Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, die sich nicht als in ihm gemeint erkannte.“ 16 Jürgen Habermas, *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*, in: Die Zeit vom 19. September 1980; siehe auch Rosalind E. Krauss, *Die Originalität der Avantgarde und andere Mythen der Moderne*, hrsg. und mit einem Vorwort versehen von Herta Wolf, Amsterdam/Dresden 2000, S. 51. 17 Habermas (wie Anm. 16). 18 Siehe Anselm Kiefer, „Steigend, steigend sinke nieder“. Der Ausgang bleibt offen. Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2008, in: Süddeutsche Zeitung vom 20. Oktober 2009, S. 11: „Es gibt eine besondere Grenze, die Grenze zwischen Kunst und Leben, eine Grenze, die sich oft irrlüchtern verschiebt. Aber ohne diese Grenze gibt es keine Kunst.“ 19 El Lissitzky erklärte, Malewitsch habe mit seinem schwarzen Quadrat auf weißem Grund „alle Formen, alle Malerei zu einer Null bringen [wollen]. Aber für uns war diese Null der Wendepunkt, an dem der Prozeß des ‚neuen räumlichen Aufbaus der Realität‘ begann“. El Lissitzky, *Neue Russische Kunst*, in: Sophie Lissitzky-Küppers (Hrsg.), *El Lissitzky Maler Architekt Typograf Fotograf*, Dresden 1976, S. 338. 20 Siehe dazu Boris Groys, *Gesamtkunstwerk Stalin. Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion*, München 2008. 21 Im kollektiven Einheitsstaat sind

alle „Differenzierungen, seien es funktionale nach Systembereichen und entsprechenden Professionen, seien es ethnische oder sozialstrukturelle nach Schichten, Milieus oder sozialen Bewegungen, also alle gesellschaftlichen Bereiche, die eine gewisse Teilautonomie, eine eigene Handlungs- oder Artikulationsfähigkeit erreichen können“, prinzipiell ausgeschlossen. Albrecht Göschel, *Die Kunst der DDR als Dokument essentialistischer Identitätsbildung*, in: Paul Kaiser/Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.), *Enge und Vielfalt. Auftragskunst und Kunstförderung in der DDR*, Hamburg 1999, S. 555 f. 22 Zitiert nach Klaus Schrenk (Hrsg.), *Aufbrüche. Manifeste, Manifestationen. Positionen in der bildenden Kunst zu Beginn der 60er Jahre in Berlin, Düsseldorf und München*, Köln 1984, S. 180. 23 „Artistic imagination, I believe, needs to be set free from the confining notion of form – sculptures, painting, happening etc. – in order to intervene directly in our everyday lives. Freed of form it might be revealed as a common property to all men.“ Ronald Hunt, *Introduction*, in: *Poetry must be made by all*, Ausst.-Kat., Moderna Museet Stockholm, Stockholm 1969, S. 6. 24 Zur Übernahme dieser Ausstellung nach München siehe den Beitrag von Birgit Jooss, S. 258 ff. 25 Nachdem am 13. Mai 1968 die ehrwürdige École Nationale Supérieure des Beaux-Arts besetzt worden war, erhielt sie den Ehrentitel „Ex-Kunstschule“ und alle Kunststudenten waren automatisch „Ex-Kunststudenten“ und „Ex-Maler“. An der Fassade stand geschrieben: „Die bürgerliche Revolution war eine juristische. Die proletarische Revolution war eine ökonomische. Die unsrige ist die Kulturrevolution.“ Vgl. Louis F. Peters, *Kunst und Revolte. Das politische Plakat und der Aufstand der französischen Studenten*, Köln 1968, S. 65. Gleichzeitig fand die von Mao Tse-tung initiierte Kulturrevolution in China statt. 26 Tony Judt, *Die Geschichte Europas seit dem Zweiten Weltkrieg*, München 2006, S. 462 f. 27 „Graffiti was the media through which the revolution sold its hopes“, o.V., in: *Poetry must be made by all*, Ausst.-Kat. (wie Anm. 23), zwischen S. 104 und S. 105. 28 Zitiert nach Wolfgang Kraushaar (Hrsg.), *Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946 bis 1995*, Bd. 2, *Dokumente*, Hamburg 1998, S. 176. 29 Theorie und Praxis „stehen polar zueinander. Diejenige Theorie dürfte noch die meiste Hoffnung auf Verwirklichung haben, welche nicht als Anweisung auf ihre Verwirklichung gedacht ist [...]“ Theodor W. Adorno, *Marginalien zu Theorie und Praxis*, in: Ders., *Stichworte: Kritische Modelle 2*, Frankfurt am Main 1969, S. 190, zitiert nach Frank Böckelmann, *Bewegung*, in: Ders., *Die Emanzipation ins Leere. Beiträge zur Sinnungsgeschichte 1960–2000*, Berlin/Wien 2000, S. 129 f. 30 Böckelmann (wie Anm. 29), S. 91 und S. 111. Heute zählt Böckelmann als Herausgeber der Zeitschrift „Tumult“ zu den Intellektuellen der Neuen Rechten. 31 Max Horkheimer, *Kritische Theorie*, Bd. 1, Vorwort, Frankfurt am Main 1968, zitiert nach Böckelmann (wie Anm. 29), S. 129. 32 Gerard Berreby, *Documents relatif à la fondation de l'Internationale Situationniste 1948–1957*, Paris 1985, S. 109, zitiert nach Roberto Ohrt, *Phantom Avantgarde. Eine Geschichte der Situationistischen Internationale und der modernen Kunst*, Hamburg 1990, S. 48. 33 Asger Jorn, *Heringe in Acryl*, Hamburg 1987, S. 55, zitiert nach Ohrt (wie Anm. 32), S. 290. 34 Bazon Brock, *Der Barbar als Kulturheld. Ästhetik des Unterlassens, Kritik der Wahrheit. Wie man wird, der man nicht ist*, in: Ders., *Gesammelte Schriften 1991–2002*, Köln 2002, S. 310. 35 Vgl. Heinz Bude, *Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968*, München 2018. 36 Lisa Eckhart und Robert Misik in der Sendung *Kulturzeit*, 3sat, am 10. Januar 2018. 37 Ankündigung der 10. Berlin Biennale (09.06.–09.09.2018) vom 10. Januar 2018. Siehe online unter: www.berlinbiennale.de 38 Siehe Elisabeth Bronfen, *Das verknottete Subjekt. Hysterie in der Moderne*, Berlin 1998, S. 17. 39 Stephan Wackwitz, *Die Bilder meiner Mutter*, Frankfurt am Main 2015, S. 21. 40 HP Zimmer, Selbstgespräch. *Bilder 1958–1984*, Ausst.-Kat., München 1984, S. 90 ff.

I Globaler Protest

Verändere
die Welt!





rt

FREE
SPEECH

Protest im Westen, Bewegung im Osten

Globale Parallelitäten und
Zusammenhänge um 1968

Achtundsechzig war überall – mit dieser Bemerkung habe ich vor zehn Jahren mein Buch zum 40. Dienstjubiläum der Revolte enden lassen.¹ Heute, im Zeichen einer fast schrankenlosen, auch deshalb inzwischen vielfach kritisierten Globalisierung, scheint dieser Gedanke neue Relevanz zu gewinnen. Aber auch ein mittlerweile geradezu ubiquitär gewordenes Interesse an der Globalgeschichte trägt dazu bei: Fragen der Transnationalität, der Netzbildungen und einer *Entangled History* genießen in der Geschichtswissenschaft derzeit hohe Aufmerksamkeit. Damit gerät wieder stärker in den Blick, vielleicht sogar stärker als jemals zuvor, dass die Synchronizität der Ereignisse „um 1968“ nicht nur hitzköpfigen Akteuren, sondern auch distanzierteren Zeitgenossen schon im Moment des Geschehens vor Augen stand.

Ein eindrückliches Beispiel dafür lieferte, im August 1968, der im vergangenen Jahr verstorbene Peter Härtling. Im „Monat“, einer damals noch viel gelesenen liberalen Intellektuellenzeitschrift, die aus der amerikanischen Kulturpolitik des Kalten Krieges hervorgegangen war, bemerkte der junge Schriftsteller, der mit seinen 34 Jahren generationell irgendwo zwischen den Achtundsechzigern und den ehemaligen Flakhelfern stand: „Die jungen Leute haben die Welt zwischen Prag, Berlin und Berkeley, Stockholm, Paris und Tokio in den Zwiespalt gebracht, den sie seit eh und je fürchtete und den sie unter dem Deckmantel eines autoritären Sozialismus und einer

gleichmacherischen Demokratie verbarg: daß die Träume des Menschen vom Menschen im politischen Alltag zu verkrüppeln drohen.“

Die Orte, die Härtling nannte, lassen sich beinahe beliebig ergänzen: Amsterdam und Brüssel, Barcelona und Madrid, Mailand, Turin und Rom, Athen, Istanbul und Ankara, Belgrad und Tel Aviv, Wien und Zürich, London und Kopenhagen, aber auch Mexikostadt und Rio de Janeiro, ganz zu schweigen von den vielen Schauplätzen in Frankreich, Deutschland und den USA. – Der Westen, verstanden als der Raum der legitimen Freiheit oder der wenigstens geduldeten Möglichkeit des Menschen zum Protest, erschien 1968 unendlich weit; viel weiter jedenfalls als alle Konventionen seiner politischen und geografischen Bestimmung. Und einen historischen Moment lang hatte es sogar den Anschein, als sei dieser Westen auch im Osten möglich: hinter dem Eisernen Vorhang.

Was aber bedeutete diese Synchronizität? Definierte sich der Westen im Zuge der Revolte gleichsam neu? Was waren überhaupt, neben der Gleichzeitigkeit vieler Ereignisse, die Gemeinsamkeiten des Protests? Wo sind seine Anfänge auszumachen? Gab es wirklich das *eine* große Thema, den *einen* zentralen Grund?

Erschöpfend kann der vorliegende Überblick solche Fragen nicht erörtern. Und selbst die Ausgangsthese kann nur postuliert, nicht im Einzelnen ausgeführt werden: Wer nach den Wurzeln von Achtund-



1 Mario Savio, Anführer der *Free Speech Movement*, bei einer Demonstration der Studenten der University of California, Berkeley, 20. November 1964, Foto: Chris Kjobech

sechzig sucht, der muss zeitlich zurückgehen bis in die Hochphase des Kalten Krieges – und geografisch in die USA. Denn dort lagen die Anfänge einer jungen, studentischen Neuen Linken, die sich bereits ab den späten 1950er- und frühen 1960er-Jahren zwar auch in der Bundesrepublik und in Großbritannien entwickelte, die aber in Amerika besonders früh und nachhaltig zur Aktivität drängte.

So war es denn auch nicht erst die *Free Speech Movement* in Berkeley, die viel zitierte „Mutter aller Studentenrevolten“, mit der im Herbstsemester 1964 alles losging. Vielmehr zeigt sich, wenn man nach den Beweggründen der kalifornischen Studenten sucht, dass deren Politisierung bereits in der Civil Rights Movement begonnen hatte. Die in der Regel weißen Studenten, die sich spätestens ab den frühen 1960er-Jahren in ihren Sommerferien in den Südstaaten gegen Segregation und Diskriminierung der Schwarzen einsetzten, kamen Mal um Mal empörter an ihre Eliteuniversitäten zurück. Es war also die inneramerikanische gesellschaftliche Situation, an der sich die Unruhe zunächst entzündete.

Nach dem inszenierten Zwischenfall im Golf von Tonkin im Sommer 1964 lieferte das sich deutlich steigende militärische Engagement der USA in Vietnam einen weiteren, in seiner Bedeutung rasch wachsenden Protestgrund. Entsprechend gaben in den nächsten Jahren immer weniger die *Students for a Democratic Society* (SDS) den Ton an, die 1962 mit

ihrem nach Gesellschaftsveränderung verlangenden *Port Huron Statement* einen geradezu poetischen Auftakt gesetzt hatten. Sie blieben damit jedoch ein verhältnismäßig kleiner Club, gemessen jedenfalls an den radikaleren aktivistischen Kräften der *Black Power* im Süden und der *Black Panther* im Norden, die sich im Kampf um Bürgerrechte und im Protest gegen den Vietnamkrieg zusammenfanden. Leute wie Stokely Carmichael, der Vorsitzende des schwarzen *Student Nonviolent Coordinating Committee* (SNCC), trieben die Radikalisierung mit eingängigen Parolen voran: „White people sending black people to make war on yellow people in order to defend the land they stole from red people.“

Für die USA lässt sich mithin konstatieren, dass die Anfänge von Achtundsechzig bereits in dem um 1960 sich deutlich verjüngenden und dann auch ethnisch sich erweiternden zivilgesellschaftlichen Protest gegen die Rassendiskriminierung lagen. Dieser Protest war begleitet von einer Dekade der politischen Gewalt, zu der die Attentate auf John F. Kennedy, Martin Luther King und Robert Kennedy ebenso gehörten wie die Unruhen in den Schwarzenvierteln von Los Angeles und anderen Großstädten, die etliche Todesopfer forderten, und das „Kent-State-Massaker“ im Mai 1970, bei dem die Nationalgarde auf dem Campus der Universität vier Studenten erschoss, die gegen den Einmarsch der US-Truppen in Kambodscha protestiert hatten.

Das Festival von Woodstock wurde geradezu zum generationsstiftenden Mythos.

2



Im kulturellen Gedächtnis des Landes kaum weniger verankert ist freilich die parallel dazu sich ausweitende *Counter Culture* und vor allem der *Summer of Love* von 1967. Das Festival von Woodstock zwei Jahre später wurde geradezu zum generationsstiftenden Mythos – anders als die massiven Auseinandersetzungen an der Columbia University und auf dem Nominierungsparteitag der Demokraten 1968 in Chicago. Diesen politischen Höhepunkten der Revolte folgte dann allerdings, obwohl der Krieg in Vietnam weiterging, ein rascher Abschwung, markiert durch das letzte landesweite Treffen der SDS Ende 1969. Nicht von ungefähr hat sich in der amerikanischen Historiografie deshalb auch die Rede von den „Sixties“ eingebürgert – also der Blick auf ein Jahrzehnt der Revolte, nicht auf ein einzelnes Jahr.

Doch die USA waren nicht das einzige Land, in dem sich über eine Dekade und länger erstreckte, was unter dem Gesichtspunkt der Trägergruppen und der Themen des Protests mit Achtundsechzig in Verbindung stand. In gewisser Weise gilt das auch für Japan, das bei diesem Thema üblicherweise nicht in der ersten Reihe der Betrachtung steht, tatsächlich aber mit einem gewissen Recht gleich hinter den USA positioniert werden kann. Denn an der Wiege der ungewöhnlich breiten und ungewöhnlich gewalt-

samen japanischen Studentenbewegung stand ein nicht minder ungewöhnlicher Pate: 1945 hob die amerikanische Besatzungsmacht nicht nur das kaiserliche Verbot der Kommunistischen Partei Japans (KPJ) auf, sondern ihr Oberbefehlshaber General Douglas MacArthur gestattete auch die Gründung einer Gesamtjapanischen Allianz studentischer Selbstverwaltungen, *Zengakuren*. Damit waren praktisch mit einem Schlag Zehntausende Studenten an den wenigen öffentlichen und den zahlreichen privaten Universitäten des Landes in einem Dachverband zusammengefasst. *Zengakuren* orientierte sich zunächst an der KPJ und wie diese wurde der Verband von den Amerikanern wegen seiner Opposition gegen den Chauvinismus und Imperialismus des kaiserlichen Militärregimes unterstützt. Schon bald jedoch stand der Studentenverband den Amerikanern und ihrer „imperialistischen Besatzung“ in offener Feindschaft gegenüber. Allerdings zersplitterte die linksradikale studentische Szene Japans dann ziemlich, um erst im Protest gegen den amerikanischen Krieg vor der eigenen Haustür – in Vietnam – ab dem Frühjahr 1965 wieder zusammenzufinden. Es kam zu einer Art Renaissance der studentischen Neuen Linken in Japan, und auch dabei waren Amerikaner Geburtshelfer, nämlich die *Students for a*



2 Be-in im Golden Gate Park, San Francisco, Kalifornien, Herbst 1967, Foto: Dennis L. Maness

3 Am 12. November 1967 kommt es in der Nähe des Tokioter Flughafens während einer Demonstration gegen die Reise des Premierministers Sato in die USA zu Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Studenten. Foto: Mitsunori Chigita

Democratic Society (SDS). Deren Präsident Carl Oglesby hielt am symbolträchtigen 15. August 1965, dem zwanzigsten Jahrestag der japanischen Kapitulation, auf dem ersten Tokioter Teach-in eine wichtige Rede.

In der Stoßrichtung waren sich die SDS und die nicht orthodoxen japanischen Linken nahe: Auch den Japanern ging es darum, unter Berufung auf die Werte des amerikanischen Liberalismus gegen die Kriegspolitik der US-Regierung zu demonstrieren, nicht gegen den American Way of Life. „Mit Amerika gegen Amerika“, lautete die Devise. Anders der radikale Flügel des *Zengakuren*: Der lieferte sich im Herbst 1967 eine Schlacht mit der Polizei, bei der ein Student getötet wurde. Damit war ein Wendepunkt erreicht, und zwar in einer bemerkenswerten zeitlichen Parallele zur Zuspitzung des Vietnam-Protests in der Bundesrepublik und in den USA, aber auch in Italien und England.

Die gewaltbereiten Studenten sorgten nun dafür, dass sich die Stimmung im Land binnen kürzester Zeit weiter radikalisierte. In der südjapanischen Hafenstadt Sasebo lief der aus dem Golf von Tonkin kommende atomgetriebene US-Flugzeugträger „Enterprise“ ein. Die Fernsachrichten über den brutalen Kampf zwischen den mit Helmen ausgerüsteten, barrikadenbauenden Mitgliedern des *Zengakuren* und der Polizei lösten tagelange Unruhen in ganz Japan aus. Allein in Tokio demonstrierten 25.000 meist junge Menschen; eine Studentengruppe schaffte es für einen Sitzstreik sogar ins Außenministerium – und in der Bundesrepublik sollen die Bilder aus Japan Protestbewegte zu Tausenden veranlasst haben, Fachgeschäfte aufzusuchen und sich mit Bauarbeiterhelmen einzudecken.

Auch wenn der wechselseitige Nachahmungseffekt selten derart direkt zu beobachten war: Die Ereignisse im Fernen Osten bezeugten, dass den

4



5



Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg, die inzwischen nahezu rund um den Globus stattfanden, ein gemeinsamer moralischer Antrieb eignete. Neben je spezifischen nationalen Gründen und mehr oder weniger deutlichen antiamerikanischen Motiven fand darin eine diffuse Wertegemeinschaft der Kriegs- und Nachkriegskinder ihren Ausdruck. Deren Generationenmaxime mochte naiv pazifistisch, egozentrisch und letztlich sogar unpolitisch sein, aber sie nahm die Postulate beim Wort, die ihre Väter nach 1945 verkündet hatten: Nie wieder Krieg, nie wieder Faschismus.

Anders als in Europa steigerte sich in Japan die Gewaltamkeit des Anti-Vietnam-Protests aufgrund der Beteiligung der Militanten des *Zengakuren* ab dem Herbst 1968 noch weiter. Im Jahr darauf, als zugleich auch die Frage der Erneuerung des amerikanisch-japanischen Sicherheitsvertrags und Verhandlungen über die Rückgabe von Okinawa an Japan anstanden, gab es kaum eine Demonstration, die nicht von Ausschreitungen begleitet war. Fast eine halbe Million Menschen gingen im Oktober 1969 auf die Straßen; danach ebten die Auseinandersetzungen langsam ab. Bis Mitte der 1970er-Jahre, so hat man ausgerechnet, forderten die Fraktionskämpfe innerhalb der studentischen Linken in Japan insgesamt fast 5.000 Verletzte und 44 Tote.

Gemessen an diesen dramatischen Zahlen nimmt sich die Bilanz des japanischen Terrorismus, der im

September 1969 aus den nachlassenden Campus- und Straßenkämpfen hervorging, beinahe harmlos aus: Bereits nach wenigen Wochen wurde eine halbe Hundertschaft dieser Stadtguerilleros bei einer Schießübung verhaftet. Nach einer spektakulären Flugzeugentführung im März 1970 wanderten etliche der verbliebenen Mitglieder Richtung Libyen ab, andere wurden Opfer von Lynchaktionen konkurrierender Genossen. Zwei Jahre später, nach der Zerschlagung einer Teilfraktion, wurde es still.

Schon zeitgenössisch hat man darüber zu spekulieren begonnen, inwiefern der linke Terrorismus als ein spezifisches Problem der einstigen Achsenmächte des Zweiten Weltkriegs zu verstehen sei. Nur in diesen Gesellschaften, so der Gedanke, habe die Revolte der 1960er-Jahre einen solchen Ausgang genommen. Auch wenn diese Überlegung den (freilich kurzlebigen) Terror der nordamerikanischen *Weathermen* ebenso außer Acht lässt wie die (weitaus zäheren) Terroristen Südamerikas, so ist doch nicht von der Hand zu weisen, dass die Protestbewegungen in Japan, Italien und der Bundesrepublik immer wieder an vergangenheitspolitischen Lasten rührten, die andernorts in dieser Schärfe tatsächlich nicht gesehen wurden. Eine „unbewältigte Vergangenheit“ – konkret etwa die Frage der Kollaboration mit dem nationalsozialistischen Deutschland und deren Konsequenzen für die einheimischen und immigrierten Juden – stand



um 1968 zum Beispiel weder in Frankreich wirklich zur Debatte noch in den Niederlanden, wo „Provos“ und „Kabouters“ die gegenkulturell geprägte Szene beherrschten.

In der Bundesrepublik, genauer gesagt in West-Berlin, begannen die Studenten sich bekanntlich um die Mitte des Jahrzehnts zu regen, der Höhepunkt ihrer Mobilisierung lag 1967/68; die organisatorischen Ausläufer in Gestalt der K-Gruppen hielten sich ein weiteres Jahrzehnt, der Terrorismus der RAF noch wesentlich länger.

Ziemlich parallel dazu verlief zunächst die Entwicklung in Italien: Dort waren bereits die Jahre 1966/67 von studentischem Protest geprägt, der sich bis 1968 ausweitete, im Jahr darauf dann allerdings von den Universitäten auf die Fabriken im Norden übergang – mit völlig wahnhaften Analogien wie bei Pirelli in Mailand: „Il nostro Vietnam è in fabbrica“ (Unser Vietnam ist in der Fabrik). Und in vielen Einzelheiten bis heute ungeklärt ist der beispiellose Ausbruch terroristischer Gewalt von links und rechts, unter dem das Land in den „bleiernen“ 1970er-Jahren litt.

Deutlich anders gestaltete sich demgegenüber die Situation in Frankreich, wo sich die Protestbewegung, eindeutiger als irgendwo sonst im Westen, tatsächlich auf das Frühjahr 1968 beschränkte: Der Pariser Mai 68 entstand fast aus dem Nichts, er führte die Fünfte Republik in eine veritable Krise und de Gaulle an den Rand des Sturzes – und war doch ein paar Wochen später fast spurlos vorbei. Rechtsrheinische Blätter wie der „Spiegel“, die angesichts der Barrikaden eben noch die „Französische Revolution“ auf ihre Titelseite genommen hatten, sahen sich düpiert.

In den Niederlanden, in Großbritannien und überall, wo der Protest sich stärker kulturell artikulierte, begann dieser bereits vor der Mitte des Jahrzehnts; die (hochschul)politischen Akzente lagen aber auch dort in den Jahren 1968/69.

4 Peter Sorge, *Body I (Schwarzenegger)*, 1969, Graphit- und Farbstift, Collage auf Karton, 56,5 x 85,7 cm, Sammlung Schüler, Düsseldorf

5 Peter Sorge, *Helikopter*, 1968, Öl, Kunstharz auf Nessel, 100 x 220 cm, Kunststiftung Poll, Berlin

6 Erró, *American Interior No. 7*, 1968, Öl auf Leinwand, 97 x 115 cm, Ludwig Forum für Internationale Kunst Aachen, Leihgabe der Peter und Irene Ludwig Stiftung

Wer angesichts solcher Verlaufsphasen Achtundsechzig eher als eine Epoche begreift denn als ein „Jahr, das alles verändert hat“, der wird auch den Umstand leichter akzeptieren, dass die Motive des Protests – ungeachtet vieler Kongruenzen und Parallelen – keineswegs alle über einen Kamm zu scheren sind. Das gilt in gewisser Weise sogar für die Formen von (hauptsächlich, aber nicht nur) politischer Bewegung, die 1968 im Osten zu konstatieren waren: Der Protest in Prag und andernorts hinter dem Eisernen Vorhang stand in der antistalinistischen Tradition des freiheitlichen Aufbegehrens gegen die Sowjetunion – und überlebte anno 1968 kaum länger als 1953 in Ost-Berlin und 1956 in Ungarn. Die März-Unruhen 1968 in Polen folgten aus dem Protest gegen die brutale antisemitische Kampagne der kommunistischen Parteiführung.

Was Achtundsechzig in der DDR betraf, so wird man im Sinne einer Vorgeschichte auf die popkulturelle Infektion verweisen müssen, die etwa beim Ost-Berliner „Deutschlandtreffen der Jugend“ zu Pfingsten 1964 zu beobachten war oder beim Leipziger „Beat-Aufstand“ am Reformationstag 1965 – und auf die Walter Ulbricht im Dezember 1965, auf dem 11. Plenum des Zentralkomitees der SED, mit einer radikalen Wende in der Kultur- und Jugendpolitik reagierte. Nach diesem sogenannten Kahlschlag-Plenum sollte Schluss sein mit „Westschlager und Beatmusik“. Doch die „Gitarrenjugend“ wich dem nun aufgelegten Gegenprogrammen der FDJ wo immer möglich aus: in halbgeheime, westlich-dekadent ausgestaffierte Treffpunkte – oder gleich nach Prag.

Mitte der 1960er-Jahre nämlich begann sich die ČSSR zu einem beliebten Reiseziel der Ostdeutschen zu entwickeln. Vor allem die Hauptstadt galt Schülern und Studenten, Künstlern und Intellektuellen als eine Art West-Ersatz. Hier stieß man auf ein internationales Publikum, hier traf man sich mit Freunden und Verwandten aus der Bundesrepublik, hier konnte man im Kino amerikanische Filme in Originalfassung sehen, hier ließen sich westliche Zeitungen und Bücher beschaffen. Und als es 1968 Frühling wurde in Prag, war die Stadt plötzlich Inbegriff jener Idee, die auch in der DDR noch immer viele faszinierte: dass ein humaner Sozialismus möglich wäre.

Obwohl das Staatliche Reisebüro der DDR Kurzurlaube bei den Nachbarn bereits aus dem Programm genommen hatte, fuhren die Ostdeutschen in den Sommerferien 1968 massenhaft nach Prag; vor allem die Jungen hatten sich Visa besorgt. Sie waren es

dann auch, die auf die Nachricht vom Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen am heftigsten reagierten. Die Zeichen des Widerspruchs sind in den Stasi-Akten getreulich dokumentiert. So etwa, dass an der Autobahn bei Hennigsdorf Unbekannte ein Bettlaken aufspannten mit der Aufschrift „Freiheit für Dubček“ oder dass in Erfurt rund 200 Jugendliche ihrem Zorn mit Sprechchören Luft machten. In Ost-Berlin zählten die Stasi-Statistiker „an 212 Stellen 272 Losungen“, und besonders ernüchternd musste ihnen vorkommen, dass eine Gruppe junger Leute handgeschriebene Flugblätter verteilte, die sich als Kinder hoher SED-Funktionäre erwiesen wie Thomas Brasch, Rosita Hunzinger, Erika Berthold und die beiden Havemann-Söhne Frank und Florian.

Das Ende des Prager Frühlings bedeutete einen tiefen Einschnitt nicht nur für die Generation der um das Kriegsende Geborenen, und natürlich auch nicht nur in der DDR. Um es aber am Beispiel der Ostdeutschen zu sagen: Die Hoffnungen, die in diesem historischen Augenblick zerstört oder zumindest eingefroren wurden, variierten nicht nur nach dem Grad der Begeisterung, mit dem man das tschechoslowakische Experiment begleitet hatte, sondern auch nach Lebensalter und sozialer Position. Im Unterschied selbst zu den nur wenig Älteren der Flakhelfer-Generation war der politische Rücksturz für die damalige Studentengeneration – und zumal für die noch etwas Jüngeren – nicht gleichbedeutend mit soziokulturellem Stillstand. Auch hinter dem Eisernen Vorhang gingen die Lebensstilveränderungen weiter, wenngleich die Älteren davon mental wohl in geringerem Maße erreicht wurden als im Westen.

Generell stand bei den Bewegungen in Osteuropa das Verlangen nach politischer Freiheit im Mittelpunkt, ebenso, wenngleich um 1968 meist noch ziemlich schwach, in den Diktaturen und Militärregimes des Westens (Portugal, Spanien, Griechenland, Lateinamerika). Soziale und ökonomische Benachteiligungen hingegen spielten die Hauptrolle beim Protest in der „Dritten Welt“, der sich im Westen als Kapitalismus- und Imperialismuskritik spiegelte. Die verbale Solidarität mit den Befreiungsbewegungen Mittel- und Südamerikas, Afrikas und Asiens, später auch der Einsatz von Sammelbüchsen und bisweilen sogar ein Dasein als Kämpfer in den „revolutionären Zonen“, gehörten zum festen ideologischen Repertoire der Revolte. Auf den Boulevards und in den Universitätsstädten Westeuropas (weniger der USA) zeugten davon ikonografisch das Porträt von Che



7 Protestaktion von Studenten der Universität Hamburg während des Rektorenwechsels am 9. November 1967. In Sprechchören fordern sie lautstark die Beschleunigung der Hochschulreform.

Guevara und akustisch der vielfach skandierte Ruf „Ho-Ho-Ho-Chi-Minh!“, in den liberalen Feuilletons und Intellektuellenclubs die enthusiastischen Kuba-Erzählungen weißer Dichter und Denker.

Mindestens genauso viel, vermutlich aber mehr Revolutionstourismus herrschte innerhalb der Hochschullandschaften diesseits und jenseits des Atlantiks, und damit ist sowohl die Frage nach der wichtigsten sozialen Trägerschicht der Revolte als auch nach deren spezifischen Gründen und ihrer transnationalen Vernetzung berührt: warum gerade die Studenten, warum zu diesem Zeitpunkt und warum praktisch überall im Westen?

Die Fragen lenken zurück auf die soziale, auf die demografische und auf die intellektuelle Situation Mitte der 1960er-Jahre. Mochten sich am Horizont auch bereits vereinzelt erste Wölkchen zeigen, die ein Ende der stürmischen Rekonstruktionsperiode nach dem Zweiten Weltkrieg ankündigten, so waren die Jahrgänge der später so genannten Achtundsechziger-Generation doch in einer Zeit erwachsen geworden, in der es ebenso rasant wie scheinbar unaufhörlich aufwärts ging. Anders als in den USA hatte der Babyboom in Europa, das damals noch hungerte, zwar nicht gleich nach 1945, sondern um fast eine Dekade verzögert eingesetzt. Aber hier wie dort wirkten die Gesellschaften plötzlich sehr jung.

Die Sechziger waren, mit den Worten des britischen Historikers Eric Hobsbawm, die „Goldenen Jahre“ in einem „Goldenen Zeitalter“. Fortschritts- und Technikglaube waren ungebrochen, die Welt erschien in jeder Hinsicht machbar. Umso erstaunlicher: In der Erziehung und Ausbildung ihrer vielen jungen Menschen taten sich die meisten Staaten schwer. Einerseits war klar, dass Wirtschaft und Gesellschaft nach besser qualifizierten Kräften verlangten, andererseits waren Europas Gymnasien, Grammar Schools und Lycées ebenso wenig wie die Universitäten auf die nun verkündete Öffnung und die raschen Zuwächse wirklich vorbereitet.

Auch wenn sich die Malaise mit dem Ansturm der geburtenstarken Jahrgänge in den 1970er-Jahren noch weiter verschärfen sollte: Es waren die vielen neuen Studenten in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre, die sich als Erste den Mängeln eines überforderten und antiquierten Hochschulsystems ausgesetzt sahen – und die dafür in Zeiten vielfach sprudelnder Steuereinnahmen und allgemein wachsender Ansprüche an den Staat wenig Verständnis aufbrachten.

Dennoch war die Vorstellung absurd, mit der Unzufriedenheit über diese Situation ließe sich massenhaft revolutionäres Bewusstsein schüren. Immerhin galt ein Studium in den 1960er-Jahren noch überall als ein gesellschaftliches Privileg. Wenn gleichwohl

Es ging um nichts Geringeres als um eine bessere Welt. Es ging um Emanzipation, um Partizipation und um Transparenz.

Teile jener westeuropäischen Neuen Linken, die sich im Universitätsmilieu entwickelt hatte, ihre Hoffnungen in die Studenten setzten, dann letztlich weniger aufgrund einer optimistischen Einschätzung des dort schon vorhandenen kritischen Potenzials als vielmehr aufgrund einer pessimistischen Sicht auf die im goldenen „Konsumkäfig“ des Kapitalismus augenscheinlich zufriedene Arbeiterklasse.

Spätestens an diesem Punkt ist der Hinweis auf geistige Netzwerke und intellektuelle Austauschbeziehungen vonnöten, ohne die das Globalphänomen Achtundsechzig so wenig zu verstehen ist wie ohne die signifikanten Veränderungen in der Sozialstruktur. Zwar sind Letztere weitaus leichter zu messen als die Einflusstrome von Ideen, aber zum Beispiel die Präsenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) 1962 in Port Huron oder 1968 im Pariser Mai – und die vielen internationalen Treffen in den Jahren dazwischen – verweist auf das starke Moment der Transnationalität in der aufkommenden Bewegung.

Generell wird man sagen können: Der nicht dogmatische Marxismus, den Hitler einmal um die Welt getrieben und der inzwischen, angereichert mit Elementen der Psychoanalyse, der Kulturkritik und der Existenzphilosophie, nach Europa zurückgefunden hatte, übte auf die Neue Linke – die zugleich und vor allem eine junge Linke war – große Faszinationskraft aus. Der alte Herbert Marcuse war die Personifikation dieser Attraktivität.

Im Unterschied zu den Deutungsangeboten der Frankfurter Schule, die außerhalb des deutschen Sprachraums nur von Theoriebegeisterten gelesen wurden, hatten Marcuses Schriften und mehr noch die daraus abgeleiteten Formeln in der globalen Kommunikation der Revolte einen hohen Verständigungswert. Wenn sich, bezogen auf die USA, mit dem gebürtigen Berliner und seiner kalifornischen Liebblingsschülerin Angela Davis argumentieren ließ, dass in Gestalt der aufständischen schwarzen Ghettobevölkerung und den rebellischen Studenten ein neues, den Unterdrückten der „Dritten Welt“ vergleichbares revolutionäres Subjekt im Entstehen begriffen sei – warum sollte es dann zum Beispiel nicht möglich sein, die lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen, mit denen inzwischen selbst Teile der katholischen Kirche sympathisierten, auch von Europa aus zu unterstützen? Wieso sollte es nicht gelingen können, den „anti-imperialistischen Kampf“ in die „Metropolen“ zu tragen? Und was sollte die Revolutionäre am Ende daran hindern, die Weltrevolution zu machen?

In der Bandbreite der „Ideen von 1968“ waren dies gewiss die utopischsten Gedanken. Aber sie befeuerten die Revolte und motivierten mindestens den harten Kern ihrer Aktivisten. Auf die Mehrheit derer, die sich im Westen bewegen ließen – und dazu zählten wenigstens in Frankreich und Italien zeitweise doch auch Arbeiter, Lehrlinge und Schüler –, wirkte anderes zweifellos überzeugender. Was mitriss, das waren vor allem das einzigartige Artikulations- und Identitätsangebot: die ehrlich empfundenen großen Worte, die tiefen Gefühle und die aufrichtige Empörung, die nirgendwo reiner zum Ausdruck kam als im Protest gegen den Krieg in Vietnam. Was mitriss, waren die plötzlich schier unbegrenzt erscheinenden Möglichkeiten, im Eintreten für eine bessere Welt sich selbst zu beweisen.

Und das bleibt ja festzuhalten: Es ging um nichts Geringeres als um eine bessere Welt. Es ging um die Freiheit der Unterdrückten, um die gesellschaftliche Teilhabe aller, um ein Mehr an Demokratie. Es ging, um es in den eindrücklichen Begriffen der Antiautoritären zu sagen, um Emanzipation, um Partizipation und um Transparenz. Die Parallele zu 1848, über die Hannah Arendt bereits im Moment der Revolte reflektierte, sie findet darin ihren Grund, freilich auch ihre Begrenzung. Denn, was man den Achtundsechzigern im Westen beim besten Willen nicht nachsagen konnte und was selbst Teile der Opposition im Osten vermissen ließen, das war die Liebe zum Liberalismus.

Aber heißt das, wie später vor allem in der Bundesrepublik, gröber als seinerzeit noch von Adorno, immer wieder argumentiert worden ist, die Achtundsechziger-Bewegung sei eine totalitäre gewesen? Bei dieser Frage kommt, deutlicher als irgendwo sonst, die Diskrepanz zwischen den radikalsten der in der Revolte vertretenen ideologischen Positionen – und dazu gehörte namentlich die sträfliche Ignoranz gegenüber den monströsen Verbrechen der chinesischen Kulturrevolution – und dem konkreten eigenen Lebensstil in den Blick. Denn selbst für die bedürfnislosesten der studentischen Revolutionäre galt natürlich, dass sie die grundlegenden Vorzüge und Freiheiten des westlichen Lebens, wenn auch vielleicht nicht alle seine materiellen Annehmlichkeiten, jederzeit in Anspruch nahmen. In diesem Widerspruch lag ein Moment der Unglaubwürdigkeit und des Doppelzüngigen – aber eben auch eine Portion Trost: So ernst, wie viele Parolen klangen, nahmen es (und sich) doch wohl nur wenige. Das Hermetische und das Fanatische, das Irrationale und das Unbedingte – und in diesem Sinne auch das Totalitäre –, das aus den Chefideologen der Revolte zweifellos sprach: Es war nicht das, was die Bewegung im Ganzen motivierte und vorantrieb.

Deshalb saß letztlich einer historischen Fehlwahrnehmung auf, wer über die rebellierenden Studenten in Kategorien von „(Rädels-)Führern“ und „Gefolgschaft“ reflektierte und sich, zumal in Deutschland, mit scheinbar besonders naheliegenden Analogien begnügte. Gewiss musste man den Antiautoritarismus der Antiautoritären nicht zum Nennwert nehmen – der „Neue Mensch“ war ja noch in der Mache –, aber der vom allgemeinen Wertewandel beförderte Selbstentwurf einer neuen Generation war doch nicht zu verkennen: die Lust am Legeren und an der Libertinage, der Anspruch auf Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung, nicht zuletzt und in vielerlei Ausprägungen auch das Moment des Spielerischen und Fantastischen. Obzwar es immer wieder versucht worden ist: Man kann den Achtundsechzigern schlecht ihren Hedonismus zum Vorwurf machen, wenn man sie des Totalitarismus überführen will – und umgekehrt.

Eher schon trifft es die Vorstellung von Achtundsechzig als einer romantischen Bewegung oder, in der weniger freundlichen Formulierung des Philosophen Hermann Lübbe, als eines „politromantischen Rückfalls“. Denn tatsächlich lagen dem Entwurf der Zukunft, an die man glaubte, und des Reichs der Freiheit, für das man kämpfte, vielfach ausgesprochen unterkomplexe Vorstellungen von der Funktionsweise moderner Gesellschaften und Volkswirtschaften zugrunde: Räte­demokratie auf allen Ebenen und in allen Bereichen, nicht entfremdete Arbeit, selbstbestimmtes Leben und Lernen, antiautoritäre Erziehung, eine Welt ohne Gewalt und gleichwohl ohne Triebverzicht. Doch der Spott über so viel naiven Idealismus in Reden und Schriften erfasst und überpointiert doch nur einen Aspekt: Neben einer Gesellschaftskritik, die nicht verstand, dass „die Gesellschaft“, um mit dem Soziologen Niklas Luhmann zu sprechen, „keine Adresse“ hat und alle Forderungen sich deshalb an „Organisationen“ richten müssen, gab es doch überall auch eine ernst zu nehmende Wissenschaft, die Argumente der Bewegung aufgriff und eine akademische Gesellschaftstheorie produzierte, die über das bis dahin Geläufige substanziell hinauswies.

Wenn die westliche Welt in den 1960er-Jahren selbstreflexiver und zugleich alltagskulturell offener ihren eigenen Ansprüchen mithin ähnlicher wurde, verdankte sich das auch den Anstößen der Achtundsechziger.

¹ Vgl. Norbert Frei, 1968. *Jugendrevolte und globaler Protest*, München 2008 (aktualisierte und erweiterte Taschenbuchausgabe München 2017). Der vorliegende Text folgt in Teilen dieser Darstellung; Zitatnachweise ebd.



1 Danny Lyon, Junge Frauen werden nach einer Demonstration in Americus, Georgia, in der Leesburg Stockade festgehalten. Dort gab es weder Betten noch sanitäre Einrichtungen, 1963. S/W-Fotografie

2 Danny Lyon, Getrennte Trinkbrunnen im staatlichen Justizgebäude in Albany, 1963, S/W-Fotografie

3 Danny Lyon, Der Field Secretary Cordell Reason vom *Student Nonviolent Coordinating Committee* (SNCC) hält in Danville, Virginia, einen Workshop zu gewaltfreien Vorgehensweisen ab, 1963. S/W-Fotografie

4 Danny Lyon, SNCC-Mitarbeiter_innen während des Begräbnisses von vier Mädchen, die bei einem rassistisch motivierten Bombenanschlag auf die Baptistenkirche an der 16th Street in Birmingham, Alabama, getötet wurden, September 1963, S/W-Fotografie

2



3



4

5



5 Bernard Larsson, Der Exil-Iraner Dr. Bahman Nirumand, der in Tübingen und Berlin studierte, hält vor rund 3.000 Student_innen im Audimax der FU Berlin eine Rede über das diktatorische Schah-Regime in seinem Heimatland, 1967. S/W-Fotografie

6 Bernard Larsson, Der Schah von Persien, der Regierende Bürgermeister von Berlin, Heinrich Albertz, und der amerikanische Stadtkommandant schreiten auf dem Flughafen Tempelhof eine Ehrenformation der West-Berliner Polizei ab, 2. Juni 1967. S/W-Fotografie

7 Bernard Larsson, Bestellte iranische Sympathisanten und Anhänger des Schahs vor dem Schöneberger Rathaus in West-Berlin, 2. Juni 1967, S/W-Fotografie

6



7



8



9



10



8 Bernard Larsson, West-Berliner_innen demonstrieren gegen den Besuch des persischen Kaiserpaars, 2. Juni 1967. S/W-Fotografie

9 Bernard Larsson, Polizeikräfte und Demonstrant_innen am Abend des 2. Juni 1967 vor der Deutschen Oper in West-Berlin, S/W-Fotografie

10 Bernard Larsson, Der Student Benno Ohnesorg wird am Abend des 2. Juni bei der Demonstration gegen den Schah, bei der es zu schweren Zwischenfällen kam, von dem Polizisten Karl-Heinz Kurras erschossen. S/W-Fotografie

11



12



13



14



15



11 Michael Ruetz, Demonstration auf dem Kurfürstendamm in West-Berlin am 3. Februar 1968 gegen die griechische Militärjunta, S/W-Fotografie

12 Michael Ruetz, Demonstrant_innen durchbrechen die Absperrung vor dem Amtsgericht Moabit am ersten Verhandlungstag im Prozess gegen Fritz Teufel, der wegen Landfriedensbruch angeklagt ist; in der Mitte Rudi Dutschke und Gaston Salvatore, 27. November 1968, S/W-Fotografie

13 Michael Ruetz, Gegendemonstration auf dem John-F.-Kennedy-Platz vor dem Schöneberger Rathaus am 21. Februar 1968 als Reaktion auf die Anti-Vietnam-Proteste, aufgerufen dazu hatten der DGB, der Berliner Senat und die Springer-Presse. S/W-Fotografie

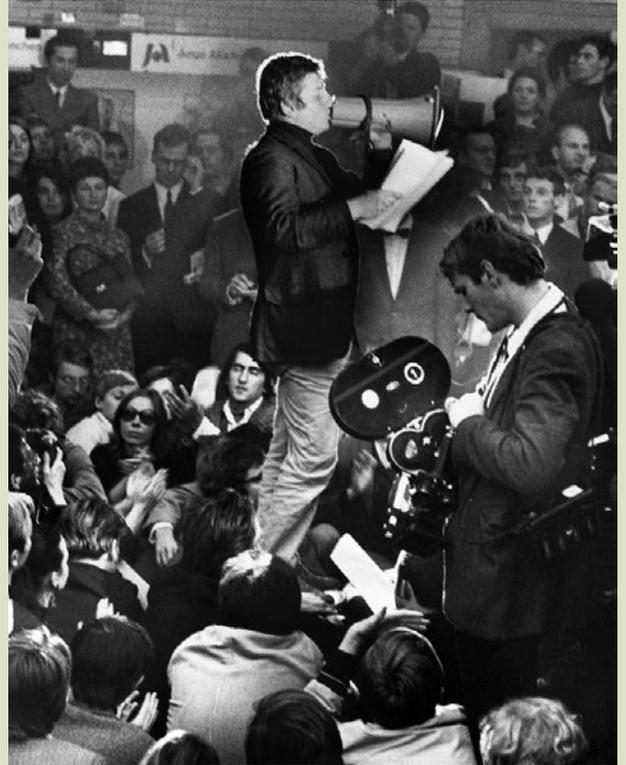
14 Michael Ruetz, Diskussion im Audimax der FU Berlin nach einem Vortrag von Herbert Marcuse zum Thema „Geschichte, Transzendenz und sozialer Wandel“; am Tisch von links: Klaus Meschkat, Herbert Marcuse, Jacob Taubes, Bahman Nirumand, 13. Mai 1968, S/W-Fotografie

15 Michael Ruetz, Student während der Besetzung des Rektorats der FU Berlin am 27. Juni 1968, S/W-Fotografie

16 Michael Ruetz, Sitzung des Konvents der FU Berlin, 8. Mai 1968, S/W-Fotografie

16





17



19



17 Abisag Tüllmann, Vollversammlung der Soziologen während des Studentenstreiks an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main, Dezember 1968, S/W-Fotografie

18 Abisag Tüllmann, Daniel Cohn-Bendit beim Teach-in vor dem Stand des Eugen Diederichs Verlages auf der Frankfurter Buchmesse, Oktober 1968, S/W-Fotografie

19 Abisag Tüllmann, Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke am 11. April 1968: Teilnehmer am Ostermasch diskutieren in Frankfurt am Main. S/W-Fotografie

20 Abisag Tüllmann, Demonstration auf dem Frankfurter Römerberg gegen die Verabschiedung der Notstandsgesetze, veranstaltet von den Gewerkschaften und dem SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), Mai 1968, S/W-Fotografie

21 Abisag Tüllmann, Kundgebung auf dem Frankfurter Paulsplatz anlässlich der Ermordung des amerikanischen Bürgerrechtlers Martin Luther King, in der Mitte Oberbürgermeister Willi Brundert, Heinz-Herbert Karry und Bürgermeister Wilhelm Fay, April 1968, S/W-Fotografie

22 Abisag Tüllmann, Zeitungsleser in einem Frankfurter Café, April 1968, S/W-Fotografie

20



21



22



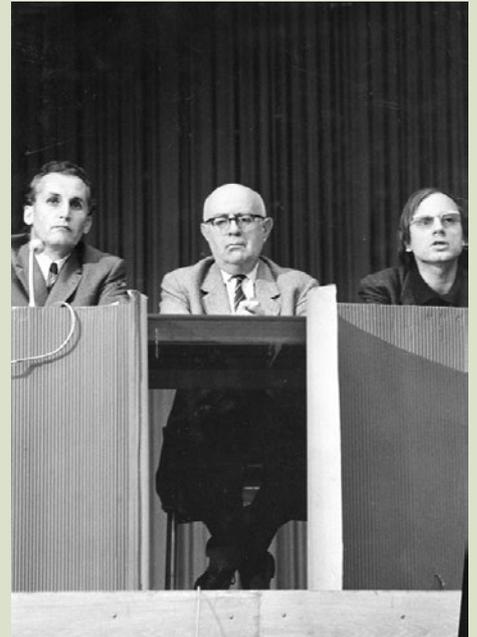
23



24



25





27



23 Barbara Klemm, Proteste an der Paulskirche, Frankfurt am Main, gegen die Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an den senegalesischen Politiker und Schriftsteller Léopold Senghor, 1968, S/W-Fotografie

24 Barbara Klemm, Polizei setzt Wasserwerfer gegen demonstrierende Student_innen ein, Frankfurt am Main, Frühjahr 1969. S/W-Fotografie

25 Barbara Klemm, Ludwig von Friedeburg, Theodor W. Adorno und Hans-Jürgen Krahl während der Frankfurter Buchmesse, 1968, S/W-Fotografie

26 Barbara Klemm, Demonstranten halten vor der Ruine der Alten Oper, Frankfurt am Main, Plakate mit Fotos des toten Benno Ohnesorg (Mitte) und dem Schah von Persien (rechts hinten) hoch, 1967. S/W-Fotografie

27 Barbara Klemm, Proteste gegen die Notstandsgesetze auf dem Campus der Universität, Frankfurt am Main (auf der Leiter Joschka Fischer), 1968, S/W-Fotografie

Michael Heidelberger

Vietnamproteste in den USA 1969/70

Die Zeit von September 1969 bis September 1970 verbrachte ich als Austauschstudent an der Bowling Green State University in Ohio. Ein Auslandsjahr in den USA war damals ungewöhnlich. Man fühlte sich durchaus noch als Pionier der Verständigung zwischen den Völkern. Ich möchte erzählen, was in einem 22-jährigen Deutschen, der die US-amerikanischen Vietnamproteste vor Ort an einer Provinzuni erlebte, so vor sich ging.

Noch kaum in meiner neuen Umgebung orientiert, wurde ich schon in die Auseinandersetzungen hineingezogen. Das „Vietnam War Committee“ in Washington hatte landesweit dazu aufgerufen, den 15.10. als „Vietnam Moratorium Day“ zu begehen und die Lehrveranstaltungen an den Universitäten zu boykottieren. Die Studentenschaft von Bowling Green folgte diesem Aufruf und stellte für diesen Tag ein buntes Programm zusammen, das bis in die Nacht hinein viele Besucher anlockte. Es gab eine interreligiöse Gebetsstunde, in der, nach meiner Erinnerung, die Namen aller aus Ohio stammenden Gefallenen verlesen wurden, sowie Diskussionen über internationale Auswirkungen des Kriegs, Berichte von Vietnam-Veteranen, verschiedene Teach-ins, Vorträge von Professoren und sogar dem Universitätspräsidenten sowie eine symbolische Beerdigungsprozession der studentischen Theatergruppe und ein Sing-in. Ich war von der Leidenschaftlichkeit der Diskussionen sehr beeindruckt und erinnere mich, dass ich die Singrunde wie das Zusammenrücken der amerikanischen Siedler am abendlichen Lagerfeuer auf ihrem Treck nach Westen empfand. „We shall overcome...“ In der Nacht noch fuhr ein Autokonvoi ins nahe gelegene Toledo, um eine Petition, die in den Veranstaltungen zur Unterschrift zirkuliert war, an Präsident Nixon zu telegrafieren. Trotz des Erfolgs, den dieser Tag hatte, blieben die Unterstützer des Protests an der Universität noch deutlich in der Minderheit.

Nixon konnte sich der landesweiten Bewegung nicht ganz verschließen. Er hatte bereits im Sommer 1969 als Weg zu einer Beendigung des Krieges dessen „Vietnamisierung“ propagiert,

also die Hauptlast der Kämpfe auf die südvietnamesische Armee zu verlagern, und bekräftigte dies von Neuem. Saigon sollte die Verteidigung in die eigene Hand nehmen. Der Trick wurde schnell durchschaut, die Nixon-Doktrin bedeutete ja in Wahrheit eine Weiterführung des Krieges, und für den 15. November eine Großdemonstration in Washington, D.C., angesetzt, die von lokalen Demonstrationen im ganzen Land unterstützt werden sollte. Die Beteiligung übertraf alle Erwartungen: Rund 600.000 Menschen versammelten sich in der Hauptstadt, um gegen den Vietnamkrieg zu protestieren. Die Resonanz war nicht zuletzt auch deshalb so groß, weil man inzwischen viele Schlupflöcher für Studenten zur Vermeidung des Wehrdienstes geschlossen hatte und die Angst vor der Einberufung umging.

Ich ergatterte einen Platz in einem der Busse, die von Bowling Green für die Fahrt nach Washington organisiert wurden. Die riesigen Menschenmassen, die sich vom Kapitol über die Pennsylvania Avenue bis fast zum Weißen Haus und in die Gegend um das Washington Monument wälzten, stehen mir noch deutlich vor Augen. Es waren eigentlich fast nur junge Leute, die mitmarschierten, meist langhaarig, wofür sie in den Medien fast durchweg als „Hippies“ bezeichnet wurden. Ich erinnere mich an viele Reden, auch von Senatoren, an den Sänger Pete Seeger („All we are saying is give peace a chance“) sowie die Gruppe Peter, Paul and Mary, die der Demonstration einen Hauch von Woodstock verliehen. Als ich am Ende des Tages auch den letzten Reisegegnossen im Gewühl verloren hatte und mich frierend auf unbekanntem Gelände in Tränengasschwaden wiederfand, wurde es mir doch etwas mulmig zumute. Doch fand ich schließlich meinen Bus unter den vielen anderen wieder, die Stoßstange an Stoßstange die Straßen säumten. Es verlief alles sehr friedlich, obwohl die Offiziellen gewaltsame Aktionen befürchtet hatten. Im Oktober hatten sich die linksradikalen *Weathermen* bei einer Demonstration in Chicago erschreckend gewalttätige Straßenschlachten mit der Polizei geliefert.

Zu Thanksgiving wurde ich von meiner Gastfamilie eingeladen, die mich bereits nach meiner Ankunft in den USA sehr freundlich und offen empfangen hatte. Das gute Verhältnis war nun doch etwas bedroht, denn der Hausherr, ein junger Geschichtsprofessor, war alles andere

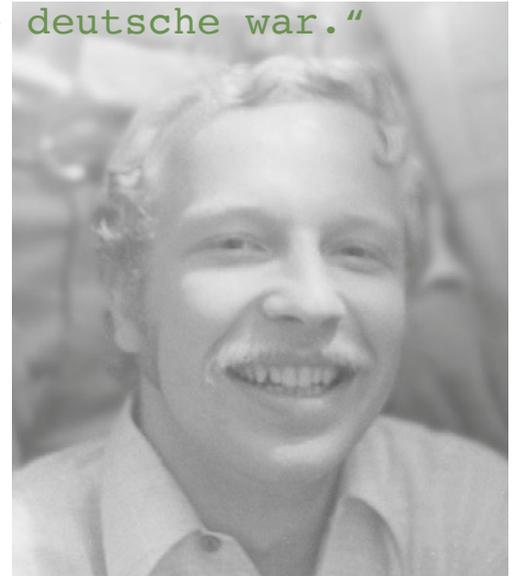
als ein Freund der Anti-Vietnamkriegs-Bewegung. Ich fühlte mich in einem ziemlichen Dilemma, da ich meine politische Haltung, die durch die Ereignisse bestärkt worden war, nicht verbergen oder gar aufgeben wollte. Ich benötigte einiges dialektische Geschick, um Verständnis für meine Einstellung zu wecken, aber so ganz ist es mir dann doch nicht gelungen. Unser Verhältnis blieb höflich, aber es war nicht mehr ganz so herzlich wie zuvor.

Die Proteste gegen den Krieg wurden in monatlichem Rhythmus weitergeführt, erreichten jedoch nicht mehr das frühere Ausmaß. Der eigentliche, auch emotionale Höhepunkt der Entwicklung stand noch bevor. Am 4. Mai 1970 erschoss die Nationalgarde von Ohio auf dem Campus der Kent State University ohne Vorwarnung vier Studenten – einige davon wohl nur Zuschauer – auf einer weitgehend friedlichen Demonstration. Es wurde das – später widerlegte – Gerücht verbreitet, ein Hecken-schütze habe von einem Dach aus auf die Nationalgarde geschossen. Die Studenten hatten gegen die von Nixon einige Tage zuvor verkündete Ausweitung des Vietnamkriegs auf Kambodscha demonstriert. Kent State ist von Bowling Green gute zwei Stunden Autofahrt entfernt, also „down the road“. Die Reaktion der Studentenschaft in Bowling Green war teilweise heftig, als hätte es ihre eigene Universität getroffen. Es wurde wieder zum Boykott der Lehrveranstaltungen aufgerufen, und es gab einen großen nächtlichen Demonstrationszug bei Kerzenlicht durch das Städtchen, bei der auch ein Sarg mitgetragen wurde. Natürlich gab es auch wieder Teach-ins, die sich vor allem um das Thema Gewalt drehten.

Mich hat das alles sehr getroffen, und ich verfasste einen Leitartikel für die Studentenzeitschrift der Universität, die ihn zu meiner Überraschung auch druckte. Darin erörterte ich, dass jede Gewalt ihre Vorgeschichte habe und es auch so etwas wie strukturelle Gewalt gebe. Es war eine Warnung, dass Gewalt wie in Kent State, aber auch politische Repression, gewalttätige Ausbrüche auf der Gegenseite nach sich ziehen könne. Meine Argumentation war teilweise recht gewagt.

Die Toten von Kent State waren für die amerikanische Studentenbewegung, was Benno Ohnesorg

„Die Toten von Kent State waren für die amerikanische Studentenbewegung, was Benno Ohnesorg für die deutsche war.“



für die deutsche war. Von diesem Moment an eskalierte der Protest erheblich, und die Kluft zwischen Staatsmacht und politisch aktiven Studierenden war nicht mehr zu leugnen. Die Proteste richteten sich vermehrt nicht mehr nur gegen den Krieg. In den USA gab es aber am Ende ein tieferes Vertrauen in nationale Selbstheilungskräfte als in Deutschland, das gerade Nationalsozialismus und die Niederlage im Weltkrieg hinter sich hatte.

Mein USA-Aufenthalt führte bei mir zu einer zwiespältigen USA-Begeisterung, die sich im Laufe der Zeit in eine Hassliebe verwandelte. Sehr lange war ich der Meinung, dass die USA im Großen und Ganzen die Irrtümer ihrer Vietnam-Politik begriffen und daraus gelernt hätten, musste aber spätestens mit dem Irakkrieg einsehen, dass dem nicht so ist. Abu Ghraib ist der Tiefpunkt dieser ganzen Entwicklung. Die Gegenwart verheißt leider auch keine Besserung.

„1968“ in der Provinz?

Die Demokratisierung der RWTH Aachen
und ein „Geistergespräch“ zwischen
Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen

Politische Verdrängung und Skepsis gegenüber dem „CDU-Staat“¹

Im Kontext der von Norbert Frei im Eingangsaufsatz geschilderten Genese einer internationalen Protestkultur, die dann auch Kontroversen über jeweilige Probleme in den „angesteckten“ Gesellschaften auslöste, war es im Falle der BRD von erheblicher Bedeutung, dass man latent noch bis in die 1960er-Jahre den „fruchtbaren Schoß“² fürchtete, aus dem die Nazis gekrochen waren. Anlässe dazu fanden sich in der von Konrad Adenauer durchgesetzten Wiederbewaffnung, mehr noch in den von Franz-Josef Strauß forcierten Plänen zur Atombewaffnung der Bundeswehr und 1962 in dem damit zusammenhängenden skandalösen Eingriff in die Pressefreiheit, der zur „Spiegel-Affäre“ wurde. Sodann waren es die von der Großen Koalition unter (dem ehemaligen NSDAP-Mitglied) Kurt Georg Kiesinger geplanten verfassungsändernden Notstandsgesetze, die sogar von liberalen CDU-Anhängern scharf kritisiert wurden. Die grotesk beunruhigend erscheinende Idee der Rettung eines Rumpfparlamentarismus in einem Atombunker im Ahrtal intensivierte den Verdacht von staatlicher Unterminierung liberaler Werte, woran auch Willy Brandts Einbringung des Rechtes auf Widerstand gegen eine Beseitigung der demokratischen Ordnung (Art. 20 Abs. 4 GG) nichts änderte. Auf derlei Skepsis gegenüber der demokratischen Verlässlichkeit der BRD spekulierte später die RAF, welche hoffte, durch

die staatlichen Reaktionen auf ihren Terror das „wahre Gesicht des faschistoiden Schweinesystems“ zu offenbaren.

Die vielleicht wichtigste auf die deutsche Geschichte bezogene Konfliktaufladung thematisierte die personalen Kontinuitäten zwischen dem Hitlerstaat und der jungen BRD. Durch die aktive Institutionenkritik der Studentenbewegung kam es auch zu öffentlichen Angriffen auf Professoren, die bereits im „Dritten Reich“ gewirkt hatten, und mancher von diesen sah sich mit beschämenden Enthüllungen konfrontiert. So trug „1968“ zur Überwindung des „kommunikativen Beschweigens“ der Nachkriegszeit entscheidend bei.³ Die Kraft der Verdrängung nach der selbst erzeugten Katastrophe von 1945 wurde auch durch einen Aachener Skandal offenbar, der nicht nur die Philosophische Fakultät der RWTH erschütterte: Der einstige (als liberal und fortschrittlich gewählte) Rektor der Hochschule, Prof. Dr. Hans Schwerte, wurde 1995 als ehemaliger SS-Obersturmbannführer entlarvt, der seinen eigentlichen Namen „Schneider“ 1945 durch „Schwerte“ ersetzt und in seinem Fach erneut promoviert hatte.⁴ Wenn der gewandelte Germanist also das „Narrenkleid“ von lyrischen Avantgardisten besang oder in Thomas Manns Hochstapler Felix Krull einen Meister „des Sich-Verkleidens [und] des Sich-Verbergens“ mit „jederzeit geschickt drapiertem Mantel um das kontaktlose Ich“ sah⁵, handelte es sich auch um eine



1 „Wehrt Euch jetzt ... ehe es wieder zu spät ist!“ Titelblatt der Extraausgabe einer Streikzeitung gegen die Notstandsgesetze, herausgegeben vom Kuratorium Notstand der Demokratie, Frankfurt am Main, Mai 1968

2 Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen in einer Fernsehdiskussion des WDR zum Thema „Die Freiheit und die Institutionen“, moderiert von Alexander von Cube am 11. Juni 1967

Selbstbeschreibung. Die seit „1968“ mit einem Generationenkonflikt verbundenen Bloßlegungen von NS-Biografien hatten tiefgreifende Auswirkungen auf die politische Kultur der Bundesrepublik.

1965 hatte ich (zuerst als Gasthörer) mein Studium der Soziologie und der Politischen Wissenschaft in Aachen begonnen und traf dabei auf Arnold Gehlen, dessen scharfe Beobachtungsgabe und Formulierungsbrillanz mir ebenso imponierten, wie mir die politischen Ansichten dieses „Denkmeisters der Konservativen“⁶ missfielen, sodass ich sozusagen gegen ihn anstudierte.⁷ Durch die Studentenbewegung aufgeschreckt, publizierte er 1969 seine letzte Monografie *Moral und Hypermoral* mit der interessanten anthropologischen These, dass es konfligierende Quellen der Moral gebe, etwa – wie schon in der *Antigone*-Tragödie – zwischen der Familienmoral und dem Staatsethos. Durch seine giftigen Abrechnungen mit den linken Zeittendenzen missriet ihm das Buch jedoch zu einer bloßen Polemik gegen den vermuteten Untergang aller institutionellen Ordnungen und damit aller Würde und allen Augenmaßes. Jürgen Habermas nannte die Schrift den Kommentar eines „aus dem Tritt geratenen Rechtsintellektuellen“.⁸ Angesichts (europa- und weltweit) erfolgreicher Rechtspopulisten fand diese Schrift jüngst übrigens erneutes Interesse: War nicht die „Willkommenskultur“ des Sommers 2015 ein Auswuchs der schon von Gehlen kritisierten „Hypermoral“?⁹

Arnold Gehlen (Aachen) und Theodor W. Adorno (Frankfurt am Main)

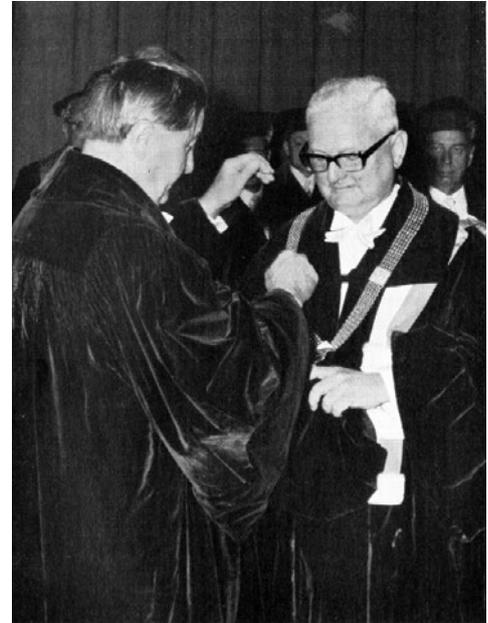
Während Gehlens Philosophische Anthropologie mich prägte, waren es für die Gesellschaftsanalyse (besonders anfangs) die Arbeiten der Vertreter der Kritischen Theorie, vor allem Theodor W. Adornos als des subtilsten dieser Kritiker der kapitalistischen Moderne. Diese antipodische Wahrnehmung zweier einander entgegengesetzter Denkrichtungen machte mich zum Zeugen verschiedener in Rundfunk und Fernsehen verbreiteter Dialoge zwischen dem stets dazu anstiftenden Adorno und Gehlen (gewissermaßen waren das „Geistergespräche“, in denen zwei bedeutende Geister sich sozusagen hoch über den „Wölfen“ von Baumwipfel zu Baumwipfel ihre Wahrheiten zuriefen). Darin zeigte der Frankfurter Denker ein ungebrochenes Vertrauen in die Emanzipation der Menschen, während Gehlen meist skeptisch erwog, wie viel man diesen überhaupt davon zumuten könne. Gleichwohl zeigten die Kontrahenten unerwartete Gemeinsamkeiten, so etwa in der Kulturkritik an einer Moderne, die die Menschen technisch und administrativ gleichschalte. Beide versicherten einander, dass Anpassung das gängige Muster des Daseins in der „verwalteten Welt“ (Adorno) sei und dass bloßer Subjektivismus nicht schon mit Selbstwürde und Selbstbefreiung einhergehe.

Besonders nahe standen sich beide in der Überzeugung von einer besonderen Gestaltungskraft der

Künste seit den Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts – Adorno als Analytiker der zeitgenössischen Musik, Gehlen für die von ihm hoch geschätzten malerischen Innovationen seit dem Kubismus.¹⁰ Demgegenüber verachtete Letzterer die endlosen Wiederholungen im gängigen Kunstbetrieb; die Documenta 1964 etwa erinnerte ihn an eine „Pleite gegangene Geisterbahn“.¹¹ Und doch eröffnete ihm Aachen, das seit dem Fluxus-„Skandal“ in der Technischen Hochschule am 20. Juli 1964 – bei dem ein aufgebracht Student Joseph Beuys eine blutige Nase verpasste – zeitweise zu einem Zentrum neuester Künste wurde¹², Möglichkeiten der Wahrnehmung aktuellster Kunstübungen, vor allem durch die Sammlung Ludwig: Pop-Art erschien Gehlen hier „als Sieger“, indem „die schon längst erreichte Anspruchslosigkeit außen festgemacht“ wird, allerdings „mit amerikanischer Verve, zwischen Gag, Neodada und jäher Entzückung des Auges spielend“.¹³ Eduard Beaucamp beobachtete Anfang der 1970er-Jahre, wie der Aachener Soziologe, der in seiner Kunstanalyse „die Mimesis endgültig verabschiedet hatte, [...] stirnrunzelnd, aber auch sichtlich angeregt im Gespräch mit einer jüngeren Begleiterin die drastischen amerikanischen Fotorealisten in Augenschein nahm und um eine Erklärung rang“.¹⁴

In den „studentischen“, teils spielerischen (man denke an die zwei Jahre durchhaltende „Kommune 1“), teils radikalen Forderungen nach einer Revolutionierung der Gesellschaft sahen Adorno wie Gehlen die Phantasmen relativ sorgenfreier Jugendlicher, die weder die reale Gesellschaftsentwicklung noch die erhoffte Unterstützung in der Bevölkerung richtig einzuschätzen wüssten. Adorno verteidigte seine Abwehr des linken Aktivismus gegen den Vorwurf der „Resignation“¹⁵ damit, dass er eine geringe Schätzung „bloßen Denkens“ befürchte, wie es sie in allen autoritären Systemen gebe. Am Ende brachte der Frankfurter Großtheoretiker sich sogar in die tragisch-missliche Lage, als Zeuge im Prozess gegen die „Rädelsführer“ (darunter sein – allerdings radikaler – „Lieblingsschüler“ und Kontrahent Hans-Jürgen Krahl) aussagen zu müssen, deren versuchte Besetzung des Frankfurter Instituts für Sozialforschung Adorno durch die Polizei hatte beenden wollen. Gehlen hatte es da deutlich leichter, der Kritik von in Frankfurt ausgebildeten Studierenden zu begegnen. Als einige von ihnen eines seiner Aachener Seminare durch eine Diskussion über NS-ideologische Anpassungsformeln in der ersten Auflage von

3



Der Mensch, Gehlens anthropologischem Hauptwerk, „sprengen“ wollten, ließ Gehlen das Verlesen der betreffenden Stellen entgegen jeder Erwartung völlig ungerührt zu. Nach kurzer Pause – und dabei die auch zwei Studentinnen einschließende Gruppe mit „Meine Herren“ anredend – replizierte er knapp: „Das würde mir heute nicht mehr einfallen!“ Überrascht von einer derart trockenen Verweigerung jedes moralischen Diskurses (und einige ernsthaft-erklärende Worte Gehlens hätte auch ich mir gewünscht) verließen die jungen Frankfurter Kritiker stumm das Seminar, das Gehlen anschließend kommentarlos fortsetzte. Auch emphatische Unterstützer der Revolte beeinflussten die Aachener Szene: Rudi Dutschke hatte mit seiner suggestiv-charismatischen Singsangstimme in Aachen ‚gepredigt‘, der prophetische Ernst Bloch wirkte ermutigend, und mein sehr lobender Nachruf auf Herbert Marcuse wurde sogar in der Zeitschrift der RWTH veröffentlicht.¹⁶

Unreflektiert empfand Gehlen die Frankfurter Theoretiker als Hauptschuldige an den Studentenun-



STUDENTEN des SDS und des Politischen Arbeitskreises (PAK) überrannten am Samstagmorgen die Hauptwache der Hochschule und drangen dann in die Sitzung des tagenden Senats ein. Unter Beifall zogen sie die Studenten die Wachmänner auf der Treppe zurückdrängen, um sich Zugang zum Senats-Sitzungssaal zu verschaffen.

NRZ-Foto: Schmidt

Studenten erzwangen mit Go-in Diskussion

Senat der Hochschule hob seinen SDS-Beschluß auf

Aachen. Rektor Professor Dr. Opitz hatte am Samstagmorgen gerade die Sitzung des Senats eröffnet, als sich die Türen des Tagungsraumes öffneten: Etwas 50 Studenten, Mitglieder des SDS und des politischen Arbeitskreises (PAK), drängten ein. Der Senat folgte dem Wunsch nach einer Diskussion über die Hochschulgesetze. Unter Ausschluß der Studenten beschloß der Senat später, einen bei der Studentenschaft schon kritisierten Beschluß aufzuheben: SDS und PAK bekamen ihre Anerkennung als studentische Vereinigung zurück.

Präsident und Professor Dr. Klinsenberg, zuständig für studentische Angelegenheiten und Verfassungsträger, erklärte noch während der Senatsitzung vor der Presse: „Im Vertrauen darauf, daß die Studentenschaft entsprechend ihren Entscheidungen handelt und in der Lage sein wird, sich mit demokratischen Mitteln für einen dem Zweck der Hochschule angemessenen Ablauf aller Hochschulveranstaltungen einzusetzen, hat der Senat heute beschlossen, seinen Beschluß vom 2. November aufzuheben.“

Mitwirkungsweiler

Die Studentenschaft hatte in Versammlungen am 6. und 12. November vom Senat diesen Beschluß, dem SDS die Anerkennung als studentische Vereinigung zurückzugeben und die Anerkennung des PAK nicht auszusprechen, scharf kritisiert und die Aufhebung gefordert. Professor Klinsenberg: „Der Senat hat den Eindruck, daß in der Studentenschaft ein deutlicherer Mitwirkungsweiler als bisher vorherherrschte.“ Auf die Frage

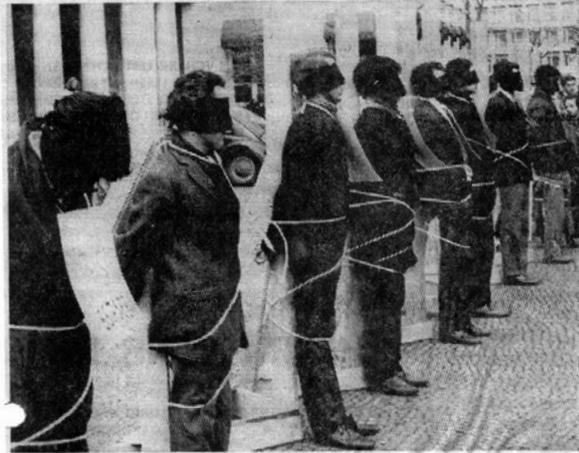
der NRZ antwortete Prof. Klinsenberg: „Um einen Beschluß des Senats aufzuheben, bedarf es einer Zweidrittelmehrheit aller Stimmberechtigten.“

Nach der Darstellung von Professor Klinsenberg sind die Studenten ohne Gewaltanwendung in die Senatsitzung eingedrungen. Jedoch wurde den Studenten der Zugang von der Hochschulwache verweigert. Sie drängten die Beamten aber zurück. Beim Eintritt in den Senatsitzungssaal sei es zu einem Handgemisch mit Prof. Ripper gekommen sein, der den Zugang der Studenten verweigern wollte.

Erklärung des SDS

In einer Presseerklärung stellt der SDS sein Go-in als den Versuch einer Mitarbeit im Senat dar. In einem Senatsflugblatt vom 12. November habe der „Senat die Mitarbeit aller“ erwartet. Die uniformierte Hochschulwache, zum Schutz der Senatsitzung studentischer gestaffelt, bewies dem am Samstagmorgen hinauskomenden Studenten die Parasenshaftigkeit dieser Aufforderung. Dies wurde um so deutlicher, als der Forderung der Studenten, nach Öffentlichkeit der Senatsitzung, nicht von Rektor entgegen wurde.

AN (274) Acht Studenten am „Hinrichtungspfehl“ 25.11.68



Die Eisenbrunnen-Rotunde diente am Freitagabend und am Samstagmittag als Konstruktiv-Kulisse für eine Protest-Aktion der Iranischen Studentenvereinigung. Mit einem drastischen Schaubild, das acht an Hinrichtungspfehlen angebundene iranische Studenten zeigte, protestierten in Aachen studierende Iraner gegen den Urteilspruch eines Teheraner Militärgerichts, das acht iranische Studenten zum Tode verurteilt hat.

An einem Informationsstand wurden nicht nur Flugchriften verteilt, es lagen auch Un-

terschriftenlisten aus, in die sich viele Aachener eintrugen. Die Unterschriftenlisten forderten: „Wir protestieren gegen die brutale Verletzung der Menschenrechte in Persien und verurteilen aufs schärfste den Spruch des Militärgerichts, der ein Todesurteil gegen acht Studenten forderte. Wir fordern: Die Studenten und politischen Gefangenen müssen vor ein ordentliches Zivilgericht gestellt werden; die Zulassung internationaler Beobachter zu diesem Prozeß.“

Foto: Ratajczak

ruhen, weshalb er den Dialog mit Adorno abbrach: Nachdem dieser ihn 1969 erneut eingeladen hatte, gemeinsam wieder einmal „wie Räuber auf dem Wege den Menschen ihre Überzeugungen abzunehmen“¹⁷, warf Gehlen mir den Brief auf den Schreibtisch und sagte schroff: „Ihr Adorno, dem antworte ich nicht mehr!“

Aachen als Protestprovinz?

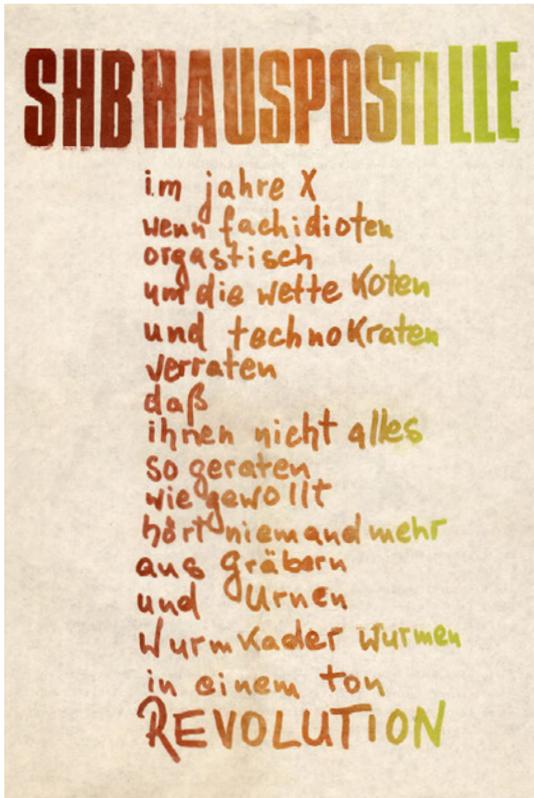
Aachen war weder ein Zentrum der Initialzündung für „1968“ noch ein weit zurückhinkender Provinzort und kann doch exemplarisch für die mit „1968“ in Verbindung gebrachten Veränderungsprozesse in der westdeutschen Gesellschaft betrachtet werden.¹⁸ Die RWTH verzichtete auf ihre zentrale Immatrikulationsfeier, nachdem am 18. Oktober 1968 zwanzig von 1.100 Studierenden dem Rektor Herwart Opitz den Handschlag verweigert hatten. Als er darnach in seiner Jahresrede auch noch durch Zwischenrufe gestört wurde (die von der Lokalpresse zu einem „in der hundertjährigen Geschichte der RWTH einmaligen Krawall“¹⁹ gemacht wurden), ließ der Rektor das Auditorium durch eine Hundertschaft der Polizei räumen und verlegte die nun kaum mehr feierliche Veranstaltung in einen geschlossenen Raum.

Es gab in Aachen alle Varianten des Protestes, etwa angekettete Studentinnen in Senatssitzungen und unzählige Teach- und Sit-ins. Die Hochschulstadt war auch ein Ort verschiedener politischer Flüchtlingsgruppen,

3 Der neu gewählte Rektor der RWTH Aachen, Prof. Dr. Ing. Dr. h.c. mult. Herwart Opitz, erhält die Amtskette von seinem Vorgänger, Prof. Erich Kühn, 1967, *Alma Mater Aquensis*, Jahrbuch der RWTH Aachen.

4 Zeitungsbericht über eine Senatsitzung in der RWTH Aachen, die durch ein Go-in von Studenten unterbrochen wurde. Der Protest führte zur Aufhebung des Verbots des SDS und des „Politischen Arbeitskreises“ (PAK), „Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung“ vom 25. November 1968.

5 Zeitungsbericht über den Protest iranischer Studenten in Aachen gegen Hinrichtungen unter dem Schah-Regime, „Aachener Nachrichten“ vom 25. November 1968



6 Revolutions-„Gedicht“ des Sozialistischen Hochschulbundes (SHB) der RWTH Aachen, Anfang der 1970er-Jahre, © Entwurf: Bernhard Böhm

vor allem aus dem militärdiktatorisch regierten Griechenland sowie aus dem Iran (im November 1968 keteten sich in der Stadtmitte acht Mitglieder der iranischen Studentenvereinigung an Hinrichtungspfähle, wie sie im Staat des Mohammad Reza Pahlavi, dieses selbsternannten persischen „Königs der Könige“, verwendet wurden²⁰). Obwohl das für die öffentliche Dimension der Studentenbewegung kaum Bedeutung hatte, zeigte sich darin doch die politische Rolle der Stadt als ein Angelpunkt des Kampfes gegen diktatorische und autoritäre Regimes.

Ein weiterer Aspekt von „1968“ war die in Aachen (und anderen Hochschulen) durchgesetzte Hochschulreform mit immer neuen Verfassungsanpassungen, während die demokratischere Gruppenuniversität nur zögerlich eingeführt wurde, obwohl die ursprünglich von den Studierenden geforderte „Drittelparität“ 1972 und verschärft noch einmal 1979 durch das Bundesverfassungsgericht untersagt worden war. Eine unter meinem Vorsitz mühsam erarbeitete Ordnung für das Institut für Soziologie, die

(wie es eine Zeit lang auch das Otto-Suhr-Institut der Freien Universität praktizierte) die Drittelparität als (informelle) Regelung gleichwohl vorsah, wurde schließlich von den Studierenden abgelehnt, denen diese noch immer nicht weit genug ging.

In der Lehre konnte man auf Mitbestimmungsforderungen auch unterhalb der offiziellen Gremien stoßen. In dem von dem Politologen Kurt Lenk und mir entworfenen Grundkurs „Klassengesellschaft und Staat“ präsentierten in jedem Semester einzelne politische Gruppen (z. B. Troztkisten, Maoisten oder andere KP-Varianten) ihre inhaltlichen Vorstellungen und stimmten über die Einstellung von Tutorinnen und Tutoren ab. Ich fand die Diskussionen produktiv, zumal ich als Veranstalter meine Optionen erfolgreich ins Spiel bringen konnte.²¹ Dass der „Mittelbau“ die von den Studenten (Studentinnen schufen damals noch einen nur verschönernden Rahmen für die Auftritte männlicher Hauptakteure) geforderte Hochschulreform in kontroverser Zusammenspiel mit den anderen Statusgruppen schließlich institutionell durchsetzte, galt auch für die RWTH Aachen, in der ich zum Vorsitzenden des Satzungskonventes gewählt wurde, der auf der Basis des 1979 vom nordrhein-westfälischen Landtag beschlossenen Hochschulgesetzes die erste Grundordnung für die RWTH Aachen als Gruppenuniversität seit 1982 höchst kontrovers diskutiert und 1984 dann doch mit großer Mehrheit beschlossen hat.

Resümee

Entscheidend für den auch durch die Massenmedien mitbedingten Erfolg der 68er-„Kulturrevolution“²² waren selbstverständlich die Epizentren in Berlin, Frankfurt am Main, vielleicht auch Göttingen. Gleichwohl wirkten die Forderungen und Auseinandersetzungen bald auf andere Universitätsstädte und schließlich bis weit in die Provinz hinein, wo die Konflikte aus den Protestmetropolen mit fast schon rituell erscheinenden Provokationen und bereits bekannten Gegenreaktionen „nachgespielt“ wurden. Das wahre Erfolgsgeheimnis lag in der Verbindung ganz unterschiedlicher Konfliktzonen und Themen, deren unterschiedlich motivierte Parallelaktionen sich in durchschlagenden Formeln verdichteten: „Unter den Talaren, Muff von 1000 Jahren“ für die Universitäten, „Das Private ist politisch“ für Wohngemeinschaften und Kommunen oder „Mein Bauch gehört mir“ im Kampf der Frauen um Selbstbestimmung. Während „ein Adolf“ als genug erschien,

stand die Parole „Hoch die internationale Solidarität!“ für die antiimperialistischen Befreiungskämpfe; zugleich wurden die lebensweltlichen Feindbilder plastisch als „Spießhölle“ benannt.²³

Machtvoll unterstützt durch die „sexuelle Revolution“, führten erst die vielen „Nachbeben“ in der Provinz zu einer nachhaltigen Veränderung von Einstellungen und schließlich sogar Lebensstilen. Dabei war die Studentenbewegung mehr eine Ausdrucksform für weltweit und innergesellschaftlich sich vollziehende Veränderungen von Machtrelationen als ein Kausalfaktor – aber auch das machte sie bedeutsam. So entstand der Mythos einer „Generation, die die Welt veränderte“.²⁴

Obwohl sich nach der Selbstauflösung des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) im Jahr 1969 in manchen (sich omnipotent fühlenden) Gruppen²⁵ beängstigend autoritäre „Lösungsvorschläge“

herauskristallisierten – besonders der gewaltsame Irrweg der RAF – und obwohl sich viele der revolutionären Selbstsuggestionen und Forderungen als überschüssig und zuweilen naiv erwiesen, waren die Problembeschreibungen meist doch wirklichkeitsnah und produktiv. Das ist nicht zuletzt auch an den vielen unterschiedlichen, beispielsweise feministischen oder ökologischen Anschlussbewegungen erkennbar.

Heute scheint das Bild einer liberalen und weltoffenen Gesellschaft zum integralen Bestandteil der bundesrepublikanischen Selbstbeschreibung geworden zu sein, so gibt es rückblickend mehr „68er“ als damals. Sichtbar wird das beispielsweise, wenn „Wessis“ in den neuen Bundesländern den dort „seit 1933 in autoritären Systemen gelebt habenden“ Menschen stolz erklären, dass diese eben „kein 68“ erlebt hätten. Ich pflege darauf zu antworten: „Dafür ‚der Westen‘ aber auch kein ‚89‘.“

Dieser Aufsatz verdankt vieles der anregenden und kritischen Mitarbeit von Martin Siebert. Die Verbindung von historischen Darstellungen und analytischer Aussagen mit autobiografischen Perspektiven ist durch die Zeiteigenschaft des Autors bedingt und entspricht einem Wunsch der Herausgeber.

1 Vgl. Eduard Heußen (Hrsg.), *Wie sieht der CDU-Staat aus?*, Reinbek 1982. 2 Bertolt Brecht, *Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui*, in: Bertolt Brecht, *Gesammelte Werke*, Bd. 4, Frankfurt am Main 1967, S. 1834. 3 Siehe Hermann Lübke, *Vom Parteigenossen zum Bundesbürger. Über beschwiegene und historisierte Vergangenheiten*, München 2007. 4 Siehe Karl-Siebert Rehberg, *Eine deutsche Karriere. Oder: Gelegenheit macht Demokraten. Überlegungen zum Fall Schwerte/Schneider*, in: Merkur, Nr. 562, 50 (1/1996), S. 73–80. 5 Hans Schwerte, *Liebevolle Auflösung. Thomas Manns Hochstapler-Bekenntnisse*, in: *Zeitwende*, 26 Jg. (1955), S. 399–405, hier S. 402. 6 Armin Mohler, *Zeitgemäß über der Zeit. Ein Denkmeister der Konservativen. Zum Tode des Kulturphilosophen und Soziologen Arnold Gehlen*, in: *Die Welt* vom 2. Februar 1976. 7 Gehlen wurde dann der Betreuer meiner Dissertation mit meiner kritischen Erweiterung seiner Institutionenlehre (siehe Karl-Siebert Rehberg, *Ansätze zu einer perspektivischen Soziologie der Institutionen*, Aachen 1973); seit 1976 bin ich der Herausgeber der zehnbändigen Gesamtausgabe seiner Werke im Vittorio Klostermann-Verlag Frankfurt am Main. 8 Jürgen Habermas, *Nachgeahmte Substantialität*, in: Merkur, Nr. 264, 24 (1970), S. 313–327; eine scharfe Kritik Helmut Schelskys an diesem Buch Gehlens beendete deren Freundschaft; vgl. Karl-Siebert Rehberg, *Inspirierende und misslingende Spannungsbalancen. Institutionen bei Helmut Schelsky und Arnold Gehlen*, in: *Rechtstheorie*, Beiheft 22 (2017), S. 219–242. 9 Siehe dazu Romain Leick, *Das Reich der Lüge*, in: *Der Spiegel*, Nr. 16 (2016), S. 116–120. 10 Vgl. Karl-Siebert Rehberg/Matthes Blank/Hans Schilling (Hrsg.), *Arnold Gehlen. Gesamtausgabe, Bd. 9: Zeit-Bilder und weitere kunstsoziologische Schriften*, Frankfurt am Main 2016 [GA 9]. 11 Ebd., S. 312. 12 Vgl. Brigitte Franzen/Anette Lagler/Myriam Kroll (Hrsg.), *Nie wieder störungsfrei! Aachen Avantgarde seit 1964*, Ausst.-Kat., Ludwig-Forum für internationale Kunst, Aachen 2011 sowie Adam

C. Oellers, *Fluxus an der Grenze. Aachen 20. Juli 1964*, in: Eckhart Gillen (Hrsg.), *Deutschlandbilder. Kunst aus einem geteilten Land*, Ausst.-Kat. 1997/98, Martin-Gropius-Bau, Köln 1997, S. 232–239. 13 GA 9 (wie Anm. 10), S. 313. 14 Eduard Beaucamp, *Aachen als Weltmodell. Erinnerungen eines Zeitzeugen*, in: Franzen/Lagler/Kroll (Hrsg.) (wie Anm. 12), S. 173. 15 Theodor W. Adorno, *Resignation*, in: Hermann Schweppenhäuser (Hrsg.), *Theodor W. Adorno zum Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1971, S. 9–13. 16 Karl-Siebert Rehberg, *Hoffen angesichts der Hoffungslosen. Zum Tode des Philosophen und Soziologen Herbert Marcuse*, in: RWTH-Themen. Berichte aus der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen (3/1979), S. 15 ff. 17 Brief Adornos an Gehlen vom 15. 1. 1969 [Gehlen-Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach] mit Anspielung auf eine Formulierung Walter Benjamins, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. IV.1, Frankfurt am Main 1972, S. 138 [dort bezogen auf die Funktion von Zitaten in Benjamins Arbeiten]. 18 Siehe etwa 1968 – *Die Studentenrevolte* (mit Materialien auch aus dem Vorlass von Claus Haase, dem AStA-Vorsitzenden im Jahre 1968), Ausst.-Kat. des Hochschularchivs der RWTH Aachen, Aachen 2008. 19 Siehe Aachener Nachrichten vom 19. Oktober 1968. 20 Siehe 1968 – *Die Studentenrevolte* (wie Anm. 18), S. 7. 21 Siehe Karl-Siebert Rehberg, *Ein Markstein der Verfassungsgeschichte der RWTH Aachen. Zur Entstehung der neuen Grundordnung*, in: *Alma Mater Aquensis XXII* (1984/85), S. 97–108 sowie die detaillierte Studie von Rüdiger Haude, *Dynamiken des Beharens. Die Geschichte der Selbstverwaltung der RWTH Aachen seit 1945*, Aachen 1993. 22 Das klingt nach Mao Zedongs gleichnamiger Umwälzung der chinesischen Gesellschaft, die als blutige Säuberung damals noch nicht erkannt war. Gleichwohl handelte es sich auch in den „westlichen“ Gesellschaften viel eher um eine Veränderung kultureller Formen des Zusammenlebens als um eine politische Revolution. 23 Siehe Andreas Schwab/Beate Schappach/Manuel Gogos (Hrsg.), *Die 68er. Kurzer Sommer – lange Wirkung*, Ausst.-Kat., Historisches Museum Frankfurt am Main, Essen 2008. 24 Siehe z. B. die Titelgeschichte des Magazins Stern, Nr. 47/2007. 25 Vgl. [Verfasser anonym], *Wir warn die stärkste der Parteien. Erfahrungsberichte aus der Welt der K-Gruppen*, Berlin 1977.

1968 – Medienwandel und Protestkultur

Das Jahr 1968 übt bis heute eine besondere Faszination aus. In Erinnerung geblieben sind die Protestkultur, die Globalisierung von Konflikten, der Kampf zwischen Establishment und Außerparlamentarischer Opposition (APO), die sexuelle Befreiung, begleitet von einer Vielfalt popkultureller Erscheinungen. Allerdings schwingt auch der Verdacht mit, dass diese Zeit von etlichen der damaligen Protagonisten in ihrer Gesamtwirkung überzeichnet wird. Der Prozess der Etablierung eines kritischen Bewusstseins in der Öffentlichkeit, einer Emanzipierung der jungen Generation und das Beschreiten neuer Wege in den Bereichen der Kunst, der Musik, aber auch in der Bildung waren ein Prozess, der länger wirkte, als es der Begriff „Achtundsechziger“ suggeriert.

Im April 1968 standen die Zeichen eindeutig auf Sturm. Der Springer-Verlag geriet ins Visier Tausender Demonstrant_innen, deren angestauter Unmut sich zum Teil gewalttätig entlud. Am 13. April schilderte die „Bild“-Zeitung unter der Überschrift „BILD-Auslieferung in sechs Städten behindert“¹ die Vorfälle aus ihrer Sicht und machte als Ursache für die Nichtauslieferung die „Gewaltaktionen radikaler Studenten“² aus. Wenige Tage später, an Ostern, war in der „Bild“-Zeitung zu lesen: „Es ist Ostermontag 1968, [...] unsere Zeitungsfahrer setzen sich Schutzhelme auf. Denn es werden wieder Steine fliegen. Und wieder diese verdammten Flaschen. 8 unserer Zeitungswagen sind schon ausgebrannt, insgesamt 20 sind zerstört.“³

Was war geschehen, dass eine so große Wut auf die Medien im Allgemeinen und den Springer-Verlag im Besonderen entstanden war und diese dann in Gewalt umschlug?

Das Aufbegehren vor allem der Studentenschaft 1968 war in erster Linie auch ein Generationenkonflikt, ein Infragestellen von Herrschaftsstrukturen und ein Legitimierungsproblem. Zu den tradierten und alteingesessenen Institutionen gehörte für viele Protagonisten auch die Presse. In erster Linie waren es die konservative Presse und speziell die Printprodukte des Springer-Verlages, die in dem Verdacht standen, reaktionäre Politik zu betreiben und als verlängertes Arm des Staates Teil von Unterdrückung und Ungerechtigkeit zu sein. Insbesondere die Boulevardblätter wie die „Bild“-Zeitung waren Hassobjekte. Zu den Hintergründen des erbitterten Kampfes um die Deutungshoheit sei zunächst der Blick auf die Entwicklung der Presselandschaft in der jungen Bundesrepublik gerichtet.

Der Einmarsch der alliierten Truppen in Deutschland am Ende des Zweiten Weltkriegs führte zum Verbot jeglicher nationalsozialistischer Medien. In der ersten Besatzungszeit herrschte also zunächst einmal absolute mediale Funkstille. Im Zuge der westlichen „Reeducation“, der „Umerziehung“ der Deutschen, weg von der faschistischen Pressepolitik und hin zu einer selbstkritischen Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und den Errungenen

Neu Braun sixtant S
Das neue Scherenmodell von Braun

Dr. Best
Zähne bürstet
Dr. Best
hilft sofort!

**Ist das Demonstration?
Ist das Diskussion?**

**Möbelhaus
in Brand gesteckt**

- Nackte Zerstörungswut!
Anschlag auf privates Eigentum
- Marsch auf Zeitungshäuser mit
Molotow-Cocktails und Spitzhacken
- Aufführer werden von Kommandowagen
mit Sprechfunk gesteuert

Zahnstein?
Dr. Best
settima
hilft sofort!

Dienstag, 16. April 1968 - 15 Pf
Nr. 10 • 100000 • C 1000

Bild
ZEITUNG
UNTERSCHIEDS-LEBENSSTÄTTE

Junge vom Zug getötet
Auf den Schienen baute er ein Nest für den Osterhasen

Fröhliche Ostern waren das!

Kahlheit - eine Tücke des Schicksals?



Schön: Uwe spielt, wenn er fit ist!
BERICHT SEITE 4

Regionalliga: Endsprint vor dem Bundesliga-Aufstieg
BERICHT SEITE 4

Frisieren ohne Fett

Länderspiel gegen Schweiz

Regionalliga:

1 Titelseite der „Bild“-Zeitung vom 16. April 1968, Axel Springer Verlag

schaften westlicher Demokratie, stand insbesondere die Presselandschaft im Fokus der Demokratisierungsbemühungen der Alliierten in den Westzonen. Nach und nach entstanden dann neue Zeitungen, sogenannte Lizenzzeitungen mit Genehmigungspflicht durch die alliierten Besatzungsmächte. In der Lizenzzeit (1945–1949) wurden zahlreiche Tageszeitungen gegründet, die bis heute existieren. Den Anfang machten am 24. Januar 1945, also bereits einige Monate vor Kriegsende, die „Aachener Nachrichten“ unter der Lizenz Nr. 1. Bereits die Schlagzeile der ersten Ausgabe, „Russischer Siegeszug rollt weiter“, war ein deutliches Indiz für die Neuausrichtung. Nach den „Aachener Nachrichten“ folgten unter Lizenzierung der US-Besatzungsmacht die „Frankfurter Rundschau“ (Erstausgabe 1. August 1945) und die „Süd-

deutsche Zeitung“ (Erstausgabe 6. Oktober 1945). Die Förderung der Presse unter alliierter Regie, was auch eine Zensur der Lizenzzeitungen seitens der Alliierten bedeutete, sollte diese vor möglichen Vereinnahmungen sichern, was nach den Erfahrungen des Dritten Reiches folgerichtig war.

Im Laufe der 1950er-Jahre kam es jedoch zu immer stärkeren wirtschaftlichen Einflüssen, die die Unabhängigkeit der Presse bedrohten. Das wirkte sich auch auf die Inhalte aus. Die großen politischen und wirtschaftlichen Fragestellungen der Zeit, die Frage der Wiedervereinigung, die Neuausrichtung von Staat und Gesellschaft und die ökonomischen Weichenstellungen wurden durchaus kontrovers diskutiert, jedoch, wie der Publizist Harry Pross (1923–2010) in seiner umfangreichen Dokumentation zur Geschichte

2



2 Bergung von Benno Ohnesorg, der am 2. Juni 1967 bei einer Demonstration anlässlich des Berlin-Besuchs des persischen Kaiserpaars von einem Polizisten erschossen wurde.

3 Titelseite der Zeitschrift „Kristall“ vom 30. Dezember 1966

4 DDR-Broschüre gegen Springer, hrsg. vom Verband Deutscher Journalisten (VDJ) in der DDR, Berlin 1963

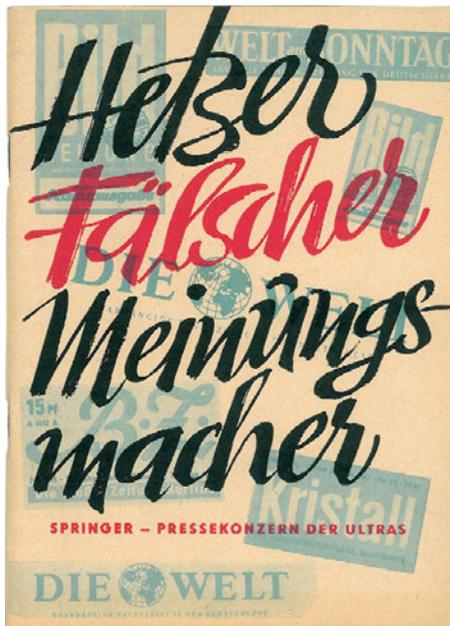
3



der deutschen Presse feststellte: „In der Bundesrepublik verklärte schwarz-weiße Magie die Restauration eines militärisch-industriellen Komplexes zum ‚Wirtschaftswunder‘, statt sie zu erklären: Imagepflege, wo Kritik hilfreich hätte sein können.“⁴

Das Grundmuster der Kritik an den Medien, die sich später vor allem in den Kreisen der Außerparlamentarischen Opposition, der Linken und der politisierten Studentenschaft zum Furor aufstaute, ist hier bereits angelegt. Verstärkt wurde die Unzufriedenheit einerseits durch Monopolisierungstendenzen, die zur Bildung von Großverlagen führten, andererseits war es die Art der Berichterstattung selbst, die den Kritikern das Gefühl vermittelte, die Medien, sowohl die Boulevardpresse als auch konservative Qualitätszeitungen, würden lediglich eine bestimmte Weltsicht zulassen, aufseiten des Establishments stehen und kein Verständnis für die Protestbewegung aufbringen. Ein Beispiel ist die Berichterstattung angesichts der Proteste gegen den Besuch des Schahs von Persien in Berlin am 2. Juni 1967. Es kam damals zu heftigen Krawallen vor der Oper, die von Schah-Anhängern („Prügel-Perser“) und der Polizei ausgingen und schließlich im Tod des Studenten Benno Ohnesorg gipfelten. Dass die meisten Medien die Demonstrierenden verantwortlich machten und die übertriebene Polizeigewalt mit keiner Silbe erwähnten, war für viele ein Anlass, an der Objektivität der Presse zu zweifeln und diese nur als Handlanger des Staates wahrzunehmen.

Allerdings hatte schon die „Spiegel“-Affäre 1962 die Menschen aufgeschreckt. In der Ausgabe Nr. 41/1962 war ein kritischer Artikel über die Verteidigungsfähigkeit der Bundeswehr erschienen, die schon im Titel als „bedingt abwehrbereit“ eingestuft wurde. Im Weiteren stellte sie der Artikel



als ihren Aufgaben letztlich nicht gewachsen dar. In der Folge kam es unter dem Vorwurf des Landesverrats zur Verhaftung einiger Redakteure sowie des „Spiegel“-Herausgebers, Rudolf Augstein. Der Verlag sah sich strafrechtlichen Ermittlungen durch die Bundesanwaltschaft ausgesetzt, Redaktionsräume wurden durchsucht. Nach mehreren Monaten endete die Affäre in einer Regierungskrise, die unter anderem zum Rücktritt des damaligen Bundesverteidigungsministers Franz-Josef Strauß führte. Zum ersten Mal in der Geschichte der Bundesrepublik war es zudem zu Massenprotesten in der Öffentlichkeit gekommen, da die polizeilichen Maßnahmen als Angriff auf die Pressefreiheit gesehen wurden. Durch den Ausgang der „Spiegel“-Affäre wurde die Pressefreiheit jedoch deutlich gestärkt und auch kritische Publikationen konnten sich Gehör verschaffen.

Auf der anderen Seite verstärkte sich die Konzentration im Pressewesen. Technische Neuerungen wie zum Beispiel in den Bereichen Fotosatz und Offsetdruck sorgten für einen Entwicklungsschub. Allerdings hatte das seinen Preis, da technische Neuananschaffungen große Investitionen bedeuteten. Auf diese Weise hatten kleinere Verlagshäuser das Nachsehen gegenüber Medienkonzernen, was die Konzentration

auf dem Pressemarkt noch beschleunigte. Dies war aus Sicht der Pressefreiheit keine gute Entwicklung. Der Publizist Paul Sethe formulierte 1965 griffig: „Die Pressefreiheit ist die Freiheit von 200 reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten.“⁵

Auch der Journalismus wurde nach 1945 auf eine völlig neue Stufe gestellt. Verleger und Journalisten aus der NS-Zeit konnten nicht in ihren angestammten Metiers weiterarbeiten. Viele wechselten daher in andere Berufsfelder. Auf diese Weise entstand ein Vakuum, sodass Verlegern, die nicht an prominenter Stelle des NS-Propagandaapparates gestanden hatten, plötzlich ungeahnte Karrierechancen offenstanden, da sie von den Alliierten lediglich als „Mitläufer“ eingestuft wurden. Die Karrieren von Rudolf Augstein, aber ganz besonders von Axel Springer sind hierfür sinnbildlich. Springer galt als der Medienzar schlechthin, derjenige, der ganz besonders im Fokus der Medienkritiker stand, weil er wie kein Zweiter polarisierte und zum Hauptfeindbild der 1968er-Generation avancierte. In der Tat war Axel Cäsar Springer einer der mächtigsten, aber auch der umstrittensten Verleger der Bundesrepublik. Geboren 1912, machte er aus seinem ererbten Verlagshaus innerhalb weniger Jahrzehnte einen internationalen Medienkonzern. Auf dem Höhepunkt der Unruhen 1968 galt Springer als größter Zeitungsverleger in ganz Europa.

Bereits lange vor den Ereignissen im Jahre 1968 stand Springer im Zentrum der Kritik. Beanstandet wurde vor allem sein Umgang mit Journalisten, deren NS-Vergangenheit für ihn anscheinend kein Problem darstellte. Prominentestes Beispiel war Paul Karl Schmidt (1911–1997), der als ehemaliger SS-Angehöriger im NS-Außenministerium zuständig für die NS-Propaganda in den besetzten Gebieten war. Im Springer-Verlag arbeitete Schmidt unter dem Pseudonym Paul Carell und schrieb für die Zeitschrift „Kristall“.⁶ Ein anderes Beispiel ist Horst Mahnke, der es sogar bis zum Chefredakteur der Zeitschrift „Kristall“ brachte. Mahnke war SS-Hauptsturmführer im Reichssicherheitshauptamt gewesen und wurde im Sommer 1941 Leiter des „Vorkommandos Moskau“ in der SS-Einsatzgruppe B auf besetztem sowjetischen Gebiet.⁷ Es mutet paradox an, dass Männer mit einer solchen „Karriere“ im Springer-Verlag beschäftigt wurden. Denn gerade der Kampf gegen Antisemitismus und der Versuch der Aussöhnung mit Israel war mithin wichtigstes Anliegen des Verlegers. Springer war in dieser Hinsicht jedoch Pragmatiker, er schätzte Paul Carell als guten Journalisten und sah

Doch nicht nur die Presse stand im Mittelpunkt des kritischen Diskurses. (...) Das Medium Fernsehen trug nun die Konflikte der Welt in die Wohnzimmer hinein.

5



5 Titelseite der Zeitschrift „konkret“ vom 23. September 1968

über dessen Vergangenheit hinweg, was in der Adenauer-Ära gar nicht unüblich war. Damals zählte Berufserfahrung mehr als politische Unbedenklichkeit.⁸

Im Übrigen gab es immer wieder heftige Attacken aus der DDR, deren Machthaber mit ihrer Kritik an Springer auch in Westdeutschland die Debatte befeuerten. An erster Stelle zu nennen ist hier die Broschüre *Hetzer, Fälscher, Meinungsmacher*, die der Verband Deutscher Journalisten in der DDR (VDJ) im März 1963 in Leipzig präsentierte. Sie trug den Untertitel: *Springer – Pressekonzern der Ultras*⁹, was der Sichtweise der DDR-Machthaber entsprach, denn der VDJ war ein linientreuer Verband. Axel Cäsar Springer schaffte es aber auch, das Feindbild par excellence der Neuen Linken in Westdeutschland zu werden. Die Mischung aus dunkler NS-Vergangenheit, Großkapitalismus und der sehr wertkonservativen, deutschnationalen Grundausrichtung führte schließlich zu der Forderung „Enteignet Springer!“¹⁰. Auch durch Springers erheblichen Einfluss auf den Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), der zu seiner Machtfülle beitrug, wurde es einer der zentralen Slogans von APO und Studentenschaft.

Doch nicht nur die Presse stand im Mittelpunkt des kritischen Diskurses. Für das mediale Gesamtbild dieser Zeit ist auch das Medium Fernsehen von größter Wichtigkeit. Es trug nun die Konflikte der Welt in die Wohnzimmer hinein, die Berichterstattung insgesamt gewann so eine neue Wirkmächtigkeit. Gemäß dem Diktum des kanadischen Medienwissenschaftlers Marshall McLuhan, „The medium is the message“, ist es die Wirkweise des Mediums, die entscheidend ist, weniger die Botschaft selbst. Bis zur flächendeckenden Ausbreitung des Fernsehens war das gedruckte Wort der wichtigste Überbringer von Informationen. Das Fernsehen führte zu einer kürzeren Wahrnehmungsspanne und zu kürzeren Nachrichten. Die Kurzmeldung wird wichtiger als die ausführliche Reportage. Krieg und Gewalt entfalteten im TV eine ungeheure Präsenz, wie es die Fernsehberichterstattung über den Krieg in Vietnam zeigte. Kamerateams folgten den Soldaten in den Kampfgebieten auf Schritt und Tritt und sendeten ungeschönte Bilder, deren Wirkmächtigkeit eine der Hauptursachen für das Entstehen einer Protestbewegung gegen den Krieg war, nicht nur in den USA.

In Westdeutschland wurde das Rundfunkwesen, und somit auch das Fernsehen, nach dem Zweiten Weltkrieg nach dem Vorbild der britischen BBC neu aufgebaut. Demnach sollten die Rundfunkanstalten als Anstalten des öffentlichen Rechtes fungieren, die mediale Grundversorgung aller Bürger gewährleisten und politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit wahren. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk wurde allerdings von Kritikern als Monolith angesehen, der keinesfalls für eine Pluralität der Meinungen stand. Die Situation wurde etwas besser, als der allmächtigen ARD im Jahre 1961 mit dem ZDF ein öffentlich-rechtlicher Konkurrent erwuchs. In den 1960er-Jahren etablierten sich im deutschen Fernsehen auch neue Formate wie „Panorama“ und „Weltspiegel“, die sich als „ständige Provokation im Adenauer-Staat“¹¹ erwiesen. Bis zur Entstehung einer nennenswerten Gegenöffentlichkeit sollte es allerdings noch eine Weile dauern.

Zurück zu den Geschehnissen an Ostern 1968: Im April schafften es die Demonstrierenden vor dem Springer-Hochhaus in Berlin, die Auslieferung der „Bild“-Zeitung für einige Stunden zu verzögern. Verhindern konnten sie sie nicht. Außerdem gab es keine Medien, mit denen die Akteure den Meldungen des Springer-Verlages etwas hätten entgegenhalten können. Die politische Ohnmacht der Protestbewegung klingt hier an. Springer indes konnte die Anschläge als Angriff auf die Pressefreiheit verbuchen. Der Kampf um die Deutungshoheit sollte noch lange anhalten.

Das Aufkommen von Alternativzeitschriften und Stadtmagazinen kritischer Provenienz,¹² die dann ab Ende der 1960er-Jahre im Zuge der neuen sozialen Bewegungen erschienen, kann als eine Folge der geschilderten Auseinandersetzungen der Achtundsechziger gesehen werden. Es ist aber keineswegs so, dass die Achtundsechziger allein für eine kritische Wende im öffentlichen Bewusstsein gesorgt hätten. Eine kritische Öffentlichkeit hatte sich bereits vorher gebildet und die „68er-Generation [wurde] entscheidend während des vorherigen Medienwandels sozialisiert und griff diese Kritik dann übersteigert über die Medien wieder auf“.¹³ So lässt sich sagen, dass die Achtundsechziger ihrerseits auch von den Medien profitierten. Ohne die Medien hätte die Bewegung niemals die Aufmerksamkeit bekommen, die sie heute noch besitzt.

¹ „Bild“-Zeitung vom 13. April 1968, S. 2, Archiv Internationales Zeitungsmuseum Aachen (IZM), Signatur D-3002,36. ² Siehe ebd. ³ „Bild“-Zeitung vom 16. April 1968, Archiv IZM, Signatur D-252,16. ⁴ Harry Pross, *Zeitungsreport. Deutsche Presse im 20. Jahrhundert*, Weimar 2000, S. 167. ⁵ Zitiert nach Pross (wie Anm. 4), S. 193. ⁶ Siehe dazu ausführlich Jochen Staadt/Tobias Voigt/Stefan Wolle, *Feindbild Springer. Ein Verlag und seine Gegner*, Göttingen 2009, S. 59 ff. ⁷ Siehe ebd., S. 63. ⁸ Siehe Frank Bösch, *Mediengeschichte*, Frankfurt am Main 2011, S. 200 ff. ⁹ Siehe Staadt/Voigt/Wolle (wie Anm. 6), S. 59. ¹⁰ Erstmals tauchte diese Forderung im „Berliner Extrablatt“ vom 13. Mai 1967 auf. ¹¹ Hermann Nöring/Thomas F. Schneider/Rolf Spilker (Hrsg.), *Bilderschlachten – 2000 Jahre Nachrichten aus dem Krieg. Technik-Medien-Kunst*, Göttingen 2009, S. 344. ¹² Prominentestes Beispiel ist die „taz – die tageszeitung“ aus Berlin. Weitere Beispiele sind: „Knipperdolling – Münsteraner Generalanzweifer“ aus Münster, das „Volksblatt“ aus Köln, „Klenkes“ aus Aachen, das „Stadtblatt“ aus Bielefeld sowie diverse „Stadtzeitungen“, die in Braunschweig, Freiburg, Göttingen, Wuppertal u. a. Städten erschienen. ¹³ Bösch (wie Anm. 8), S. 210.

Tilman P. Fichter

Gründonnerstag 1968

Vor dem SDS-Zentrum in Berlin-Wilmersdorf, Kurfürstendamm 140, brach Rudi Dutschke von drei Kugeln getroffen neben seinem Fahrrad zusammen. Eine Epoche West-Berliner Nachkriegspolitik fand ihr jähes Ende: Bis dahin hatte ein antikommunistischer Konsens die Bevölkerung in den drei Westsektoren mehr oder weniger zusammengehalten.

Vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Jahr 1968 lebte West-Berlin ständig in der Angst, dass sich sein traumatisches Erlebnis von 1945 wiederholen könnte: der Einmarsch der „Russen“. Dieses kollektive Trauma hat die Springer-Presse damals im eingemauerten West-Berlin ständig am Kochen gehalten. Der Fokus des Aufstands gegen die Pogromhetze der Springer-Presse war damals der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS).

Der SDS war im September 1946 von 84 zumeist männlichen Kriegsheimkehrern in der Hamburger Elbschloss-Brauerei unter den Porträts von Karl Marx und Immanuel Kant gegründet worden. Im Laufe der 1950er-Jahre entwickelte sich der SDS zu einem zunehmend gesellschaftskritisch, kapitalismuskritisch, aber auch antistalinistisch eingestellten sozialistischen Bündnis von mehr als 20 autonomen Hochschulgruppen an fast allen wichtigen westdeutschen beziehungsweise West-Berliner Universitäten. Der mehr oder weniger undogmatische SDS versuchte, das in der „Godesberger“ SPD vorherrschende Theoriedefizit durch eine an Karl Marx, Rosa Luxemburg oder Karl Korsch geschulte soziologische Denkweise aufzufüllen. Die Wege des SDS und der SPD trennten sich, und nach 1961 (Beschluss der Unvereinbarkeit der Mitgliedschaften in der SPD und im SDS vom 6. November) schuf der SDS an den Hochschulen und Universitäten mit die Grundlage für die antiautoritäre Revolte der Student_innen von 1967/68 gegen die vorherrschende Lebenslüge von der „bewältigten“ braunen Vergangenheit, die geplante Bonner „Notstandsverfassung“ sowie den Krieg in Vietnam.

Seine Epoche sucht man sich nicht aus: Ich wurde am 1. August 1937 in Berlin-Wilmersdorf geboren. Den „Endsieg“ des „Dritten Reiches“

erlebte ich im Frühjahr 1945 in einem engen, feuchten Bunker in Stuttgart-Vaihingen. Die Zukunft meiner Generation schien zunächst für immer verriegelt. Ende der 1950er-Jahre begann für mich eine schrille Zeit im London der Beatles, Beatniks sowie der „New Left Clubs“. Im Londoner Caféhaus „The Partisan“ in Soho entdeckte ich den „westlichen Marxismus“ jenseits von Karl Kautsky oder Wladimir Iljitsch Lenin. Meine theoretischen Hausgeister hießen Isaak Deutscher, Eric Hobsbawm und Edward P. Thompson.

Im Frühjahr 1962 – fast ein Jahr nach dem Bau der Mauer – kehrte ich bewusst in meine Geburtsstadt zurück. Dort existierte im Umfeld der Freien Universität (FU) bereits damals so etwas wie eine dritte deutsche Daseinsform jenseits des poststalinistischen Umerziehungsmiefs der DDR beziehungsweise der in der BRD vorherrschenden „Geborgenheit im Provinziellen“ (Theodor W. Adorno). Hier trat ich dann im Sommer 1963 der FU-Hochschulgruppe des SDS bei. Dort initiierte ich zusammen mit Nora Schimming, sie wurde später in Bonn erste Botschafterin der unabhängigen Republik Namibia, sowie Dieter Sturm, später Dramaturg an der *Schaubühne*, einen SDS-Arbeitskreis über die Rassenpolitik in Südafrika.

Am 19. Dezember 1964 durchbrachen rund 600 deutsche und aus ganz Osteuropa angereiste schwarzafrikanische Student_innen die Ketten der West-Berliner Bereitschaftspolizei und protestierten innerhalb der Bannmeile des Schöneberger Rathauses gegen den Staatsbesuch des kongolesischen Ministerpräsidenten Moïse Tschombé. Eine SDS-Delegation trug dem Regierenden Bürgermeister Willy Brandt gerade ihren Protest gegen den Empfang des Mörders von Patrice Lumumba vor, als Tschombés Wagen bei der Abfahrt von rund 200 Student_innen mit Tomaten und Eiern beworfen wurde.

Während der Vorbereitungen zur Anti-Tschombé-Demonstration im SDS-Zentrum war Rudi Dutschke erstmals als Vertreter der „Subversiven Aktion“ im SDS aufgetreten. Später notierte er in seinem Tagebuch: „Was für eine Eintrittssitzung für uns von der Subversiven Aktion in den SDS! Wie mißtrauisch stellte uns der Genosse Tilman Fichter die Frage, was wir eigentlich wollten und so weiter!“ Ich war mir damals durchaus im



„Die Zukunft meiner Generation schien zunächst für immer verriegelt.“

Klaren darüber, dass Rudi und Bernd Rabehl den Berliner SDS unterwandern wollten. Kurzfristig – so mein damaliges Kalkül – konnte der SDS aber auch eine Prise revolutionärer Ungeduld gut gebrauchen. Am 27. Januar 1965 traten dann Rudi Dutschke und weitere Mitglieder der „Subversiven Aktion“ in den SDS ein. Einige ältere Genoss_innen waren über diese Eintrittswelle nicht gerade begeistert. Trotzdem wurde Rudi mit großer Mehrheit der Jungen aufgenommen. Die studentische Revolte im aufgeteilten Nachkriegsdeutschland konnte beginnen.

Am 28. Februar 1965 wurde ich dann auf einer Vollversammlung des SDS-Landesverbandes zum Ersten SDS-Landesvorsitzenden gewählt. Mein Stellvertreter wurde der Vietnam-Spezialist Jürgen Horlemann. Darüber hinaus initiierte die Versammlung ein „vorläufiges Vorbereitungskomitee“ für eine große „Vietnam-Solidaritätskampagne“ im kommenden Sommersemester. Am 2. Juni 1967 schlug der Senat von Berlin zurück: Während der Studentendemonstration gegen den Staatsbesuch des Schahs von Persien wurde der 26-jährige FU-Student Benno Ohnesorg in einem Innenhof in der Krumme Straße vom Polizeioberrmeister Karl-Heinz Kurras durch einen Kopfschuss von hinten ermordet. Dieser Schuss und der Freispruch des Todesschützen lösten eine Eskalation von staatlicher Gewalt und studentischer Gegengewalt aus. Der Mörder Kurras wurde von seinen Polizeikameraden und der West-Berliner Justiz gedeckt. In den 1990er-Jahren stellte sich heraus, dass Kurras

seit den 1950er-Jahren ein Spitzel der Stasi in der West-Berliner Polizei gewesen ist. Der Mord an Benno Ohnesorg blieb trotzdem unge-sühnt. Die Kameraderie in der Polizei war noch immer stärker als die Gerechtigkeit.

Als am 11. April 1968 der 23-jährige Hilfsarbeiter Josef Bachmann auf Rudi schoss, funktionierte der Berliner SDS-Landesverband noch immer relativ gut. In einem Flugblatt stellte der SDS fest: „Ungeachtet der Frage, ob Rudi das Opfer einer politischen Verschwörung wurde: Man kann jetzt schon sagen, daß dieses Verbrechen nur die Konsequenz der systematischen Hetze ist, welche Springer-Konzern und Senat in zunehmendem Maße gegen die demokratischen Kräfte in dieser Stadt betrieben haben ...“ Wenige Stunden nach dem Attentat versammelten sich in der Technischen Universität mehr als 2.000 Student_innen und bildeten dann einen spontanen Demonstrationzug zum Springer-Hochhaus in der Kochstraße. Die völlig überraschte Polizei konnte nicht verhindern, dass schließlich rund 3.000 Student_innen zum Hochhaus vordrangen, dort Scheiben einschlugen und mit den Druckereiarbeitern in handgreifliche Auseinandersetzungen gerieten.

Alles in allem verlief die Demonstration jedoch bis dahin ohne größere Gewaltausschreitungen, bis der Agent Provocateur des Berliner Verfassungsschutzes, Peter Urbach, in einem Weidenkorb Molotowcocktails herbeischaffte, Demonstrierende ansprach, mit ihnen zum Fuhrpark des Springer-Konzerns ging und dort mehrere Transporter in Brand setzte. Diese Flammen der „Osterunruhen“ wurden dann in Europa zum Fanal der studentischen Revolte im westdeutschen Teilstaat. Heute frage ich mich, inwieweit ein Polizeiprovokateur in einer Umbruchsituation auch einmal eine revolutionäre *aufklärerische* Funktion erfüllen könnte?

Variationen über die Achtundsechziger

Palomares, 17. Januar 1966

Zwei nordamerikanische Luftfahrzeuge, einer der gefürchteten Bomber vom Typ B-52 und ein Tankflugzeug, kollidierten bei einem Routine-Auftankmanöver im Himmel über Andalusien und stürzten auf die Ortschaft Palomares. Mit ihnen fielen vier Wasserstoffbomben. Zwei von ihnen explodierten beim Aufschlag und verteilten Uran und Plutonium über ein weites Gebiet. Die Behörden, die spanische Armee und die Guardia Civil sperrten sofort den Zugang zum betroffenen Bereich, während der Staatsapparat und seine Kommunikationsorgane eine Medienkampagne starteten, um die Ereignisse und ihre tragischen Folgen für Umwelt und Mensch zu vertuschen.

Man wusste und man wusste nichts von dem Unfall. Die Zensur hatte Opfer und Auswirkungen in einen surrealen, virtuellen Schwebezustand versetzt. Selbst in den politisierten Studentenkreisen, in denen man unterwegs war, wurde nicht darüber gesprochen. Erst später hat man davon erfahren. Luisa Isabel Álvarez de Toledo, die Herzogin von Medina Sidonia, schaffte es, die militärischen Kontrollen zu passieren, in die Dörfer und Häuser des radioaktiv verseuchten Gebietes zu gelangen und die Bewohner über das Ausmaß des Unfalls und ihre Rechte aufzuklären. Sie organisierte und mobilisierte sie. Und sie setzte eine Reihe von Maßnahmen in Gang, die zur offiziellen Anerkennung der Katastrophe und ihrer toxischen Folgen führten und die medizinische Be-

handlung der Betroffenen und die finanzielle Wiedergutmachung für die Schäden, die der Unfall verursacht hatte, einleiteten.

„Die Düsenflugzeuge waren pünktlich“, schrieb die Herzogin in ihr Tagebuch über das Geschehen in Palomares. „Niemand erschien, um sich das Manöver anzusehen. Mit der Gewohnheit hatte das Interesse am fernen Spektakel abgenommen. Eine gewaltige Explosion ließ die Erde erzittern. Die silbernen Rumpfe bildeten einen riesigen Scheiterhaufen. Der Himmel füllte sich mit Rauch. Stahlteile, die vom Strahl glühenden Benzins erhellt wurden, stürzten auf die Ortschaft. Fallschirme wurden geöffnet. Vier? Sechs? Niemand hatte Zeit, sie zu zählen. Weitere Explosionen begleiteten ihren Fall. Der Aufprall des Metalls auf die Erde, die Flammen auf den Terrassen der Berghänge und zwei letzte Donner, gewaltiger aus der Nähe, waren der Höhepunkt dieser makabren Feuer ... Das Grauen ergriff die Nachbarschaft“.

Luisa Isabel wurde von den staatlichen Sicherheitskräften festgenommen und wegen zivilen Widerstandes zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Die Veröffentlichung ihres Buches *La Huelga* (Der Streik) in Paris im Jahr 1967 und ihrer Hafterinnerungen in der Zeitschrift „Sábado Gráfico“, 1969–70, brachten ihr einige weitere Anklagen ein. Die Staatsanwaltschaft forderte ihre Verurteilung zu 17 Jahren Gefängnis. Nach einem Jahr in den Strafanstalten von

La Venta und Alcalá de Henares floh Luisa Isabel heimlich aus spanischem Hoheitsgebiet.

Basel, 20. Juni 1968

Der Stadtrat hatte die vorzeitige Beendigung einiger öffentlicher Bauarbeiten angeordnet in Straßen, die an die Universität grenzten, weil er befürchtete, dass die Studierenden ähnliche Barrikaden errichten würden wie in Paris. Eine Studentenversammlung der außerparlamentarischen Opposition war einberufen worden. Die Sitzung wurde zu lauer Abendstunde im Freien abgehalten, auf dem Rasen einer Festwiese. Die Stimmung war fröhlich. Eine naive Selbstwahrnehmung angesichts der politischen Ereignisse in Europa, mit dem Gesichtsausdruck tadelloser intellektueller Ernsthaftigkeit. Zwei oder drei Anführer aus Frankfurt und West-Berlin sprachen. Sanfte Gesichter, energische Gesten, eine ausdrucksstarke Rhetorik.

Die politischen Themen ihrer Rede waren: Kapitalismus, Ungleichheit, Krieg ... Aber im Gedächtnis blieb einem eine ihrer entschiedensten Aussagen: Paare der Arbeiterklasse können ihre Sexualität nicht frei ausleben, weil ihnen die Privatsphäre fehlt. Kapitalistische Ungleichheit. Ihre zweite These: Der Massenkonsum von Anxiolytika und Betäubungsmitteln ist das offenkundige Symptom einer dekadenten Zivilisation. Es gab lebhaften Applaus, und ihr, ein paar Dutzend Studierende, seid neben der „Klagemauer“ des legendären Barfüßlerplatzes gegen eine antierotische und psychisch kranke Gesellschaft protestieren gegangen.

Prag, August 1968

Karel Kosik lebte in einem mittelalterlichen Haus in der näheren Umgebung der Prager Kathedrale. Im Schuppen einer Oppositionszeitung gegen das kommunistische Regime in Moskau führte er einen in eine Gruppe reformistischer Intellektueller ein. Viele waren Mitglieder der Kommunistischen Partei und eng mit ihren Vorgesetzten verbunden. Alle beteiligten sich am Projekt der sozialistischen und demokratischen Reform des Landes, in Osteuropa und in der Sowjetunion; einem politischen Wandel im Sinne des Menschen verpflichtet, dessen Definition Kosik, basierend auf einem Humanismus, formuliert hatte, der sich auf die gesellschaftlichen Utopien der Aufklärung berief, auf die Marx'sche Kritik der kapitalistischen Entfremdung und auf die Strömungen des revolutionären Sozialismus des 19. Jahrhunderts.

Die Namen aller oder fast aller standen auf den schwarzen Listen krimineller Organisationen, die mit der Geheimpolizei verflochten waren. Ständig erhielten sie Morddrohungen. Das entfachte ihre Verachtung für die imperialistischen Regimes von Ost und West sowie ihr ideelles Streben nach einem Sozialismus und einer partizipativen, direkten und wahrhaftigen Demokratie. In ihren Berichten definierten sie juristisch ein Projekt des politischen Wandels, ein Programm der wirtschaftlichen Verwaltung, formulierten Bildungsaufgaben in einer demokratischen Gesellschaft und Richtlinien für eine föderative Organisation der mitteleuropäischen Kultur- und Staatsnationen.

Eine Woche später besetzten die sowjetischen Panzer die Stadt. Es gab keinen Widerstand.

Paris, Mai 1969

In einem Café im Quartier Latin hast du dich mit einem portugiesischen Studenten und einem Dichter aus der Gruppe der „Enragés“ des Mai getroffen, der sich der Situationistischen Internationale (S.I.) angeschlossen hatte. Du wolltest eine iberische Sektion der Internationalen gründen. Die bloße begeisterte Erwähnung der Einheit der iberischen Kulturen früherer Zeiten ließ fünf Jahrhunderte katholischer Imperialismusbestrebungen, die den spanischen und portugiesischen Staat hervorgebracht hatten, in Vergessenheit geraten. Gleichzeitig hast du eine intellektuelle Tradition der iberischen Romantik aufgegriffen. Das Gespräch führte zu den Möglichkeiten der autonomen Wissensverwaltung, dazu, die Hörsäle der Universitäten in ständige Versammlungen intellektueller Diskussion zu verwandeln und eine moderne, demokratische Kultur neben den europäischen Volkstraditionen zu entwickeln. Man sprach von Asger Jorns Projekt einer ästhetischen Kultur.

Die Mai-Revolution war gewaltsam niedergeschlagen worden. Die opportunistische Linke triumphierte neben den Parteien, die der Macht des Militärs und der Unternehmen am nächsten standen. Und vor allem anderen triumphierte das Spektakel. Der Widerstand gegen das Spektakel als Synthese der fetischistischen Erotik – verknüpft mit den Waren und der Ökonomie des kapitalistischen Marktes – war von heute auf morgen durch die Fernschirme gebrochen worden: Synthese der Provinzmentalität des *village* und der Technologien der *globalen* Kommunikation. Guy Debord erzählte Anekdoten über Daniel Cohn-Bendit, der die Thesen

der S.I. in einem Bestseller über „Linkismus“ übernommen, verzerrt und trivialisiert hatte. Er kritisierte die französische Linke, vertreten durch Sartre und Lefebvre. Vorzeichen der endgültigen Auflösung des intellektuellen und künstlerischen Projektes der S.I. und eines neuen dunklen Zeitalters.

Ost-Berlin, Sommer 1969

Ihr hattet euch entschieden, eine aufschlussreiche und zugleich ergreifende Situation zu erschaffen wie ein wahres Kunstwerk. Hans saß am Steuer des VW-Cabrios. Er trug ein buntes Hemd, um den Hals einen roten Seidenschal, Cordhosen, lange Haare und einen Bart à la Karl Marx. „Unter den Linden“ war von zahllosen roten Flaggen und Standarten gesäumt. Wenige Spaziergänger beobachteten die Paraden der jungen Sozialisten. Wir befestigten zwei rote Flaggen an den Seiten des Cabrios und überquerten die Allee mit mäßiger Geschwindigkeit. Die Rundfahrt begann an der Friedrichstraße, weiter Richtung Altes Museum. An der Humboldt-Universität angekommen, hatten wir entgeisterte Zuschauer. Du konntest dir das Lachen nicht verkneifen. Plötzlich erschienen mehrere Militärlastwagen aus verschiedenen Ecken. Sie kreisten uns ein und stoppten unsere Fahrt. Ein junger Hauptmann, tadellos uniformiert, näherte sich mit korrekten, aber strengen Gesten, gefolgt von seinen Adjutanten. Pässe. Was beabsichtigen Sie mit dieser Provokation? Unsere Solidarität mit dem Sozialismus bekunden. Nehmen Sie die Flaggen ab! Sie können Ihre Haltung mit einem Wimpel am Seitenfenster ihres Autos zum Ausdruck bringen.

Paris, Les Halles, 27. Juli 1970

Françoise hat dich die ganze Nacht durch die belebten Straßen von Les Halles begleitet. Unter den eleganten Arkaden des alten Marktes treffen einige verlassene künstlerische Installationen auf die enthäuteten Rumpfe der angrenzenden Metzgereien. Alles funkelt im Zeichen eines melancholischen Protestes. Eine überwältigende Gemeinschaft von Studenten und Clochards, Touristen und Aktivisten aller erdenklichen politischen Gruppierungen scheint die Straßen erobert zu haben. Sie sagen, dass heute sogar die Prostituierten kostenlos mit den Freiern Liebe machen. In der Bohème-Atmosphäre erkennst du Gruppen von Algeriern, du hörst mitteleuropäische Sprachen und spürst eine hispanoamerikanische Präsenz. Überall verführerische Blicke und leuchtende Gesichter.

Deine Freundin hat dich an die energiegeladene und offenere Stimmung erinnert, die nur zwei Jahre zuvor ebendiese Straßen durchströmte: „Im Frühling 1968 gab es echte Hoffnung auf Veränderung. Wir alle wollten gemeinsam den Wandel der Gesellschaft, die Schaffung eines neuen historischen Gedächtnisses, die Reform der Demokratie, eine neue Beziehung zur Natur, wir wollten die Rolle des Künstlers überdenken, die nicht in den Mülleimern des Marktes und den Bürokratien der Museumsverwaltungen enden sollte, die Ziele einer Erziehung im menschlichen Sinne reflektieren. All das ist verschwunden. Jetzt ist alles Nostalgie.“

Die Militärpolizei hatte das Viertel mit Lastwagen umringt und überwachte seine Bewegungen. Eine starke nervöse Spannung durchdringt die Atmosphäre. Plötzlich eine gewaltsame Entladung. Schreie. Und Stille.

Du hast während dieser Demonstration gegen den Abriss von Les Halles etwas Düsteres wahrgenommen. Mehr als ein Protest schien es ein Abschiedsritual zu sein. Ein Abschied vom geliebten und revolutionären Paris des 19. Jahrhunderts, das sich in ebendiesen Straßen traf. Ein Abschied vom Paris der Künstler-Bohème. Ein Abschied vom Geist der Revolte. In den kommenden Tagen werden die Baufirmen diesen Markt dem Erdboden gleichmachen, seine Bewohner hinauswerfen und die Erinnerung auslöschen. Wie in einem Krieg. An seiner Stelle wird ein Zentrum für die neue staatliche Kulturverwaltung geplant.

Les Halles war heute ein Karneval. Nach seinem Trubel ahnt man die Asche voraus, die kommen wird.

West-Berlin, November 1977

Die Schwarze Botin ist ein „dreifaltiges“ Symbol. Sie spielt auf eine spirituelle Botschafterin in der Tradition von Hermes oder Macunaíma an. Gleichzeitig ist sie in eine radikale feministische Tradition eingebunden. Drittens ist sie nicht nur eine mythologische Botin, sondern eben auch eine schwarze Botin.

Die Farbe Schwarz wird mit der Nacht, der Dunkelheit und dem Unbewussten konnotiert. Die mythologische Rechtsprechung der Großen Mutter. Im europäischen Bewusstsein der letzten zwei Jahrhunderte wurde das Schwarz mit der Anarchie assoziiert und mit dem Rot der Freiheit kombiniert. Das war das Programm der Zeitschrift „Die Schwarze Botin“: ein anarchistischer und matriarchaler Feminismus.

Die Leiterinnen der Zeitschrift haben dich zu einer Generalversammlung eingeladen. Ungefähr zehn oder

zwölf Frauen. Du hattest für das Privileg gedankt, der einzige Mann zu sein, der zu der Versammlung eingeladen wurde, als Zeuge – weder mit Stimme noch Stimmberechtigung. Du konntest deine Aufregung nicht verbergen.

Der Feminismus musste eine kämpferische sprachliche Diktion gegenüber der patriarchalischen Kultur einnehmen, gegen die Symbole einer aggressiven Männlichkeit und der sexistischen Sexualerziehung. Das Bewusstsein der matriarchalen Mythen machte den Weg frei für die Ausdrucksmöglichkeiten der Frau in Kunst und Denken. Und für die Infragestellung der grundlegenden Kategorien unserer Zivilisation, von den sexuellen Konflikten zwischen den Geschlechtern über die industrielle und militärische Aggression bis hin zu den biologischen Zyklen der Erde. Diese radikale intellektuelle Haltung einzunehmen, bedeutete, sich auf die Konfliktfelder zwischen einem blühenden feministischen Bewusstsein und einer patriarchalischen Familie, einem patriarchalischen Staat und einer ebensolchen Kultur zu begeben.

„Die Konflikte“, schrieb Gabriele Goettle, werden „nur da festgestellt, wo durch ihre Lösung keine Kollision mit der patriarchalischen Macht entsteht. Frauen hüten sich immer noch, in einen ‚falschen‘ Verdacht zu geraten, der ihnen den allgemeinen Kredit untergraben könnte. Der Eindruck braver Fortschrittlichkeit und Emanzipation wird belohnt, indem man den eifrigen Gehversuchen im Reservat dubiose Ehrungen spendet. Die Frauen hatten es ja auf das verständnisinnige Wohlwollen der Männer zwar überhaupt nicht abgesehen, erzeugten es aber durch einen Verzicht auf eine klare Kampfposition.“¹

Mexiko, März 1977

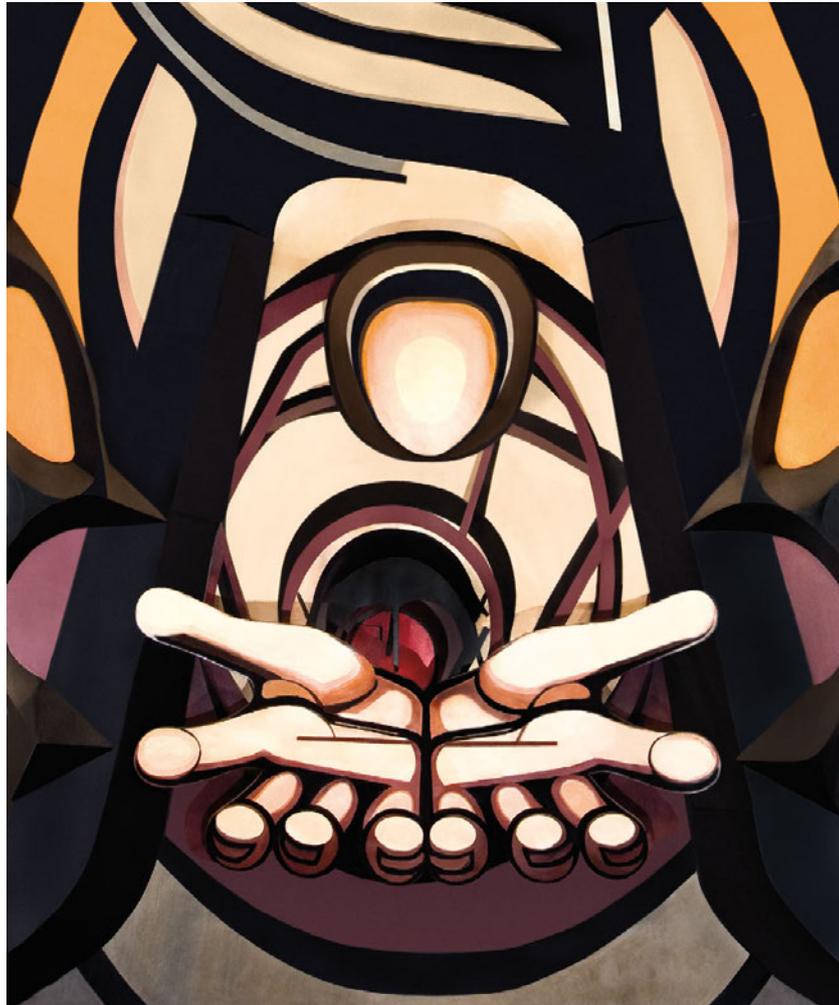
„Der Marsch der Menschheit ist ein totaler Marsch, angetrieben von der ungeheuren Sehnsucht nach Fortschritt ... Verlangen nach Schöpfung und Triumph“, sagt David Alfaro Siqueiros in der Aufnahme, die das Gesamtkunstwerk *La marcha de la humanidad* (Der Marsch der Menschheit) im Poliforum Cultural Siqueiros von Mexiko-Stadt vorstellt. Die Weltgeschichte, die das Werk von Siqueiros in diesem Tempel darstellt, der im selben Jahr des Tlatelolco-Massakers² eingeweiht werden sollte, geht von einem biologischen und geologischen Impuls von Macht und Schöpfung aus. Seine Symbole sind die Samen und die Bäume, die aus diesen Samen geboren werden, prachtvoll blühende Bäume in einer fruchtbaren und schöpferischen Erde auf dem Wandgemälde an der Nordwand dieses Tempels: die Mauer der Hoffnung, der *Eutopie* und der *Utopie*, des guten Ortes und des Nirgendwo dieses monumentalen Kunstwerkes. Siqueiros definiert ein spezifisches Ziel für diesen biologischen und geologischen Impuls. Seine Stimme beschreibt es als „eine präzise Zukunft“ und eine „Transformation des materiellen“ und „spirituellen Lebens“ der Menschen.

Die epische Geschichte dieses Marsches beginnt auf der linken Seite des Eingangs zum Poliforum, das heißt, auf der Südwand des majestätischen vieleckigen „Ovals“. Siqueiros nannte ihn, sich der marxistisch-leninistischen Nomenklatur der Zeit fügend, „Der Marsch der Menschheit zur demokratisch-bürgerlichen Revolution“. Eine Stimme aus dem Off ertönt aus den Lautsprechern des Tempels in liturgischem Tonfall: „Es beginnt mit den grausamsten Zeiten ...“ Der Ursprung der Menschheitsgeschichte ist nach Siqueiros die Gewalt. Dieser Beginn fällt mit der Eroberung und Kolonisierung Amerikas zusammen.





2



1 David Alfaro Siqueiros, *La marcha de la humanidad en la Tierra y hacia el cosmos*, (Der Marsch der Menschheit auf der Erde und auf dem Weg zum Kosmos), Teilansicht Ostseite, 1966–71, Wandbild (Acryl, Zement und Stahlplatten), 2.400 m², Polyforum Cultural Siqueiros, Mexico City

2 David Alfaro Siqueiros, *La marcha de la humanidad en la Tierra y hacia el cosmos*, Detailansicht Ostseite

„Das Spektakel ist der Moment, in welchem die Ware zur völligen Beschlagnahme des gesellschaftlichen Lebens gelangt ist (...) Das Spektakel ist die andere Seite des Geldes: das abstrakte allgemeine Äquivalent aller Waren.“

Guy Debord

Im unteren Drittel des kuppelförmigen Raums erblickt man Menschenmassen in bunten und dynamischen Gruppen, die mit dem Marsch von Kriegern in Verbindung gebracht werden können, aber gleichzeitig alle Anzeichen einer Massenflucht aufweisen. Die Gestalten sind ineinander verschlungen und verwoben wie in einem Albtraum. Siqueiros gelingt es, heftige Missverhältnisse und Spannungen zwischen den Massen, Linien und Farben auszudrücken. Die flackernden Lichter, die die Paneele dieser Wandarchitektur ableuchten, verstärken das beklemmende Gefühl von Konflikt und Unordnung.

An dieser südlichen Wand erkennen wir schließlich die schrecklichen Umrisse eines gelynchten Schwarzen, eines archaischen Clowns, einer Mutter, die ihren Sohn inmitten eines Tumultes beschützt, und Männer und Frauen, die gegen die Führung von Demagogen und falschen Propheten rebellieren oder sich ihr beugen. Es sind schmerzhaft Bilder, und ihr lebendiger Ausdruck ist auffällig verworren, unharmonisch und brutal. Aber die mitreißende, drängende Bewegung der Gesamtmasse von Formen und Farbe nach vorn überwiegt, durch aggressive Kraftlinien hindurch.

„Er setzt sich also fort, dieser Marsch, geht weiter. Es ist notwendig, zu den Waffen zu greifen, um sich zu befreien ...“, vernimmt man weiter die tiefe Stimme von Siqueiros. In der Tat, die Menschenmassen im oberen Drittel des Wandgemäldes werden durch abstraktere Formen dargestellt und von einem regelmäßigen und geordneten Rhythmus belebt, der Bewegung und Aufstieg in die Höhe anzutreiben

scheint, zu den flächigen und geometrischen Formen im Scheitelpunkt des Gewölbes.

Unter dem Horizont dieses geometrischen und transparenten Kosmos breiten sich verschlungene skulpturale Massen aus. Ihre Formen sind dynamisch, ihre Farben dunkel, und ihre Gestalten stellen niedergeschlagene Wesen dar. Man kann verbrannte Bäume und gebrochene Bewegungen ausmachen. „Wir sind besiegt und wir sind zugrunde gerichtet worden ...“, ruft die Stimme mit emotionaler Betonung auf den Schmerz, den diese Worte enthalten. „Es herrscht Unentschlossenheit, Müdigkeit ...“ Die verdrehten Formen und die roten, erdbräunen und schwarzen Farben verleihen den Figuren einen düsteren Ausdruck. Hier und da erkennen wir gefolterte und gebeugte menschliche Leiber, Mütter, die ihre Kinder mitschleifen, und aggressive militärische Rhythmen.

West-Berlin: *Tunix*, Januar 1978

Ein mehrdeutiges Ereignis. Organisiert vom Rektorat [der Technischen Universität – d. Red.], aber in den Sprachen, die im Mai 68 als Diskurs entstanden sind. Die Dekane hatten den Vorsitz inne, aber das Theater bildeten zahlreiche kommunikative Aktionen und die mikropolitische Praxis der städtischen Unterstützung. Die heilige Losung lautete „Alternativ denken“. Das Treffen war öffentlich und für alle offen: Alle Alternativen, von der makrobiotischen Küche bis zu Designausstellungen, waren erlaubt. Nur der „Dogmatismus“ war verboten im „Tunix“-Reich. Dogmatismus bedeutete: negative Dialektik. Es bedeutete das intellektuelle

Bewusstsein, das imstande ist, das Durcheinander der gegenwärtigen Welt in einer Symphonie oder einem Gedicht auszudrücken. Das alternative Denken entstand aus dem Verbot der erleuchteten Erkenntnis von Lessing bis Bloch und ihrer kritischen Essenz schlechthin: der negativen Dialektik.

Ihr Guru war Foucault: Legitimierung der institutionellen Verdrängung des Intellektuellen durch den Experten, die Abteilung und die Hierarchien und Teilgebiete des Wissens: „Darum gibt es im Verhältnis zur Macht nicht den einen Ort der Großen Weigerung – die Seele der Revolte, den Brennpunkt der Rebellionen, das reine Gesetz des Revolutionärs. Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige, unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unveröhnliche, kompromissbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände, die nur im strategischen Feld der Machtbeziehungen existieren können.“³ Lokalisierung, Segmentierung, Atomisierung der Kritik: der Mikrointellektuelle, die Mikropolitik. Und die Schizophrenie als letzte politische Konsequenz.

Tunix bedeutete die postmoderne Auflösung der Außerparlamentarischen Opposition, so, wie deren terroristische Militarisierung ihren politischen Selbstmord bedeutete. Aber die Botschaft ging über die Erklärung einer intellektuellen Mikropolitik hinaus. *Tunix* ist eine Kurzform von „*Tue nichts*“. Seine metaphysische Position ist eine Rückkehr zum Existenzialismus von Sartres *La Nausée* (Der Ekel): die Derealisation des Ereignisses und der Dinge in der Umgebung, ein ontologisch ausgeleertes Bewusstsein unter Zeichen und Logos ohne Bezug, die negative Ethik des Absurden. *Tunix* enthält eine letzte, noch banalere Konnotation: *Tunis* und *Tunesien* bezeichnen ein Land des nordafrikanischen Mittelmeerraums, das damals der Liebling der avantgardistischsten Jugendgruppen war. Es hatte den Sex-Appeal eines fernem, geheimnisvollen und farbenfrohen Ortes. Postkartenmotiv für alternative Touristen.

Postskriptum

1969 lernte ich Guy Debord und vier oder fünf Mitglieder der Situationistischen Internationale kennen. Sie waren es, die die Kategorie des Spektakels erfanden, abgeleitet aus der Kritik der Verdinglichung von Georg Lukács, aus der Rekonstruktion des Warenfetischismus von Marx. Die kritische Kategorie schlechthin der Revolution vom Mai 68! Wir konfrontierten uns mit dem Spektakel in einem intellek-

tuellen Medium, das die Tradition der literarischen Bohème und die europäischen Anarchismen der Mitte des 19. Jahrhunderts mit den stürmischen Winden der europäischen Avantgarde der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vermischte. Später, in den Vorlesungen von Klaus Heinrich in Berlin-Dahlem, lernte ich eine andere Dimension dieses Spektakels kennen: die Veranstaltung, das Einführungsritual des Spektakels. Das ursprüngliche Modell war die Architektur von Albert Speer: die Inszenierung von Berlin als Hauptstadt des römisch-germanischen Reiches.

Das Spektakel ist die körperschaftlich begründete fetischistische Darstellung der Realität: eine Kombination des Projektes kultureller Revolution, wie es Dziga Vertov in seiner Wochenschau-Reihe *Kino-Pravda* vor Augen geführt hatte, und der moralisch korrupten Macht der kapitalistischen Kommunikationsmedien, die Orson Welles in seinem *Citizen Kane* verewigt hat. Ihre Botschaften sind notwendigerweise trivialisiert, kommerzialisiert und falsch. Aber das Spektakel ist nicht nur die fetischistische Darstellung einer Fiktion, die als Wahrheit verbreitet wird: Disneyland anstelle der religiösen Erfahrung des Magischen oder die Kulturwissenschaften anstelle der mythologischen, mystischen und metaphysischen Dimensionen, auf die sich alle historischen Kulturen gründen. Das Spektakel ist eine Veranstaltung: die politische Einführung einer Erscheinung, so trügerisch wie der Sex-Appeal einer „Miss Universe“.

Von der Besetzung des *Théâtre de l'Odéon* im Jahr 1968 mit dem Schlachtruf „*Quand l'assemblée nationale devient un théâtre*“ (Wenn die Nationalversammlung zu einem Theater wird) bis hin zu den Elektro-Partys, den Kriegsspielen, den Selfies und den postmodernen Überwachungskameras erleben wir die Implosion des globalen Spektakels. In seiner Allgemeingültigkeit hat es auch einige der mit der hinduistischen Göttin Maya verbundenen Zuschreibungen übernommen: die Illusion einer hologrammatischen Realität in ständiger Veränderung und eine Faszinationskraft, die das Realitätsbewusstsein und verantwortliches ethisches Handeln auslöscht.

Übersetzt aus dem Spanischen von Anke Ernst

¹ Gabriele Goettle, *Schleim oder Nichtschleim, das ist hier die Frage* (1976), zitiert nach Ilse Lenz (Hrsg.), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Ausgewählte Quellen*, Wiesbaden 2010, S. 115. ² Zu dem Massaker im Jahr 1968 siehe den Beitrag von Blanca Gutiérrez Galindo, S. 98 und 105, Anm. 2. ³ Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt am Main 1977, S. 117.

Anmerkungen zu Jorge Castillos Triptychon *Palomares*

„Kunst bricht Stillschweigen“

Dmitri Schostakowitsch

1967 vollendete Jorge Castillo in seinem Exil in Boissano das Triptychon *Palomares*. Das Format von drei mal sechs Metern orientiert sich an Picassos monumentalem Gemälde *Guernica*, das an den Genozid am baskischen Volk erinnert. Castillos Werk war außerdem eine Kampfansage an das nukleare Taktieren während des Kalten Krieges. 1968 wurde *Palomares* auf der Documenta in Kassel gezeigt. Im Anschluss an diese Ausstellung schlug René d'Harnoncourt, damals Direktor des Museum of Modern Art in New York, dem Museumsbeirat den Erwerb des Werkes vor. Der Beirat willigte ein, knüpfte aber Bedingungen an einen Kauf: Die Silhouette des Bombers im oberen Teil des linken Triptychonflügels sollte entfernt werden. Die Kuratoren betrachteten sie aufgrund der abstrakten Ausdrucksweise als unzumutbare Verfremdung der Realität, was von der Museumsverwaltung sanktioniert wurde. Castillo akzeptierte das nicht.

Jahre später erhielt der Maler ein Angebot vom Kölner Museum Ludwig, das Castillos Triptychon für seine ständige Sammlung erwerben wollte. Doch Jan Krugier, Castillos Schweizer Kunsthändler, weigerte sich, *Palomares* an ein deutsches Museum zu verkaufen, weil seiner Ansicht nach die deutsche Schuld am Genozid an den Juden deutsche Kulturinstitutionen nicht dazu berechtigte, den nuklearen Holocaust anzuklagen, an den dieses Werk gemahnt.

Stattdessen verkaufte Krugier das Triptychon an einen spanischen Sammler, den Liebhaber seiner Exfrau, der es vier Jahrzehnte lang in einem Lager in Genf einschloss. In den 1990er-Jahren wurde das Triptychon dann von einem galizischen Geldinstitut erworben, das es ebenfalls vor dem Zugang der Öffentlichkeit fernhielt. Die spanische Kunstkritik und Museumsverwaltung haben bis heute ein verschwörerisches Schweigen um die Arbeit von Castillo bewahrt und dies auf unbestimmte Zeit bewahrt, wie im Falle von Juan Goytisolos *Don Julián*, Goyas *Desastres de la Guerra* (Schrecken des Krieges) oder der Schriften



von José Maria Blanco White neben vielen anderen Meilensteinen der iberischen reformistischen Kultur.

2016 hat eine Gruppe deutscher, belgischer und russischer Kuratoren versucht, das Triptychon aus der Vergessenheit zu holen und es im Rahmen der Ausstellung *Art in Europe: 1945–1968* in Brüssel, Karlsruhe und Moskau zu präsentieren. Doch die Nachforschungen blieben ergebnislos, sodass das Triptychon für verloren beziehungsweise zerstört erklärt wurde. 2017 richtete sich das Ludwig Forum in Aachen mit einer Ausleihanfrage für die Ausstellung *Flashes of the Future: Die Kunst der 68er oder Die Macht der Ohnmächtigen* an die Bank, den Eigentümer des Werks. Erst durch Castillos persönliche Intervention stimmte diese der Ausleihe zu.

Am 30. November 2017 wurde das Triptychon *Palomares* im Kunstmuseum von Pontevedra ausgestellt. Es war das erste Mal, dass das Werk in einem öffentlichen Raum in Spanien gezeigt wurde, auf der Vernissage sprach niemand



seinen Namen aus. Der Eigentümer des Werks, die Bank, forderte zudem, den hier vorliegenden Text über die Ereignisse im Zusammenhang von *Palomares* zu kürzen, indem sie vor Ort damit drohten, andernfalls die Arbeit aus dem Museum zu entfernen und sie auch dem Ludwig Forum in Aachen nicht für die geplante Ausstellung zu überlassen.

Die moderne Kunst der Nachkriegszeit hat Theodor W. Adornos kunstfeindliche These übernommen: „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“ Eine weniger bekannte Gegenthese formulierte Dmitri Schostakowitsch in einem Kommentar zu seiner 7. *Sinfonie*, die den rund eine Million Einwohnern Leningrads gewidmet ist, die der Belagerung durch deutsche Truppen zum Opfer fielen, und indirekt den schätzungsweise dreißig Millionen im letzten Weltkrieg niedergemetzelten Sowjetbürgern: „Kunst bricht Stillschweigen.“

Dort, wo das Kunstwerk das Schweigen tatsächlich bricht, ist es auch der Gefahr der gewaltsamen Zerstörung

und der Zensur ausgesetzt. In der Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts lassen sich dafür prominente Beispiele anführen: die Beseitigung des Wandgemäldes *Man at the Crossroads (Mann an der Kreuzung)*, das Diego Rivera für das Rockefeller Center in New York geschaffen hatte, das Verschwinden von George Grosz' Gemälde *Deutschland, ein Wintermärchen* und nicht zuletzt Castillos Triptychon *Palomares*, das ein halbes Jahrhundert der Zensur ausgeliefert war.

Aus dem Spanischen übersetzt von Anke Ernst

3 Jorge Castillo, *Palomares*, 1966, Öl und Kohle auf Leinwand, dreiteilig, 300 x 612 cm, Colección de Arte ABANCA

„1968“: Gewaltverhältnisse und Widerstand

Anmerkungen über schwierige Versuche einer Emanzipation

Für Werner Sauber

Dies ist die Generation von Auschwitz.

Gudrun Ensslin

Amnestie für NS-Täter

Die Verjährung für NS-Verbrechen, auch für Mord und Beihilfe zum Mord, wäre in der Bundesrepublik 1965 eingetreten. Eine breite Opposition, von Unterschriftensammlungen bis zu Diskussionen im Bundestag, wandte sich gegen diesen nachträglichen Freispruch. Besonders der Eichmann-Prozess in Jerusalem und später dann der Auschwitz-Prozess in Frankfurt am Main hatten auch öffentlich gezeigt, dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus eine Aufgabe der Gegenwart blieb. Eine schwierige Aufgabe. Im Falle Eichmanns hatte erst der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer dessen Aufenthaltsort den Behörden bekannt gegeben, den israelischen Behörden. Aus gutem Grund: CIA und Bundesnachrichtendienst kannten diesen Ort schon lange und hatten ihn geheim gehalten. Fast alle deutschen Behörden und die deutsche Wirtschaft wurden in ihrer Verdeckungspraxis von früheren aktiven Nazis bestimmt. Auch der Auschwitz-Prozess wurde nur möglich durch die Bemühungen Fritz Bauers.

1965 verlängerte der Bundestag die Verjährungsfrist für Mord bis 1969, ein Kompromiss, der die Strafverfolgung unter erheblichen Zeitdruck setzte. Vorbereitet wurde ein Prozess gegen Mitglieder des „Reichssicherheitshauptamtes“, der Verfolgungszentrale der SS. Ebenfalls vorbereitet wurde eine Generalamnestie für NS-Täter, die aber als Amnestie nicht erkannt werden durfte. Beteiligt waren unter anderen leitende Beamte im Bundesjustizministerium, die selbst befürchten mussten, wegen ihrer Verbrechen in der NS-Zeit angeklagt zu werden.

Bereits ab Mitte der 1950er-Jahre war eine Strafrechtskommission damit beschäftigt, das bisherige Strafrecht zu überarbeiten. Diese Bearbeitung sollte erst 1975 in Kraft treten. Nur ein einziges, scheinbar unwesentliches Teil wurde schon 1968 dem Bundestag vorgelegt und einstimmig beschlossen: das Einführungsgesetz zum Ordnungswidrigkeiten-Gesetz. Es ging um die Beurteilung von Ordnungswidrigkeiten, vor allem im Verkehrsbereich. Der Artikel 1, Ziffer 6 enthielt allerdings eine grundlegende Neufassung des § 50, Abs. 2 des Strafgesetzbuches, in dem es um die Frage der Schuld bei der Beihilfe zum Mord ging. Im Mai 1968 verabschiedete der Deutsche Bundestag einstimmig einen neuen Absatz 2 in § 50 des Strafgesetzbuches (StGB), der lautete: „Fehlen besondere persönliche Eigenschaften, Verhältnisse oder Umstände (besondere persönliche Merkmale), welche die Strafbarkeit des Täters begründen, beim

Teilnehmer [an der Tat – d. Verf.], so ist dessen Strafe nach den Vorschriften über die Bestrafung des Versuchs zu mildern.“

Auf die NS-Prozesse bezogen, bedeutete dies: Die im gesellschaftlichen Sinne „unbescholtenen“ und „ordentlichen“ NS-Täter, die auf Befehl im Kriegszusammenhang getötet oder Todesurteile ausgesprochen hatten, konnten nur noch wegen Totschlag verurteilt werden, und für NS-Totschlagsdelikte war die Verjährungsfrist bereits 1960 eingetreten. Im Oktober 1968 trat die Gesetzesnovelle in Kraft. Die bereits detailliert geplante Prozessserie gegen die Mitglieder des „Reichssicherheitshauptamtes“, die Verwalter der Vernichtung, wird nie stattfinden. Die meisten von ihnen werden im „öffentlichen Dienst“ weiterarbeiten.¹

Im Juli 1968 wurde Fritz Bauer tot in seiner Badewanne aufgefunden. Eine Untersuchung der Todesumstände war nicht möglich, weil eine sofortige Verbrennung der Leiche angeordnet wurde.

Ein oft zitierter Satz Fritz Bauers: „Wenn ich mein [Dienst-]Zimmer verlasse, betrete ich feindliches Ausland.“

Unangenehm blieben die auch in der Bundesrepublik bekannten Aufdeckungen von NS-Verbrechen durch die DDR. Am bekanntesten wurde das im Juli 1965 in der DDR veröffentlichte *Braunbuch: Kriegs- und Naziverbrecher in der Bundesrepublik und West-Berlin*, das rund 1.800 Wirtschaftsführer, Politiker, leitende Funktionsträger der Bundeswehr und leitende Beamte mit ihrer NS-Vergangenheit aufführte. Es wurde als „kommunistische Propaganda“ abgetan und 1967 auf der Frankfurter Buchmesse sogar beschlagnahmt.

Ab 1966 regierte in Bonn eine große Koalition aus CDU und SPD. Der damalige Bundeskanzler Kurt G. Kiesinger war ab 1933 NSDAP-Mitglied und ab 1940 Mitarbeiter im Auswärtigen Amt gewesen. Im November 1968 ohrfeigte ihn die Studentin Beate Klarsfeld öffentlich, um mit dieser Aktion auf die NS-Vergangenheit Kiesingers aufmerksam zu machen.

Schon 1959 hatte Reinhard Strecker, Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenverbands (SDS), eine Ausstellung über die *Ungesühnte Nazijustiz* und deren Fortwirken erarbeitet. Der SDS war damals noch als Studentenverband der SPD angliedert. Die SPD distanzierte sich jedoch von der Aktion, beteiligte Studenten wurden aus der SPD ausgeschlossen. Im Februar 1960, unter Berlins Regierendem Bürgermeister Willy Brandt, wurde die Ausstellung in den Räumen der Freien Universität verboten. Trotz dieser Widerstände konnte die Ausstellung in den Räumen der Galerie Springer auf dem Kurfürstendamm am 25. Februar eröffnen. Zuvor hatten städtische Behörden noch Druck auf den Hausbesitzer ausgeübt, um die Ausstellung zu verhindern. Mit dieser Ausstellung begann die studentische Auseinandersetzung mit der Gegenwart der deutschen Vergangenheit.

1961 beschloss die Führung der SPD, dass Mitglieder des SDS nicht zugleich Mitglieder der SPD sein durften („Unvereinbarkeitsbeschluss“). Vorgegangen waren Auseinandersetzungen über die westdeutsche Militarisierung durch die ehemaligen NS-Generale und um das „Godesberger Programm“ der SPD, in dem die Partei allen Ansätzen, den Kapitalismus zu überwinden, eine Absage erteilt hatte.

Attentate

Am 2. Juni 1967, ein Jahr vor 1968, wurde in West-Berlin der Student Benno Ohnesorg bei einer Demonstration gegen den Besuch des persischen Schahs

von einem Polizisten erschossen. Der zuständige Kommandeur der Schutzpolizei, Hans-Ulrich Werner, einst NSDAP-Mitglied, vor 1945 in der SS an der „Bandenbekämpfung“ in der Ukraine und in Italien beteiligt, war vom Reichsführer SS Heinrich Himmler mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden. Der damalige West-Berliner Polizeipräsident Erich Duensing (SPD) war vor 1945 Offizier im Generalstab des Heeres gewesen, ab 1962 hatte er seine Truppe systematisch mit alten Wehrmachts- und SS-Kameraden bestückt.² Diese Polizei damals in West-Berlin, ähnlich die Polizei in Westdeutschland mit einem oft vergleichbaren politischen Hintergrund, „führte Krieg“, sie „bekämpfte“ einen „Feind“.

Bei einer Diskussion im Berliner SDS nach dem Mord an Benno Ohnesorg fasste die Studentin Gudrun Ensslin ihre Erfahrungen zusammen: „Dies ist die Generation von Auschwitz.“ Die Kinder dieser Generation erlebten die deutsche Vergangenheit unmittelbar als Gegenwart, in ihren Elternhäusern, in den Schulen, in den Universitäten. Die NS-Vergangenheit war unmittelbar und dauernd präsent.

Unterstützt wurde die staatliche Machtpolitik von der Presse des Springer-Verlages, besonders der „Bild“-Zeitung, und in West-Berlin von einer SPD-Stadtregierung, die fast jede Kritik an gesellschaftlichen Zuständen als DDR-Propaganda denunzierte.

Am 11. April 1968 wurde Rudi Dutschke bei einem Attentat lebensgefährlich verletzt, an dessen Folgen er 1979 starb. Der Täter war von der Springer-Presse aufgehetzt. Die Folge: Demonstrationen und die gescheiterte Verhinderung einer Auslieferung der Springer-Presse.

Befreiungsversuche

Die einstigen Befreier vom Nationalsozialismus, die westlichen Alliierten, stützten die Kontinuität der NS-Generation, das antifaschistische Bündnis gegen die Nazis aus den 1940er-Jahren war zerbrochen. In den Ländern der „Dritten Welt“ wurde Gewalt zur Gegenwart, ausgeübt von diesen Alliierten selbst, in Vietnam und gegen alle Befreiungsversuche in den ehemaligen Kolonien.

Die Erfahrungen der nachfaschistischen Generation bedeuteten auch die Ablehnung einer „schwarzen Pädagogik“, die sie in ihren Elternhäusern und in den Schulen erfahren hatte. Der Emanzipationsanspruch konnte sich nicht auf eine juristische Auseinandersetzung beschränken.

Und es ging nicht nur um die offensichtliche ökonomische Kontinuität der Kapitalinteressen. Für diese Generation bedeutete Befreiung immer auch Befreiung aus den unmittelbaren Erziehungszwängen, Befreiung musste deshalb „antiautoritär“ verstanden werden. Die DDR bot deshalb kein Vorbild, denn eine von oben diktierte Opposition gegen die NS-Täter konnte nicht befreien.

Der Anspruch der Selbstbefreiung richtete sich auch gegen autoritäre Partei- und Staatsstrukturen: Befreiung konnte nicht vorgeschrieben, sie musste alltäglich und individuell erfahrbar werden.

Vorbilder für die nachfaschistische Generation in der Bundesrepublik wurden Philosophen und Soziologen, die während des Nationalsozialismus aus Deutschland geflohen waren, besonders Vertreter der „Kritischen Theorie“. Sie hatten bereits in den 1930er-Jahren Gründe für den deutschen Faschismus in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung und in der aus ihr folgenden inneren und äußeren Naturbeherrschung gesehen. Der „Autoritäre Staat“ (Max Horkheimer, 1940) verlängerte Naturbeherrschung bis in die innere Struktur der Menschen, Befreiung musste sich deshalb zugleich gegen äußere und innere Unterdrückung richten. Die „Dialektik der Aufklärung“ hinterfragte eine „Befreiung“, die äußere Beherrschung in „Selbstbeherrschung“ verlängerte und täglich, auch außerhalb eines Faschismus, die Menschen in begeisterte Anhängsel der profitorientierten Maschinerie verwandelte.

Die Utopie wurde von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer 1947 in der *Dialektik der Aufklärung* formuliert: Glück ohne Macht, Lohn ohne Arbeit, Heimat ohne Grenzstein.³ Wenn Nationalsozialismus oder allgemeiner Faschismus als eine Folge kapitalistischer Wirtschaft gesehen wird, dann reicht der Kampf gegen eine „Generation Auschwitz“ nicht aus.

Im April 1968 hielt Jacob Taubes auf dem Deutschen Soziologentag einen Vortrag mit dem Thema „Kultur und Ideologie“. Taubes lehrte Philosophie an der West-Berliner FU. Die Gewalt des ökonomischen Systems verbirgt sich für ihn in den Institutionen und in den Menschen selbst: „[...] Gewalt kann sich [...] in institutionellen und bürokratischen Gebilden verschleiern und Herrschaft durch neue Mechanismen verinnerlichen. Sobald die institutionellen Herrschaftsverhältnisse verinnerlicht werden, können ökonomische Polarisierungen entschärft [...] werden, ohne dass Gewalt als Signatur der Vorgeschichte beseitigt wäre [...]. Die äußere Struktur der bürokratischen

„Wenn man an der Stelle eines Gefängnisses ein Wohnhaus bauen will, so muss man in der Tat das Gefängnis demolieren, sonst kann man das Wohnhaus nicht einmal zu bauen anfangen.“

Herbert Marcuse

Herrschaft schlägt aufs Innere der psychischen und kulturellen Organisation“.⁴

Der Protest gegen die „Generation Auschwitz“ richtete sich gegen äußere und direkte Gewalt, er basierte damit noch auf einer breiten Empörung über Kontinuitäten des deutschen Faschismus. Zugleich wurde bei einem Teil der Protestierenden die Gefahr gesehen, dass Gewalt nicht abgeschafft, sondern verinnerlicht wird. Schon die Gesellschaft im Nationalsozialismus war auch eine Konsensgesellschaft, erst recht das gesellschaftliche Schweigekartell nach 1945. Der Politikwissenschaftler an der FU Berlin Johannes Agnoli kritisierte 1967 „Programm und Technik des sozialen Friedens“ im italienischen Faschismus und im deutschen Nationalsozialismus.⁵ „Volksgemeinschaft“ war für Agnoli objektiv reine Ideologie, subjektiv wurde sie auch als Wirklichkeit erfahren.

Jacob Taubes bezog sich in seinem erwähnten Vortrag auf den NS- und Nachkriegsanthropologen Arnold Gehlen, für den vor und nach 1945 erst die „zweite Natur“ der Institutionen Gesellschaft konstituiert. „Freiheit und Selbstbestimmung“ sind für Gehlen nur als „Fiktion“ möglich. Taubes zitierte Gehlen: „Es würde mir keinerlei Mühe machen, mir eine Termitengesellschaft vorzustellen, in der sich jedes Indi-

viduum für frei hält.“ Taubes kritisierte diese „allgemeine Integration in die Industriegesellschaft“ und sah die protestierenden Student_innen als Verbündete. Er bezog sich auf die Forderung Rudi Dutschkes und Hans-Jürgen Krahl nach einem „langen Marsch durch die Institutionen“, der sich gegen diese Institutionen richtete. Taubes: „Das Bündnis der Philosophie mit den Partisanen aber entfesselt die Möglichkeit des Kampfes im Raume der Industriekultur selbst um die Emanzipation des Menschen von seinen Institutionen, d.h. das Geheimnis des 20. Jahrhunderts und der möglichen Revolution dieses Jahrhunderts.“⁶

Befreiung bedeutete für Taubes immer Befreiung gegen unsere eigene Entfremdung, die wir nicht mehr wahrnehmen sollen. Ohne Selbstbefreiung sei gesellschaftliche Freiheit nicht möglich.

Einen Monat nach dem 2. Juni 1967 diskutierte Herbert Marcuse vom 10. bis zum 13. Juli mit Studenten und Professoren West-Berlins an der Freien Universität Berlin „über die Möglichkeiten und Chancen einer politischen Opposition in den Metropolen“.⁷ In seinem Diskussionsbeitrag warnte Jacob Taubes vor einer Opposition, die „der Verbesserung der schlecht bleibenden Gesellschaft“ verfällt.⁸ Herbert

Marcuse verwies auf die zukünftige Möglichkeit einer „totalen Kontrolle“ durch „Kybernetik und Computer“ und forderte „die bestimmte Negation der [...] das heutige Herrschaftssystem tragenden Bedürfnisse“, unter anderem „die Negation des Bedürfnisses, das Leben zu verdienen [...], [die] Negation des Leistungsprinzips“. In der Diskussion fasste Marcuse zusammen: „Die Arbeiterklasse stellt nicht mehr die Klasse mit der Negation der bestehenden Bedürfnisse dar.“⁹

Aus der objektiven Lage folgt nicht automatisch auch das Bewusstsein dieser Lage. Im SDS hatte der bereits 1966 verstorbene Michael Mauke diese Problematik diskutiert. Geboren 1929, litt er an den Lebensbedingungen in einem Arbeitslager der Hitlerjugend. Klaus Meschkat schrieb 1969 über Michael Mauke: „Auschwitz war für ihn quälende Gegenwart, Kulminationspunkt kapitalistischer Verwertungsrationalität, die er im Alltag der Nachkriegsgesellschaft wiedererkannte.“¹⁰ Mauke benutzte den bereits von Marx verwendeten Begriff des „Lagers“. Auf der einen Seite: die Nutznießer der kapitalistischen Ordnung, auch wenn sie objektiv der Arbeiterklasse angehören, auf der anderen Seite die Gruppen und Individuen, die begonen haben, ihre Entfremdung und Verdinglichung zu überwinden.

In der Diskussion 1967 an der FU Berlin forderte Herbert Marcuse: „Eine der Aufgaben ist es, den Menschentypus freizulegen und zu befreien, der die Revolution will, der die Revolution haben muss, weil er sonst zusammenbricht: das ist der subjektive Faktor [...].“¹¹ Diskussionsteilnehmer_innen verwiesen auf die notwendige Verweigerung gesellschaftlich geforderter Nützlichkeit. Dies hätte in den „Subkulturen des Beat, des Underground und des Pop“ begonnen, wäre aber auch zum Beispiel als „häretische Medizin“ möglich: den Menschen bewusst zu machen, „wieso sie von ihrer Arbeit krank wurden“.¹²

Befreites Leben bedeutet zugleich ein „Widerstandsrecht“, in dem Gewalt möglichst ausgeschlossen, aber nicht grundsätzlich vermeidbar sei, denn so Marcuse: „Wenn man an der Stelle eines Gefängnisses ein Wohnhaus bauen will, so muss man in der Tat das Gefängnis demolieren, sonst kann man das Wohnhaus nicht einmal zu bauen anfangen.“¹³

Rudi Dutschke forderte auf der Veranstaltung mit Marcuse, dass „Aktionen von Minderheiten“ sich nicht isolieren dürften, sondern dass „Mehrheiten aus den Minderheiten entstehen durch Aktionen“. Diese Aktionen sollen aufklären. Die Kämpfe in der „Dritten Welt“ umfassten bereits Mehrheiten, sie seien gegen den direkten und offenen Terror des Imperialismus gerichtet und nicht auf die Metropolen übertragbar, aber sie müssten unterstützt werden. Dutschke sprach deshalb von einer „prinzipiellen Differenz in der Anwendung der Methoden in der Dritten Welt und in den Metropolen“.¹⁴ Rudi Dutschke 1968: „Die wirklich revolutionäre Solidarität [...] besteht in der aktuellen Schwächung und der prozessualen Umwälzung der Zentren des Imperialismus.“¹⁵

In den „Metropolen“ verhindert „ein gigantisches System von Manipulation“ die „Selbstorganisation“ der Menschen, so Rudi Dutschke und Hans-Jürgen Krahl auf der Delegiertenkonferenz des SDS im September 1967. Aktionen müssten diese Manipulation durchbrechen, sodass die „abstrakte Gewalt des Systems zur sinnlichen Gewissheit werden“ könne.¹⁶ Der „lange Marsch durch die Institutionen“ zerstöre die Legitimation dieser Institutionen: Deren Gewalt werde im Kampf gegen sie sichtbar und in diesem

Kampf emanzipierten sich die Revolutionäre selbst von den ideologischen Ansprüchen der Institutionen. Der „lange Marsch“ bedeute die Auflösung der Institutionen in der Selbstbestimmung der Menschen, „Entfaltung der Selbsttätigkeit von unten“. Die „befreiende Verweigerungs- und Sabotageguerilla in den verschiedenen Sphären der Gesellschaft“ soll die „Entfaltung der Selbsttätigkeit von unten“ erreichen, so forderten 1968 die Herausgeber eines Sammelbandes über die „Guerilla in Lateinamerika“, unter ihnen Rudi Dutschke.¹⁷

Ausgehend von der Kritik an einer parlamentarischen Opposition, die sich in das vorgeschriebene Machtgefüge einfüge und damit die Selbstorganisation der Menschen verhindere, postulierte der Landesverband West-Berlin des SDS im März 1968: „Die Stärke der außerparlamentarischen Bewegung liegt in ihrem antiinstitutionellen, antibürokratischen Charakter [...] Im Kampf gegen die bestehende Herrschaft [...] müssen Formen der Assoziation der rebellierenden Massen entwickelt werden, die die Gegengesellschaft keim- und modellhaft vorzeichnen.“ Statt einer Wahlbeteiligung: „Demonstrieren, in welcher Weise die Bedürfnisse in allen Bereichen des Lebens von den Beherrschten selbst realisiert werden können.“¹⁸

Grundsätzlich hatte Johannes Agnoli bereits 1967 am Otto-Suhr-Institut der FU Berlin die historische und aktuelle Kritik am Parlamentarismus formuliert: Dieser soll einen „sozialen Frieden“ produzieren, in dem der gesellschaftliche Antagonismus in der Kapitalherrschaft verschleiert wird. Die „Verstaatlichung des Bewusstseins“ garantiere den Schein, so Agnoli, „dass der ‚Staat wir sind‘“.¹⁹ Die Parlamentsparteien lenken gesellschaftliche Widersprüche in das vorgegebene Verfahren. Es gehe, so Agnoli, um die „Verkürzung der gesellschaftlichen Opposition zu einem nur staatlich, nämlich parlamentarisch wirkenden Aktionszentrum“²⁰: „[...] systemkonform [...] und für die Assimilation ist die parlamentarische Linke nur, wenn es ihr gelingt, einziger (oder einzig bedeutsamer) Kristallisationspunkt, aller, selbst der fundamentalen Opposition der Massen zu sein.“²¹ Unter diesen Umständen kann dann jede über den Parlamentarismus hinausgehende Opposition als Gefährdung des „sozialen Friedens“ denunziert werden und dient als Legitimation des auch gewaltsamen „starken Staates“. Ein „Randbezirk“ allerdings muss bleiben, „in dem der consensus gebrochen und die Aufforderung zur Revolution straffrei erhoben werden kann. Der Randbezirk (meist kultureller Art)

bleibt allerdings scharf abgegrenzt und unter ständiger Kontrolle“. Er dient als Freiheitsbeweis, der nicht „sozialrelevant“ werden darf: „keine Mehrheit für die Feinde der Ordnung“. Dann werden „im Namen der Verfassung“ Sanktionen verhängt, Agnoli: „Die Grenze wird [...] von der Schwelle der Sozialwirksamkeit bestimmt.“²²

Von der „schwarzen“ zur „weißen“ Pädagogik

Am 9. Juni 1967 fand in Hannover, am Tag nach der Beisetzung des Studenten Benno Ohnesorg, der SDS-Kongress „Hochschule und Demokratie – Bedingungen und Organisation des Widerstands“ statt. Über 7.000 Studenten und Dozenten aus der gesamten Bundesrepublik nahmen teil. Rudi Dutschke forderte auf dem Kongress eine „bewusste Durchbrechung dieser etablierten Spielregeln“ gegen „die Möglichkeiten, den Protest zu integrieren“.²³ Aber eine breite „Durchbrechung“ dieser „Spielregeln“ blieb kurzfristig. Sie beschränkte sich auf Proteste gegen direkte Gewalt wie die Erschießung Benno Ohnesorgs oder das Attentat auf Rudi Dutschke. Die für den Februar 1968 während des Vietnam-Kongresses in West-Berlin geplanten Aktionen vor den amerikanischen Einrichtungen unterblieben. Während des Protestes gegen die Notstandsgesetze in Bonn sollte versucht werden, das Parlamentsgebäude zu besetzen. Stattdessen: eine traditionelle Großkundgebung gegen eine „Aushöhlung demokratischer Institutionen“.²⁴ Die Institutionen waren also angeblich wieder demokratisch und mussten gerettet werden.

Auch große Teile des SDS standen außerhalb der antiautoritären Bewegung, orientiert an traditionellen Klassenkampffideologien: Die „bewussten Klassenkämpfer“ handelten „stellvertretend“ für die „Lohnabhängigen“ innerhalb der staatlich zugestandenen Protestformen. Die pädagogische Hierarchie wurde nicht aufgebrochen, sondern verfestigt in der Ideologie, die „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ zu ziehen.²⁵ Dagegen hatte Dieter Kunzelmann bereits 1966 im Zusammenhang mit der Gründung der „Kommune I“ geschrieben: „Praxis nach außen ohne experimentelle Vorwegnahme dessen, was Menschsein in emanzipierter Gesellschaft beinhalten könnte, wird zum Aktivismus als Normerfüllung.“²⁶

Hans-Ulrich Werner, der ehemalige Partisanenbekämpfer im Auftrag der SS und Kommandeur der West-Berliner Schutzpolizei, berichtete im Oktober 1969 vor Polizisten aus der ganzen BRD auf einer

„Glück ohne Macht, Lohn ohne Arbeit, Heimat ohne Grenzstein.“

Theodor W. Adorno und Max Horkheimer,
Dialektik der Aufklärung, 1947

„Arbeitstagung über Fragen der Verwendung der Polizei“. Es ging auch für ihn nicht allein um direkte Gewalt gegen Demonstranten. Werner bezog sich auf das Referat eines Psychologen der Freien Universität, das seinem Vortrag vorangegangen war, Dr. Schubenz: „Das Mittel der Gewalt ist ein gefährliches [...] sozial trennendes und Feindschaft einleitendes Mittel.“²⁷ Allerdings, so in der Diskussion über das Referat: „Insbesondere wurde auf die kleine militante Minderheit der Studenten hingewiesen, denen es nicht in erster Linie um die Erhaltung des demokratischen Staates gehe, sondern um Zerstörung der bestehenden Ordnung. Von dieser Gruppe werde die Polizei mit allen Mitteln provoziert und zum Einschreiten gezwungen.“²⁸

„SS Werner“, so die Kennzeichnung der Antiautoritären, berichtete über den erfolgreichen Einsatz eines „Diskussionskommandos“ an der FU Berlin. Speziell ausgebildete Polizisten sollten das „Gespräch“ mit den Demonstranten suchen. Werner referierte, „[...] die Aufweichung der verhärteten Fronten“ sei „durch den ständigen Einsatz des Diskussionskommandos im FU-Bereich begünstigt worden“.²⁹ Dazu hätten, so Werner, auch Gespräche zwischen „Polizeiführung, oberster Dienstbehörde, Universitätsprofessoren und Akademiedirektoren“ gehört. Zugleich

verwies Werner in seinem Beitrag auf die umfangreiche Aufrüstung der Polizei. Ein Kollege Werners warnte auf der Tagung: „Zur Verhinderung aufrührerischer Demonstrationen züge und zu deren Auflösung ist der handstreichartige Einsatz [...] dienlich.“³⁰ Schließlich formulierte Werner als Ziel: „die Auseinandersetzungen zwischen Jugend und Staat auf die politische Ebene [...] [zu] verlagern [...]“³¹ Diese Institutionalisierungs- und Auftrennungsstrategie waren weitgehend erfolgreich. Die Revolte konnte als Modernisierungsmotor der deutschen Gesellschaft eingesetzt werden.

Die versuchte Überwindung pädagogischer Hierarchien in „Kinderläden“ oder das gemeinsame Leben in verschiedenen „Kommunen“ deckten einerseits die gesellschaftlichen Gewaltverhältnisse bis in die Psyche der Menschen auf, aber sie entwickelten auch folgenreiche Ansätze einer Modernisierung der bestehenden Gesellschaft: Eine individuelle und gesellschaftliche Selbstregulierung in einem institutionalisierten Dauergespräch. Direkter Zwang versteckte sich dann in der „Wirklichkeit“ kapitalistischer Produktion, die nicht hinterfragt wurde.

Diese „Tendenz zu einer Abschließung gegenüber der äußeren Realität [...] in der Erziehungspraxis mancher Westberliner Kinderläden“ wurde bereits 1969 als „Etablierung linker Elite-Ghettos“ kritisiert.³²

Schon 1966 war in Konstanz die erste Reformuniversität gegründet worden, einer der „Gründerväter“ war der Romanist Hans Robert Jauß, hochdekoriertes Mitglied der Waffen-SS. Wie bereits im Nationalsozialismus ging es auch in der BRD um eine Modernisierung der Produktivität: Gewalt wird verlagert in eine technische und betriebswirtschaftliche Notwendigkeit, die den angestrebten Profit verdeckt. Freiheit der Diskussion wird durchaus gefördert, wenn sie im vorgegebenen Modernisierungsrahmen bleibt. Anzustreben wäre eine Bewusstlosigkeit gegenüber der grundlegenden Gewaltstruktur, die nur noch von denen wahrgenommen wird, die dann als „Feinde“ bezeichnet werden. Innerhalb dieser „Freiheit aus der Entfremdung“, so affirmativ Arnold Gehlen, würde jede Reformbestrebung begrüßt.³³ In der praktischen Ausblendung der ökonomischen Gewaltstrukturen nützen auch selbst organisierte Initiativen einer weiteren Kapitalmodernisierung, zumindest als Frühwarnsysteme gegen mögliche Konfliktherde. Kennzeichnend ist der Titel der 1973 erschienenen Untersuchung über *Bürgerinitiativen als partielles Partizipationsbegehren* von Helga Fassbinder. In dieser

„weißen“ Pädagogik wird nicht autoritär befohlen. Wie in Rousseaus *Emile oder Über die Erziehung* (1762) wird jede Außenwelt so konstruiert, dass notwendig das geforderte Richtige als Wirklichkeit erscheint, oder wie Arnold Gehlen 1965 formuliert hat: „Die Beherrschung der Natur [...] wie [...] der Gesellschaft [...] kommen [...] zur Selbstprogrammierung.“³⁴

1968 erschien in den USA der von Stewart Brand herausgegebene *Whole Earth Catalogue* (WEC), dessen Denkansätze damals vor allem von der kalifornischen „Alternativ“-Kultur aufgegriffen wurden.³⁵ Die im WEC vorgenommene Konstruktion einer weltweiten horizontalen Verbindung zwischen allen Einzelnen sei der analoge Vorläufer der „Cyberkultur“ gewesen, so der spätere Gründer der Firma Apple. Leben wird jetzt unendlich und ohne Unterbrechung verbessert in einer wie bei Rousseau konstruierten „zweiten Natur“. Weil alle beteiligt sind, verschwinden scheinbar die Gewaltstrukturen, die unendlichen Kapitalgewinne brauchen gar nicht mehr versteckt zu werden. Alle arbeiten ohne Unterbrechung und sind glücklich. Diese „zweite Natur“ entspricht der oben erwähnten „Termitengesellschaft“ Arnold Gehlens, in der sich alle frei fühlen.

In der traditionellen Gesellschaft wird der Herr „außer sich“ erlitten, in der Moderne wird der Herr „in sich“ genossen, Adorno schrieb 1969: „Der Positivismus verinnerlicht die Zwänge zur geistigen Haltung, welche die total vergesellschaftete Gesellschaft auf das Denken ausübt, damit es in ihr funktioniert.“³⁶

„Leninisten mit Knarre“ und die Gewalt des Staates

Minderheiten, vorwiegend außerhalb der Universitäten, versuchten weiterhin, den Widerstand gegen die alltägliche, vor allem soziale Gewalt zu organisieren. Zunehmend waren Menschen beteiligt, die in ihrem alltäglichen Leben versuchten, sich den Leistungszwängen der bürgerlichen Gesellschaft zu entziehen. Dieser Widerstand organisierte einen Untergrund alternativen Lebens; gerichtet gegen Instanzen staatlicher Macht, von Gefängnissen bis zur Heimerziehung, 1971 von Ulrike Meinhof in ihrem Stück *Bambule* dokumentiert.³⁷ Dieser Widerstand wird bis in die Gegenwart reichen, etwa in alternativen 1.-Mai-Demos oder Hausbesetzungen.³⁸ Das hieß, möglichst nicht vor staatlicher Gewalt zurückweichen und die pädagogischen Ansprüche quasileninistischer Organisationen abweisen.

In der alternativen West-Berliner Zeitung „Agit 883“ erschien 1971 ein Artikel, der sich kritisch mit einer Entwicklung auseinandersetzte, die die Gewalt des Staates und der kapitalistischen Produktion ersetzte durch eine Vorschrift, wie Widerstand zu organisieren sei. Der Artikel trug den bezeichnenden Titel *Leninisten mit Knarre* und setzte sich nicht allein mit der Roten Armee Fraktion (RAF) auseinander, sondern auch mit den verschiedenen „marxistisch-leninistischen“ Parteigründungen. Gemeinsames Kennzeichen: Das richtige Bewusstsein wird „von außen“, von der „sakrosankten“ Organisation in die „Arbeiterklasse“ hineingetragen. Als alternatives Ziel wird in dem Artikel gefordert, dass „[...] in allen gesellschaftlichen Bereichen die unmittelbar Betroffenen beginnen, ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse kämpferisch durchzusetzen“.³⁹ Entscheidend sei das Prinzip der „Selbstorganisation“.⁴⁰ Die Menschen, die diesen Kampf bereits begonnen haben, können nur als Beispiel dienen, sie sind keine Pädagogen der richtigen Auseinandersetzung.

Diese Prinzipien sollten in der „Bewegung 2. Juni“ verwirklicht werden, die allerdings an der schnellen Illegalisierung scheiterte. Die alternativen Lebensformen waren direkter Polizeigewalt und Pressedenunziationen ausgesetzt und gleichzeitig wurde kein Ausweg gegen diese Ausgrenzung gesehen.⁴¹ Karl Heinz Roth hat 1977 die Situation Ende der 1960er-Jahre beschrieben: „Wenn die Jugendpolizei die Arbeitervorstädte tyrannisiert, wenn die Sonderkommandos der Polizei die besetzten Häuser sofort angreifen, wenn die Universität von 1000 Polizeibeamten regelmäßig zerstört wird – das war die Ausnahme-situation 1969/70 [...], dann wird die Zeit knapp.“⁴² Die in den bewaffneten Gruppen folgende „Dynamik der Selbstangleichung an die sprachlose Gewaltsamkeit der herrschenden Macht“ hat Roth dabei ausdrücklich kritisiert.⁴³

Diese „Gewaltsamkeit“ spitzte sich unter der SPD-geführten Regierung Anfang der 1970er-Jahre zu. Unter dem Vorwand einer angeblich kommunistischen Subversion wurden Millionen Menschen einem langjährigen Kontroll- und Ausschlussverfahren im „öffentlichen Dienst“ unterworfen, dem sogenannten Radikalenerlass und der damit verbundenen „Regelanfrage“. Dieses „Verfahren“ traf überwiegend Menschen aus dem Schul- und Universitätsbereich. Es konnte aber auch einen „nicht angepassten“ Lokomotivführer treffen.⁴⁴

Endgültig sollte mit den Folgen der antiautoritären Revolte „aufgeräumt“ werden. Die „Generation von Auschwitz“ hatte überwiegend ihre Karrieren in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik fortgesetzt. Im Bereich der Justiz, der Ermittlungs- und der Verfassungsschutzbehörden wirkte sie am „Radikalenerlass“ und seiner Durchführung mit. Ab 1973 wurde dem Verfassungsschutz ausdrücklich empfohlen, „nachrichtendienstliche Mittel“ einzusetzen, besonders, um Menschen zu überprüfen, die im öffentlichen Dienst arbeiten wollten.⁴⁵ Bis heute ist dieser Staatsbereich für die Forschung unzugänglich, „solange die einschlägigen Aktenbestände unter Verschluss bleiben“. ⁴⁶ Staatliche Spitzel waren allerdings schon gegen die „68er“ eingesetzt worden. Bekannt geworden ist ihr Einsatz in West-Berlin. Dazu gehörten sogar Sprengstofflieferungen, um antiautoritäre Gruppen zu Gewaltaktionen zu provozieren, die dann Vorwände für deren Kriminalisierung liefern sollten. In den Universitäten traten bis Mitte der 1970er-Jahre rund 1.800 Professoren, etwa ein Viertel der Professorenschaft, dem „Bund Freiheit der Wis-

senschaft“ bei, der ausdrücklich gegen die antiautoritäre Revolte gerichtet war⁴⁷ und mit den staatlichen Behörden bei den Überprüfungen im Rahmen des „Radikalenerlasses“ zusammenarbeitete.

Der in Belgien lebende Ökonom Ernest Mandel, 1933 vor den Nazis aus Deutschland geflohen, war jüdischer Herkunft und Trotzkiist. 1972 wurde ihm wegen „mangelnder Staatstreue“ der Ruf an die Freie Universität verweigert. Dieses Beispiel zeigt wie viele andere, dass es nicht um eine angeblich befürchtete Unterwanderung durch die DDR ging. Mandel durfte als Trotzkiist gar nicht in die DDR einreisen. Es ging vor allem um einen erfolgreichen „Einschüchterungseffekt“ gegenüber den „68ern“. ⁴⁸ Wenn schon Gutachten für Studienstipendien durch die Tätigkeit des „Bundes“ der Professoren schwierig wurden, gar nicht zu reden von Nichteinstellungen und Berufsverlusten, lag es nahe, sich anzupassen. Diese Anpassung wurde in den pädagogischen Reformbereichen belohnt, wenn der politische Anspruch einer Rebellion gegen die Kapital- und Eigentumsverhältnisse vergessen war. Damit wurde die Forderung aufgegeben, die Jacob Taubes nach dem 2. Juni 1967 auf der Podiumsdiskussion mit Herbert Marcuse in der Freien Universität Berlin formuliert hatte.

Heute, fünfzig Jahre nach „1968“, in einer Gesellschaft der „Selbstoptimierung“ und zugleich weltweit geführter Kriege, bleiben diese Sätze gültig.

Taubes: „Das Novum unserer Situation: Die Gesellschaft hat die Möglichkeit [...], das menschliche Leben menschlich zu emanzipieren; möglich ist die Abschaffung der Armut und des Elends [...]. Das aber wird verhindert von der bestehenden Organisation und Herrschaft [...], darum erscheint die geschichtliche Möglichkeit einer freien Gesellschaft heute in Formen, die

1. den Bruch eher als die Kontinuität
2. die Negation eher als das Positive, Reformistische,
3. die Differenz eher als den Fortschritt anzeigen.“⁴⁹

Fünfzig Jahre später

Im September 2017 erschien in einer deutschen Tageszeitung eine Todesanzeige: Der „Ministerialrat a. D.“ wurde 1917 geboren. Er war, so hob die Anzeige hervor, „Träger hoher Auszeichnungen in Krieg und Frieden“.

Im September 2017 wurde der Deutsche Bundestag neu gewählt. Ein neu gewählter Abgeordneter hatte im Wahlkampf gefordert, dass die „Leistungen der deutschen Soldaten in beiden Weltkriegen gewürdigt“ werden müssten.

1 Siehe Ulrich Herbert: Werner Best, *Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989*, Bonn 1996, S. 508. 2 Siehe Dominik Rigoll, *Staatschutz in Westdeutschland. Von der Entnazifizierung zur Extremistenabwehr*, Göttingen 2013, S. 181. 3 Siehe Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, *Dialektik der Aufklärung*, Amsterdam 1947, S. 234. 4 Jacob Taubes, *Kultur und Ideologie*, abgedruckt in: Theodor W. Adorno (Hrsg.), *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?* Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages vom 8. bis 16. April 1968 in Frankfurt am Main, Stuttgart 1969, S. 125 ff. 5 Siehe Johannes Agnoli, *Die Transformation der Demokratie*, Berlin 1967, S. 19. 6 Taubes (wie Anm. 4), S. 136. 7 Siehe Horst Kurnitzky/Hansmartin Kuhn (Hrsg.), *Das Ende der Utopie. Herbert Marcuse diskutiert mit Studenten und Professoren Westberlins an der Freien Universität Berlin über die Möglichkeiten und Chancen einer politischen Opposition in den Metropolen in Zusammenhang mit den Befreiungsbewegungen in den Ländern der Dritten Welt*, Berlin 1967. 8 Taubes zitiert nach ebd., S. 84. 9 Marcuse zitiert nach Kurnitzky/Kuhn (Hrsg.) (wie Anm. 7), S. 17. 10 Meschkat zitiert nach Michael Mauke, *Die Klassentheorie von Marx und Engels*, Frankfurt am Main 1970, S. 169; siehe auch Ders., *Theorien zur Klassentheorie von Marx und Engels*, in: neue kritik 34, Februar 1966, S. 28 ff. 11 Marcuse zitiert nach Kurnitzky/Kuhn (Hrsg.) (wie Anm. 7), S. 29. 12 Ebd., S. 33. 13 Marcuse zitiert nach Kurnitzky/Kuhn (Hrsg.) (wie Anm. 7), S. 89. 14 Dutschke zitiert nach ebd., S. 148. 15 Rudi Dutschke, *Die geschichtlichen Bedingungen für den internationalen Emanzipationskampf*, in: Bergmann u. a., *Rebellion der Studenten oder die neue Opposition*, Reinbek 1968, S. 92. 16 Rudi Dutschke/Hans-Jürgen Krahl, *Das Sich-Verweigern erfordert Guerilla-Mentalität*, Vortrag auf der Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt am Main 3.9.1967, in: Wolfgang Dreßen u. a., *Nilpferd des höllischen Urwalds*, Gießen 1991, S. 213. 17 Rudi Dutschke u. a., *Vorwort*, in: Régis Debray u. a., *Der lange Marsch. Wege der Revolution in Lateinamerika*, München 1968. 18 Zitiert nach dem Antrag des West-Berliner Landesverbandes des SDS zur Delegiertenkonferenz in Frankfurt am Main vom 29. bis 31. März 1968, Privatarchiv. 19 Agnoli (wie Anm. 5), S. 47. 20 Ebd., S. 75. 21 Agnoli (wie Anm. 5), S. 79. 22 Ebd., S. 84 f. 23 Rudi Dutschke zitiert nach Bernward Vesper (Hrsg.), *Bedingungen und Organisation des Widerstands. Der Kongreß in Hannover. Protokolle. Flugblätter. Resolutionen*, Berlin 1967, S. 80. 24 Oskar Negt, *Politik und Gewalt*, in: neue kritik 47, April 1968, S. 10 ff. 25 Siehe dazu Wolfgang Dreßen, *Destruktive Produktivität und verzweifelte Erlösung*, in: *Niemandsland* 8/9 (1989), S. 177 ff. 26 Dieter Kunzelmann, *Notizen zur Gründung revolutionärer Kommunen in den Metropolen*, in: Dreßen u. a. (wie Anm. 16), S. 196. 27 *Erfahrungsaustausch über Einsätze der Polizei bei Demonstrationen und Ausschreitungen. Arbeitstagung über Fragen der Verwendung der Polizei vom 22. bis 24. Oktober 1969 im Polizei-Institut Hiltrup*, Raubdruck „Rote Zelle Polizei Düsseldorf“, S. 16. 28 Zitiert nach ebd., S. 18. 29 Werner zitiert nach *Erfahrungsaustausch* (wie Anm. 27), S. 36 f. 30 Zitiert nach ebd., S. 78. 31 Werner zitiert nach *Erfahrungsaustausch* (wie Anm. 27), S. 44. 32 Siehe *Kommune 2, Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums. Kollektives Leben mit politischer Arbeit verbinden*, Berlin 1969, S. 308; siehe auch Wolfgang Dreßen, *Handbuch der Moral für den Bürgerstand*, in: Karl Fallend/Bernd Nitzsche (Hrsg.), *Der „Fall“ Wilhelm Reich, Beiträge zum Verhältnis von Psychoanalyse und Politik*, Frankfurt am Main 1997, S. 297 ff. 33 Siehe dazu Arnold Gehlen, „Ende der Geschichte?“, in: Ders., *Einblicke*, Frankfurt am Main 1975, S. 115 ff. 34 Zitiert nach Hansmartin Kuhn, *Der lange Marsch in den Faschismus. Zur Theorie der Institutionen*, Berlin 1974, S. 71. 35 Siehe dazu Fred Turner, *From Counterculture to Cyberculture: Stewart Brand, the Whole Earth Network, and the Rise of Digital Utopianism*, Chicago 2006. 36 Theodor W. Adorno u. a. (Hrsg.), *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied 1969, S. 70 ff. 37 Ulrike Marie Meinhof, *Bambule. Fürsorge – Sorge für wen?*, Berlin 1971. 38 Siehe dazu Dreßen (wie Anm. 25) und Norbert „Knofo“ Kröcher, *K. und der Verkehr. Erinnerungen an bewegte Zeiten*. Erster Teil 1950–1989, Berlin 2017. 39 Redaktionskollektiv „883“, *Leninisten mit Knarre*, in: *Agit* 883, Nr. 8, 6.12.1971, S. 8 f. 40 Ebd. 41 Siehe dazu Kröcher (wie Anm. 38). 42 Karl Heinz Roth, *Zehn Jahre danach: Der 2. Juni 1967, 1977*, in: Carl-Maria Frombeloff (Hrsg.), *... und es begann die Zeit der Autonomie. Politische Texte von Karl Heinz Roth*, Hamburg 1993, S. 106. 43 Ebd., S. 108. 44 Siehe dazu Rigoll (wie Anm. 2). 45 Ebd., S. 354. 46 Rigoll (wie Anm. 2), S. 357. 47 Siehe ebd., S. 252. 48 Siehe Rigoll (wie Anm. 2), S. 365. 49 Taubes zitiert nach Kurnitzky/Kuhn (Hrsg.) (wie Anm. 7), S. 84.

Ezra Gerhardt-Schubert

1968 und die Schülerbewegung

Wahrscheinlich war es das Rolling-Stones-Konzert 1965 in der Berliner Waldbühne, das mich aktiv werden ließ. Besonders die von den Pferden herabsausenden Knüppel auf das dem Ausgang zustrebende Publikum hatten mich, den 14-jährigen Schüler, nachhaltig beeindruckt; die geifernden Kommentare zum Konzert und zu den „randalierenden Rowdies“ hatten die Pole künftiger Konfrontation gesetzt.

Die bundesweit erste Vietnam-Demonstration der Student_innen in West-Berlin im Februar 1966 öffnete mir den Zugang zur Studentenbewegung, und es entwickelte sich in mir ein Sog, an all diesen Aktivitäten, Teach-ins, Sit-ins, Arbeitskreisen in Vorlesungsdimensionen teilzunehmen, ein ständiges Cruisen durch Buchläden, Veranstaltungen, Diskussionen, Campus, Jugendclub und Kneipen – die Schule nur ein müder Durchlauf, bis der eigentliche Tag begann...

Den Schwung der antiautoritären Bewegung an die Schulen zu tragen, war naheliegend, erwies sich jedoch zu Beginn als ausgesprochen zäh. Denn dort dominierte 1966 pure Repression. In den Gymnasien herrschte harscher Kathederunterricht, in den Klassen geduckte Stimmung. Zensuren, Tadel und Verweise bildeten nur die Grundausrüstung eines herrischen Disziplinierungspotenzials, das auch beliebte, liberalere Lehrer_innen nur vorsichtig umgehen konnten – unter den misstrauischen Augen des gestrengen Kollegiums.

Die Elternhäuser mit ihren überkommenen patriarchalischen Strukturen, ihren Abforderungen schulischer Leistungen, strengen Maßregeln zu „ordentlicher“ Frisur und „anständiger“ Kleidung, streng limitierten Ausgangszeiten und Vorschriften selbst zum Umgang mit Freunden prägten das prüde Familienklima dieser Zeit. Der Kleinkrieg um auch noch so geringe Spielräume persönlicher Freiheit nahm viele Jugendliche voll in Besitz.

Unter diesen Umständen war es schwer, eine kohärente Schülerbewegung zu organisieren. Eine Veranstaltungsreihe zur Sexualaufklärung erhöhte zwar zwischenzeitlich ganz erheblich den Zulauf.

Doch war dies eher auf das Gerücht zurückzuführen, dort gäbe es Rezepte für Antibabypillen. Danach flaute die Welle wieder ab. Fast niemand konnte dazu bewegt werden, sich an seiner Schule politisch zu engagieren. Der Schulverweis an einen Flugblätter verteilenden Schüler, der seinen gymnasialen Werdegang beendete, und die Geschichte eines Schülers, der von seiner Familie in einer wütenden politischen Auseinandersetzung auf die Straße verstoßen wurde, waren keine Mut spendenden Signale.

Dort, wo die Schüler_innen keine unmittelbaren Risiken für sich eingehen mussten, zeigte sich deutlich ein Stimmungswandel. Mit einer frechen Rede zu schulischen Autoritäten, zu Schüler selbstverwaltung und sexueller Aufklärung im Unterricht war es mir ein Leichtes, zum Schulsprecher gewählt zu werden. Doch der institutionelle Rahmen war eng gesteckt. Um Peter Brandt, den ältesten Sohn von Willy Brandt, hatten wir uns als Redaktion der Schülerzeitung gruppiert. Doch schon Artikel zum extremen Knüppeleinsatz der Berliner Polizeireserve bei der letzten Demonstration und zur Folterpraxis im damaligen Spanien führten zum Verbot des „Roten Turms“. Als „Neuer Roter Turm“ mussten wir die Zeitung außerschulisch neu gründen.

Zu viel härteren Konsequenzen führten solche „Unbotmäßigkeiten“ in Westdeutschland. Eine unliebsame Schülerzeitung – auch wenn sie unabhängig war – konnte direkt zur Zerstörung der schulischen Existenz, hartes kleinstädtisches Mobbing konnte bis zur psychischen Vernichtung eines Schülers führen. Unter diesem Druck konnten wir auch 1967 zum schulischen Versetzungstermin für unsere Aktion der Zeugnisverbrennung an der Freiheitsflamme am Theodor-Heuss-Platz nur wenig mehr als hundert Schüler_innen mobilisieren.

1968 hatten der Tod Benno Ohnesorgs, das ausufernde Bombardement Vietnams, die Unterstützung diktatorischer Regime, schließlich die Dämonisierung Rudi Dutschkes und das Attentat auf ihn auch für breitere Schichten an der menschlichen Legitimation der hiesigen Politik genagt. Die Vorbereitung der Verabschiedung der Notstandsgesetze wurde von vielen Bürger_innen als gegen die Protestbewegung gerichtete undemokratische Maßnahme angesehen.

In dieser Situation baten uns einige Kölner Schüler_innen um Unterstützung bei der Organisation eines Schulstreiks gegen die Notstandsgesetze. Sie fühlten sich durch den örtlichen SDS nicht unterstützt und allein überfordert. Wir nannten uns inzwischen selbstironisch „Terrorgruppe Neuruppin“ (dort befand sich die größte Nervenheilanstalt der DDR) und vagabundierten als größere „Freizeitkommune“ aus Schülern und einigen Lehrlingen durch die Berliner Politlandschaft mit Happenings, die sich an Aktionen der Situationisten orientierten.

Unser fröhliches Love-In, mit dem wir ins kahlwandige Kölner SDS-Zentrum einfielen, traf dort auf wenig Gegenliebe, und wir wurden zügig von den „Traditionalisten“ wieder expediert. Schließlich durften wir des Nachts in der Abstellkammer unsere Flugblattmatrizen erstellen und entwarfen den Schlachtplan für den Morgen, den wir angesichts der überschaubaren Personaldecke auf fünf Schulen eingrenzten. Offiziell war der Schulstreik genehmigt,

sofern die Schüler_innen eine schriftliche Genehmigung ihrer Eltern mitbrachten. Eine Schülerin war ob einer gefälschten Unterschrift schon gefeuert worden.

Noch in der Nacht wurde eine Schule mit Ketten verriegelt, Klebstoff in Türschlösser verbracht. Am Morgen dann in einer Schule ein Sit-in im Entree, Parolen skandierend: „Keine Sanktionen für Streikteilnehmer!“ Aus den Klassen, zu denen Diskussionszugang erstritten wurde, strömen Schüler_innen nach. Die Telefondrähte im Rektorenzimmer laufen heiß. Schließlich verläutet es aus dem Lehrerzimmer: keine Nachteile für Schulstreikteilnehmer. Die Schülerschaft macht sich geschlossen auf gen Innenstadt, unterwegs kommen Züge anderer Schulen hinzu. 1.000 Schüler_innen lassen sich auf Straßenbahnschienen nieder...

Zwei Tage später das Erstürmen von Schulen, ein Direktor schließt sich mit seiner Jungenschule ein, bestellt einen Schutzkordon Polizei, eine Berufsschule streicht gleich die Segel, ein Schulleiter prügelt die Eindringlinge eigenhändig gleich wieder hinaus – es hilft nichts –, 2.000 Schüler_innen tummeln sich im Zentrum der Stadt und verleihen ihrem Protest Ausdruck.

Doch der „Terrorgruppe Neuruppin“ ist es nicht genug: Es gibt keinen Zug zu den Betrieben, keine Verbrüderung mit den ARBEITERN, keinen „Pariser Mai“ in Köln – auf der Heimfahrt gespaltene Gefühle...



„In den Gymnasien herrschte harscher Kathederunterricht, in den Klassen geduckte Stimmung.“

Gedanken zu den 68ern und dem deutschen Hang zu einer „Endlösungsmentalität“

Eine das menschliche Erkenntnisvermögen bis heute umtreibende Erscheinung ist das mitunter plötzliche, aber dann unerklärlich selbstverständliche Auftreten von Gruppeneigenschaften – also Wahrscheinlichkeiten im erwarteten Verhalten von Schichten, Sippen, Familien, Milieus, Klassen, Nationen, Ethnien, Kulturkreisen wie wohl auch allen anderen menschlichen Formationen. Diese haben zwar fast immer auch völlig unterschiedliche und unvergleichbare Mechanismen und Bedingtheiten ihres Zustandekommens und Zusammenhalts, verhalten sich aber im Sinne einer Systemlogik nach oft einfachen und feststehenden invarianten Mustern.

Dazu gehört die elementare wie umfassende Sehnsucht nach dem ungestörten, durch nichts relativierten Wohlbefinden, nach einem Zustand vollständiger Leidensfreiheit, eines totalen allumfassenden nicht endenden „Heils“. Sie ist nicht nur einzelnen Kulturkreisen oder spezifischen Lebensformen zuzuschreiben, sondern hat wohl universale Gültigkeit.

Die aufgrund sich ständig erneuernder Begehrensanlagen – und das ist wohl auch die Quelle und Essenz aller Religiosität – vorhandene Empfindung einer unzulänglichen, also zu „verbessernden“ Welt führt zu dem höheren und allgemeinsten Verlangen nach einer „Rückbindung an den Ursprung“ – nach dem in archaischen Seinsvorstellungen und Weltbildern vermuteten paradiesischen Urzustand. In säkularisierten Heils- und Erlösungsvorstellungen finden

sich dafür Begriffe wie die „klassenlose Gesellschaft“, „Aufhebung der Entfremdung“ und andere ähnliche Vollkommenheitserwartungen, ein Ankommen in einem perfekten, widerspruchs- und leidensfreien Endzustand der Welt.

Alles in allem sind dies Mythologeme, die in der gesellschaftlichen Praxis – von den jeweiligen Vormächten, den „Herrschenden“ als Schichten, Klassen, Gruppen, Einzelpersonen – erwünschte Verhaltensweisen hervorrufen und fördern, unerwünschte, destabilisierende, gar die „herrschenden Verhältnisse“ gefährdende vermeiden und unterdrücken sollen. Das hat sich als Grundprinzip bis in unsere Zeiten auch in säkularisierten Gesellschaften gehalten und wird ebenso konstant immer wieder ausgetestet, etwa dahingehend, wie weit Herrschaftsausübende beziehungsweise Machthabende reichen können. Diese scheinbare „anthropologische Konstante“ stößt jedoch immer wieder auf die ebenfalls scheinbar unhintergehbare Tatsache, dass (menschliche) Lebensformen keine eindeutigen und widerspruchsfreien Sinnzusammenhänge besitzen. Vielmehr besteht ebenso permanent eine Reaktionsfähigkeit von sich bildenden Gegenkräften. Es gibt immer Spielräume für Widerstand gegen den Status quo der jeweils herrschenden Verhältnisse, gegen herrschende Kreise und Gruppen – suchen diese auch noch so nachdrücklich unter Nutzung aller ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen, erreichbaren Mitstreiter eine

„Endlösung“ in Form eines „Endsieges“ als Verhinderung jeder Gegnerschaft herbeizuführen. „Die Welt“ ist im komplexen wie fraktalen Nebeneinander des faktisch Seienden vielschichtig und heteronom beziehungsweise quasi evolutionsbiologisch der „Existenz (auch harter) Antagonismen“ ausgeliefert und von diesen dominiert. Das ist nicht einfach der bloß stupide „Kampf ums Dasein“ gewisser aggressiver, sozialdarwinistisch argumentierender Ideologien, sondern der Ausdruck des Vorhandenseins divergierender, um begrenzte Ressourcen konkurrierender Lebensformen, die eine harmlos „harmonische Universalinklusion“ (Roman Widder) – auch infolge innerartlicher Konkurrenz – als „Endlösung“ nicht zulassen.

Führen wir uns diese besondere Situation, die problematische wie scheinbar grandiose Verfasstheit des Menschen, vor Augen. Nur diese Spezies verfügt über ein solch erweitertes Bewusstsein, über einen „Wachheits“- und Antriebsüberschuss, über eine mit ihrem Abstraktionsvermögen zusammenhängende Erkenntnis- und Handlungsfähigkeit, dass sie in einer Weise und mit einer Nachdrücklichkeit, wie sie bei keiner anderen Spezies wahrnehmbar sind, die / ihre natürliche Umwelt verändern kann. Indem sie diese nun – aufgrund ihrer Abstraktionsfähigkeit – in scheinbar ihrem Sinne und zu ihren Zwecken, Absichten und Vorstellungen zu verwandeln in der Lage ist, macht sie diese zu einem Gegenüber, einem zu unterwerfenden und scheinbar endlos ausbeutbaren Objekt – inklusive (fast) aller für sie selbst „nützlichen“ anderen Spezies. Sie beschreitet in ihren avanciertesten, bei dieser Arbeit an „der Welt“ und sich selbst erfolgreichsten Kulturen einen Weg des offenen beschleunigten Fortschreitens, des scheinbar unbegrenzten und nicht begrenzten „Wachstums“, der Häufung und Verdichtung der Artefakte, der Instrumente und Vehikel, der Apparate, der Behausungen, Bekleidungen und sonstigen Utensilien, einschließlich der Werke der Kunst, der Bilder, Bücher und so weiter – kurz: aller hergestellten Dinge – wie sonst keine andere Spezies.

Für unsere Problematik des Auftretens einer Art „Endlösungsmentalität“, eines Strebens nach Perfektion, Korrektheit, Tüchtigkeit, aber auch nach einem in diesem Sinne erhöhten, „gelungenen“ und vollendeten, ergo „erfüllten“ Leben fällt ganz besonders der deutschsprachige Kulturraum – mit Deutschland im Zentrum – ins Auge. Es sind jene Entwicklungen und Hervorbringungen, jene Eigenheiten und Qualitäten, die man zwar nur vage beschreiben und benennen kann, die aber doch eine oft zuverlässige Wiedererkennbarkeit und Einordnung zulassen. Aus Sicht besonders der südlichen und östlichen Nachbarn fasziniert und befremdet zugleich die Dominanz des Feststehenden, des Fixier- und Kontrollierbaren, das Streben nach formal eindeutiger Überlegenheit, nach Zuverlässigkeit und bewusstseinsmäßig möglichst lückenloser Durchdringung eines Sachverhalts, damit der Geschlossenheit der Zeichensysteme, der auf Theoriegebäuden fußenden Programmatiken, der Konsequenz ihrer Realisierung und Durchsetzung, das Durchgängige eines Prinzips. Das Sinnliche wird ins Geistige transformiert, muss erst in etwas Intelligibles gewandelt werden, ehe man ihm einen Rang und höheren Wert zubilligt. Dagegen wird dem bloß sinnlichen Eindruck, dem reinen Vergnügen auf physischer Grundlage – ohne Reflexion, Kontrolle, Bewertung – kein Vertrauen entgegengebracht. Die Zuwendung zur Welt geschieht nur reflektiert und mit Selbstbeherrschung, ist einem abstrakten, darin technisch-funktionalen Kalkül unterworfen.

Die reine Sinnenfreude, ein sich ausschließlich an gesunden Organfunktionen Erfreuen, die Hingabe an die Unmittelbarkeit des Augenblicks steht unter Verdacht, entspricht nicht der Vorstellung eines „gelungenen“ Lebens, ist nicht Kern der Erwartungssysteme, der vom kollektiven Über-Ich gesteuerten Sollmuster.

Die deutsche Variante der Aufklärung hat mehr mit Pflicht – also einer Ein- und Unterordnung –, mit Kompensation und Verdrängung als mit einem selbstbestimmten umfassenden Glückserleben zu tun. Die ästhetischen Merkmale eines solchen Lebenszuschnitts entsprechen diesen Vorstellungen und Erwartungen: Festigkeit, Solidität, Schwere, Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit und als Ausgleich eine „Geborgenheit im Irrationalen“, eine Verklärung auch des Fantastischen, Überschwänglichen, sentimental Pathetischen, darin aber meist Harmlosen, oft Biedereren und behaglich Gefälligen als Heimatbezogenheit und Treue prägen mit mehr oder weniger feinen Unterschieden die kulturelle Atmosphäre, Mentalität und Charakter in deutschen Landen. Eleganz, Leichtigkeit, Esprit und Frivolität wie feine Ironie und überschwängliche Eloquenz sind da seltener bis gar nicht anzutreffen. Der Vorwurf brütenden Ernstes und der Humorlosigkeit in eigener Sache, der Unfähigkeit zur Selbstkritik und damit zusammenhängender Fairness, eines Defizits von Verständnis und Toleranz, von „leben und leben lassen“ steht im Raum. Die Konsequenz, etwas Beschlossenes, zuvor Durchdachtes auszuführen – also die sogenannte Pflichterfüllung –, geht über ein Nachgeben und sich Hingeben gegenüber Stimmungen und Gefühlen oder spontanen Einfällen. Das Streben nach ständiger Vervollkommnung in dieser Hinsicht gilt auch heute noch als ein Lebenszweck und Daseinsinhalt. „Deutsche Wertarbeit“ oder „schweizerische Solidität und Präzision“ sind weltweit ein Begriff.

Hier kommen wir natürlich zu den eigentlichen geistig-moralischen Quellen und Stichwortgebern und Vordenkern dieser komplexen Bewusstseinslage und Lebensart, zur historischen Tiefenprägung einer europäischen Zentralregion. Vor allem die Verbindung von (philosophischem) Idealismus und Romantik in Musik, Dichtung/Literatur, Dramatik, bildender Kunst prägte jenes spezifische Aufbegehren im Sinne der Überwindung misslicher Verhältnisse wie andererseits – diese Verhältnisse transzendierend – die Verklärung von Natur, Emotionalität, erhabenen Gedanken und Gefühlen, den Verbindungswunsch mit einer als Wunder angesehenen Welt.

In der Philosophie mit ihren geschlossenen Theoriegebäuden und darin fixierten Absolutheitsansprüchen (der Wahrheit, des Subjekts, der Freiheit, des vollendeten Staates etc.) bei Kant, Fichte, Hegel und anderen, basierend auch auf den protestantischen Tüchtigkeitsverpflichtungen durch Luther, einem verlangten und praktizierten Konsequentialismus, war es das Durchgängige und für alle Verbindliche einer herrschenden Idee: Das „Ich-Zentrum“ wurde hier zum „Welt-Zentrum, einer „Unio mystica“ als besagte Rückbindung an paradiesische Ursprünge. Die Lösung aller (wesentlichen, die absolute Selbstwerdung des Menschen hindernden) Probleme, die Beseitigung alles und aller dies Störenden ist der Kern, die Grundtendenz und die Konsequenz dieses abstrakt transzendierenden Denkens (und Fühlens). Es ist der Bogen beziehungsweise der Weg vom höchsten Ideal eines Ankommens in vollendeter Klarheit und Reinheit zur Realität des Verbrechens gegen andere – unreguliert und ungebremst durch die Konkretheit und

Bezüglichkeit einer sinnlich-emphatischen Bindung an das schlicht Gegebene: die Welt, das Leben, wie sie / es nun einmal ist, mit ihren / seinen unhintergehbaren Komponenten. Das dahinterstehende Axiom ist dabei immer wieder eine Absolutsetzung des Relativen, also etwas Begrenztes, Kontingentes, etwas einer ständigen Variabilität, ständigen Metamorphosen Unterworfenen und zugleich im komplexen Metasystem der Biosphäre Stabilisiertes, zu einer abstrakt-idealen Totalität verändern, gar zwingen zu wollen. Kommt zu dieser intelligiblen Haltung noch das unmittelbare Erleben einer unzulänglichen als einer unerträglichen Welt hinzu, also wächst das Wutpotenzial, die Zornesenergie in den Zustand des Hasses – ist beispielsweise mit einer Hasskraft wie bei Hitler ausgestattet, so mündet diese dann vollstreckende „Endlösungsmentalität“ immer in eine Katastrophe, in das komplette Gegenteil des Erstrebtens. Die Verbindung von Sendungsbewusstsein, Allmachtsfantasien, Kontrollverlust der Akteure durch eine forcierte Impulsivität, Fanatismus und extremistisches Eifern ohne jede Differenzierung verschiebt den unperfekten, noch erträglichen jeweiligen Status quo in die Unerträglichkeit einer Vernichtungssituation, den Weltkrieg und den Völkermord.

Der tiefenpsychologische Kern dieser Mentalität – egal, wie sie benannt wird – ist, wie schon angedeutet, immer soteriologisch, also ein Erlösungswunsch mit utopischem, streng genommen aporetischem, also unmöglichem, nicht nur unwahrscheinlichem Charakter. Unter pathologischem Aspekt scheint dies somit immer auch ein totalisiertes Suchtverhalten mit der Konsequenz der „Weltablehnung“ beziehungsweise Weltflucht, einer Daseinsverweigerung zu sein – mit ihren Vorstufen der Melancholie, des Pessimismus, der Depressivität, aber auch der Empörung, des Widerstandes und der Kritik –, in der auch wieder die Grandiosität einer Kultur – als ästhetische Sublimierung der Problematik menschlicher Existenz – einen Aufstieg bewirken kann.

Die Unmöglichkeit einer realen, also positivistischen „Endlösung“ hat schon Immanuel Kant (1724–1804) in seiner kleinen Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795) beschrieben, indem er die Verwirklichung dieses Absolutheits-, Ewig- oder Unendlichkeitsanspruchs nur in der Nihilität des absoluten Nichts erkannte, also für konkrete einzelne Lebewesen nur im Tod, in ihrem Verschwinden als vollständiger Auflösung. Oder, noch eindringlicher, in der Anerkennung der Tatsache, dass alles real Existie-

Es war nicht die Zeit der Kompromisse und Versöhnlichkeiten, des wechselseitigen Verstehens und Tolerierens.

rende einmal gewesen sein wird – und zwar so, als ob es nie da gewesen sei: Nichts konkret Vorhandenes ist festzuhalten, kein Zustand, kein Ding, nicht einmal die elementarste Bedingung alles Vorhandenseins beziehungsweise Sichereignens, die „Raumzeit“. Das wäre dann, sieht man darin die Kondition alles Seienden, nach Arthur Schopenhauer (1788–1860) „die schlechteste aller möglichen Welten“. Alles Realisierbare scheint somit nur die Zwischen- und (unvollkommen-endliche) Teillösung jeweils konkreter Problem- und Aufgabenstellungen in einer (teil)vernünftig auf der Grundlage auch von beschränkten Selbsterkenntnissen zyklisch organisierten Gesellschaft zu sein. Nichts anderes meint auch gegenwartsbezogener der amerikanische Philosoph Hilary Putnam (1926–2016) mit seiner Feststellung, dass es bei Daseinsverbesserungen und Fortschrittsbemühungen des Menschen „nicht einfach nur um die Auswahl guter Lebensformen gehen kann“ – um das bloße Annehmen und Nutzen von Angeboten, einen heute dominanten „Hyperkonsumismus“ als „pragmatischen Hedonismus“ –, sondern dass wir „nicht einmal wissen [können], was eigentlich die beste Lebensform ist“.¹

Die Aporie jedes „Endlösungsbestrebens“ liegt zudem in der Inadäquatheit und desintegrativen Tendenz eines rein anthropozentrischen Werte- und

Die „eigene Seite“ und ihre Zielsetzung wurde illusionär überhöht, Vorbilder und Leitfiguren als Lichtgestalten verklärt.

Rechtssystems begründet, auf dessen Grundlage die Menschheit als Gesamtsubjekt nach wie vor handelt – vor allem der westliche Kulturkreis mit seiner übergriffigen Lebensart, die Europa entstammende dominante Industriegesellschaft mit ihrem Finanzkapitalismus als Verwertung eines sich selbst steigernden abstrakten Wertes – und ihren Stoffwechsel mit und in der Biosphäre auf fiktiver Grundlage gestaltet. Es ist die Verbindung des menschlichen Abstraktionsvermögens – seine darauf beruhenden Fähigkeiten zur Schaffung einer technisch-künstlichen Komplexität – mit einer Art „offenen Impulsgier“, die jenes in Superlative zielende Bestreben nach perfekten Zuständen trägt. Wir leben wohl deshalb auch in einer besonderen Phase, nicht nur der Menschheitsentwicklung. Die Spannung zwischen vielen ohne Weiteres feststellbaren Parametern der menschlichen Kultur, deren besagter, noch nie da gewesener Komplexität und der alles Leben – und eben auch die menschliche Kultur – tragenden Komplexität und Diversität des Metasystems der Biosphäre ist längst in eine Konfliktzone getreten, deren „Sollbruchstellen“ wir natürlich nicht kennen, aber wohl unaus-

weichlich kennenlernen werden; das, was aktuell als Übergang vom Erdzeitalter des Holozäns in das des „Anthropozäns“ beschrieben wird.² Das wäre dann eine tatsächliche, von den meisten Angehörigen der menschlichen Gattung sicher nicht gewünschte „Endlösung“, die aber eben längst im Bereich eines von ihr selbst initiierten Möglichen liegt.

Ausgehend von diesen grundsätzlichen Überlegungen, ergeben sich für den konkreten Zeitbereich des Projektes „Flashes of the Future“ spezifische Ansätze einer Betrachtung und Wertung. Der sogenannte Kalte Krieg steuerte mit den Vorgängen in Indochina – Vietnam, Laos, Kambodscha –, kurz: dem Vietnamkrieg der USA, dann dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen unter Führung der Sowjetunion in die Tschechoslowakische Sozialistische Republik (ČSSR) und der Beendigung des „Prager Frühlings“, den „Nachrüstungsbeschlüssen“ Ende der 1970er-Jahre – der Stationierung von US-amerikanischen und sowjetischen Atomwaffen in Europa – auf einen Höhepunkt zu. Diese Zuspitzung und Verschärfung der Systemkonfrontation hatte auch mental intellektuelle Folgen im Sinne der Radi-

kalisierung der Methoden und des Extremismus der Zielsetzungen. Es war nicht die Zeit der Kompromisse und Versöhnlichkeiten, des wechselseitigen Verstehens und Tolerierens. Das Politische bekam einen verächtlich-liquidatorischen Ton und steuerte auf unüberbrückbare Polarisierungen zu. In der (alten) Bundesrepublik – von der realsozialistischen DDR aus auch „Westdeutschland“ genannt – eskalierten die Spannungen zwischen den politischen Standpunkten, den intellektuellen und soziokulturellen Mentalitäten mit einem ebenso gegensätzlichen „Endlösungsanspruch“. Die gesellschaftlichen – allen voran die ökonomisch-politischen – Verhältnisse sollten ein für alle Mal im jeweils eignen Sinne geklärt, gefestigt beziehungsweise grundsätzlich umgestaltet, „revolutioniert“ werden.

Diese Entwicklung erzeugte jenes besondere gesellschaftliche Klima, das aus heutiger Sicht die Jahre nach 1967 prägten – im Grunde bis zum sogenannten Deutschen Herbst des Jahres 1977. Es war die Zeit der außerparlamentarischen Opposition (APO) und der ersten Generation der Roten Armee Fraktion (RAF), nach ihren Begründern und Hauptvertretern auch „Baader-Meinhof-Bande“ (oder -Gruppe) genannt, also des Abdriftens einer vielschichtigen, vor allem linken Studentenbewegung – erst im Rahmen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) –, dann in ihren radikalen Teilen in einen politisch begründeten Aktionismus, der zum (Links-) Terrorismus wurde. Die Gegenseite, also der Staat Bundesrepublik Deutschland und die ihn tragenden etablierten, parlamentarisch vertretenen politischen Parteien, aber auch die konservative politische bürgerliche wie kleinbürgerlich-proletarische unpolitische Öffentlichkeit hielten dagegen, praktizierten und forderten härtere bis grundsätzlich konsequente Gegenmaßnahmen unter anderen in Gestalt von „Radikalenerlass“, „Notstandsgesetzen“, die ebenso radikale Lösungen des sozial-politischen Konflikts, möglichst in Form von durchgesetzten Totalverboten, anstrebten. Es entstand eine komplexe Gemengelage, die keine schlichten Erklärungen in Form von linearen Entwicklungen, scharfen und klaren Grenzziehungen, eindeutigen Ursachen und groben Schlussfolgerungen zuließ (und lässt) – auch wenn die jeweiligen Seiten entweder vom politischen Gegner als „Radikale“ oder „Chaoten“ beziehungsweise vom „Klassenfeind“, von „Faschisten“, „korrupten Existenzen“ und Ähnlichem sprachen. Verwandtschaft, gar Übereinstimmung bestand allerdings jeweils immer in der Grundsätzlichkeit und Unversöhnlichkeit der Konfrontation und der Endgültigkeit und Absolutheit als Idealität der Zielvorstellungen – inklusive der demonstrativen und konsequenten Ausblendung der sinnvollen Gegenargumente und rechtfertigbaren Gründe, der berechtigten Interessen der anderen Seite. Auf der einen „herrschenden“ waren es – beschreibt man den jeweils „harten Kern“ der Position – der Erhalt, die Stärkung von vorhandenen, als endgültig angesehenen gesellschaftlichen Eigentums-, Besitz- und Verhältnissen, von Produktions- und Konsumtionsbedingungen, auf der anderen die Rebellion dagegen mit dem Ziel einer „revolutionären“ Umgestaltung, also vor allem der grundsätzlichen Änderung der Eigentumsverhältnisse, dem Stellen der „Machtfrage“ zum Zwecke der „Aufhebung“ der Ungerechtigkeiten in aller Welt, vor allem auch von Gewalt, Kriegsursachen, „Entfremdung“, Ausgrenzung, Unterdrückung, Armut und Hunger wie nicht zuletzt der Kampf gegen faschistische Relikte beziehungsweise ein Wiedererstarren solcher Haltungen.

Es war kultur- und ideologiegeschichtlich gesehen auch die Phase eines medial vermittelten Bewusstwerdens all dieser Tatsachen im Spannungsverhältnis mit einem rasant ansteigenden Wohlstandsniveau und den damit verbundenen individuellen Freiheitsmöglichkeiten – vor allem der Mobilität und des Lebensgenusses – in den westlichen Industriestaaten nach US-amerikanischem Vorbild andererseits. In prägnanter Weise zeigte sich das vor allem an den Lebensstiländerungen in den Jahren von 1963/64 bis etwa 1974 in der Bundesrepublik: Stichwort „Wirtschaftswunder“ – während der Kanzlerschaften von Konrad Adenauer über Ludwig Erhard bis zu der Willy Brandts in der „sozialliberalen Koalition“ –, als eine hedonistisch-individualistische Grundhaltung immer mehr in den Vordergrund rückte.

Worin erschien aber nun damals jene für den deutschen Sprachraum spezifische „Endlösungsmentalität“, was waren ihre Merkmale im Diskurs jener Jahre?

Auf der linken Seite dominierte vor allem eine heute eigentümlich wirkende inkohärente und unreflektierte Phraseologie (aber mit einem gerechtfertigten und legitimen Kern), eine ideologisch gemeinte spekulative, theoretisch-abstrakte Begrifflichkeit mit programmatischem Charakter: eine Absolut- und Idealsetzung der eigenen Werte und Ziele, was immer weniger übereinstimmte mit der sozialen Praxis, den Mitteln und Methoden. Die „eigene Seite“ und ihre Zielsetzung wurde illusionär überhöht, Vorbilder und Leitfiguren als Lichtgestalten verklärt (was sich eigentlich schon damals – im Falle von Lenin, Mao Tse-tung, Che Guevara, Ho Chi Minh und anderen – nicht aufrechterhalten und rechtfertigen ließ). Auch hatte nicht nur die sogenannte Stadtguerilla, sondern die gesamte Studentenbewegung und APO – speziell dann aber auch die RAF und ihre „Sympathisanten“ – ihre eigenen Märtyrer; spätestens mit der Ermordung des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 während des Besuchs des Schahs von Persien in West-Berlin, dann aber auch mit dem Tod von Holger Meins (infolge eines Hungerstreiks), Siegfried Hausners und vor allem Ulrike Meinhofs während ihrer Isolationshaft in Stuttgart-Stammheim im Mai 1976, aber auch mit dem Anschlag auf den Studentenführer Rudi Dutschke im April 1968. Diese korrespondierten den meist mit „Staatsakten“ geehrten Märtyrern der Gegenseite: Jürgen Ponto, Siegfried Buback, Hanns Martin Schleyer bis (in der Wendezeit) Alfred Herrhausen und Detlef Karsten Rohwedder – wie auch den als „Kollateralschäden“ ebenfalls getöteten oder verletzten Begleitern, Personenschützern, Fahrern und Polizisten.

Eine ursprünglich gewaltfreie „antiautoritäre Revolte“ wurde nicht zuletzt durch besagte Ideologisierung wie durch aggressive Gegenreaktionen von Polizei und Justiz, und nicht zuletzt durch diffamierende Berichte vor allem der Springer-Presse, zu offenen (Straßen-)Kämpfen. Aus hedonistisch eingestellten und dadaistisch agierenden „Haschrebellen“ einer „Spaßguerilla“ wurden bewaffnete „Kader“ (der harte Kern der ersten RAF-Generation). Die psychosoziale Dynamik und Komplexität, die hinter den ideologisch verkürzten Analysen und einfach strukturierten Zielstellungen standen, wurden jedoch ebenfalls sehr schnell deutlich, was unter anderem in der Metapher von den „Kindern von Karl Marx und Coca Cola“, in der Unmenge teilweise sich heftig befehdender linksradikaler Politsekten (mit „linkem Palaver“) und utopischen Sozialprojekten, antiautoritären Freiräumen in urbanen jugendlichen Subkulturen Ausdruck fand. Gerade die

aktivsten Vertreter von „Stadtguerilla“ und RAF stammten vornehmlich nicht aus dem zur „revolutionären Klasse“ verklärten Proletariat, dem „Volk“ und der „Masse“, sondern aus der bürgerlichen Mittelschicht und oft sogar aus dem christlich-protestantischen Milieu (wie die Pfarrerstochter Gudrun Ensslin und andere). Auf der anderen Seite standen von Anfang an – und dann in sich ebenso verschärfendem Maße in Form von Überreaktionen mit militärischem Charakter – staatlich autoritäre Gegenmaßnahmen wie der erwähnte „Radikalenerlass“, die „Notstandsgesetze“ und ein angestrebtes „Feindstrafrecht“ sowie „exotische Lösungen“ (in Form von „außergerichtlichen Hinrichtungen“ im Falle von Erpressungen des Staates durch Geiselnahmen).

Zwischen beiden sich zunehmend (nach 1968 unter anderem auch durch die Entwicklungen in Frankreich, den „Pariser Mai“, und den „Prager Frühling“ in der ČSSR beeinflusst) unversöhnlich gegenüberstehenden Parteien bestand natürlich von Anfang an eine vollständige Asymmetrie, auch und vor allem hinsichtlich der Haltung der breiten Bevölkerung der Bundesrepublik. Während die nachsichtige bis wohlwollende Behandlung alter Nazis, ihre Wiedereingliederung in der Wirtschaft, aber auch in staatlichen Organen und Bereichen wie vor allem der Justiz, der Bundeswehr und der Polizei normal wurde und kaum Aufsehen erregte, waren der Widerstand und die Abneigung gegen die aufbegehrende Jugend, ihre alternativen Projekte, Konzepte und Lebensstile umso heftiger und – wie man heute sagen würde – auch „populistisch“. Altnazis wirkten eben zivilisierter und gesellschaftlich akzeptabler in einer konservativen bürgerlichen Gesellschaft mit klaren Herrschaftsverhältnissen und dem Ansehen gewisser „Tugenden“. Jugendliche Subkulturen, die APO, gar die RAF waren dagegen der personifizierte „Bürgerschreck“, der nach und nach seine Wirkung als solcher verlor mit dem Abflauen beziehungsweise der Beendigung der Ost-West-Konfrontation und – im Hinblick auf die Jugendkulturen – der konsumistisch-hedonistischen, sprich: kommerziellen Vereinnahmung ihres unpolitischen Teils.

Mit dem Heraufziehen der „Postmoderne“ Ende der 1970er-Jahre, der Absage an Utopien, an die großen Ideale der Aufklärung und Moderne und dem Ende der „Großen Erzählungen“ – auch angesichts des sich ankündigenden Scheiterns gesellschaftlicher Gegenmodelle zum Kapitalismus und des Zusammenbruchs des „realen Sozialismus“ – ging schließlich

ein verändertes soziokulturelles und intellektuellmentales Klima einher, das jene tragische Ernsthaftigkeit eines totalitären emanzipatorischen Engagements nicht mehr gelten ließ. Ob das auch für jene latente „Endlösungsmentalität“ als eine geschichtlich langläufige, für den deutschen „Kulturraum“ typische und spezifische Bewusstseinslage zutrifft, bleibt jedoch bis heute dahingestellt.

1 Hilary Putnam, *Words and Life*, Cambridge/Mass. 1995, S. 194.
2 Siehe dazu z. B. Eva Horn, *Jenseits der Kindeskind. Nachhaltigkeit im Anthropozän*, in: *Merkur*, H. 814, März 2017, S. 5: „Seit dem 29. August 2016 leben wir offiziell im Anthropozän. [...] An diesem Tag präsentierte die Anthropocene Working Group, eine hochkarätig besetzte Untergruppe der International Commission on Stratigraphy, in Kapstadt ihren Vorschlag, die geologische Epoche der Gegenwart von ‚Holozän‘ in ‚Anthropozän‘ umzubenennen. Angefangen, so die Wissenschaftler, habe das neue Erdzeitalter in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts mit der ‚Great Acceleration‘, dem Plutonium-Fallout der Atomtests, dem scharfen Anstieg von fossilem Brennstoffverbrauch, dem dadurch verursachten CO₂-Ausstoß und mit vielen anderen Stoffen (Plastik, Aluminium), die eine distinkte und dauerhafte geologische Markierung in der Oberfläche der Erde bilden werden [...]. Das heißt: Die Menschheit hat die klimatischen und ökologischen Grenzparameter des Holozäns überschritten, jener Epoche also, in der alles entstanden ist, was wir heute als menschliche Zivilisation betrachten. [...] eine nie dagewesene ökologische Metakrise.“

Thomas Werner

Bruchstücke

Auf der Hinfahrt mussten wir die aus den Busfenstern gehängten roten Fahnen wieder einrollen: Laut Busfahrer waren sie straßenverkehrsordnungsmäßig nicht gestattet.

In Bonn dann auf dem Marsch gegen die Notstandsgesetze hatten wir skandiert: „Komm, du Bonner Bürgerarsch, reih dich ein in unseren Marsch!“

Fühlte sich gut an.

Die Angesprochenen aber blieben auf ihren Balkonen...

Heidelberg, Bismarckplatz

Demonstration für.../gegen...: vergessen.

Eine Menge grüner Uniformierter (Bereitschaftspolizei).

Wir sangen (nach der Melodie „Oh, du schöner Westerwald...“):

„Oh, du grüner deutscher Wald“; Singen stärkt das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die grünen Uniformierten sangen nicht, es hatte ihnen ja auch niemand befohlen.

G. demonstrationsgerecht ausgerüstet: kurzer Pelzmantel, hochhackige Schuhe.

Beim Anrücken der grünen Front: panikartiges Zurückweichen.

Straßenbahngleise sind für hochhackige Schuhe ungeeignet: Ich helfe G. wieder hoch.

Ich: Beschützer.

Danach meine Bude: G. bleibt.

Sommer 1969 Aktion „Roter Punkt“: Nach unmäßiger Anhebung der Fahrpreise im öffentlichen Nahverkehr wurde er nach dem Vorbild von Hannover lahmgelegt; der „Ersatzverkehr“ wurde von studentischen Fahrzeugen (mit rotem Punkt an der Windschutzscheibe) zumindest partiell gewährleistet.

Audimax

Degenhardt singt seine Lieder, die wir alle liebten.

Am Schluss: „Jetzt singen wir alle die Internationale!“

Wenige sangen mit: Wir kannten den Text nicht.

Kunsthistorisches Institut

Auf Wunsch/Bitte/Anweisung des Rektorats oder zumindest mit dessen Einverständnis sollte das

besetzte Hauptgebäude der Uni geräumt werden. Junge Bereitschaftspolizisten versuchten, uns von den Treppen zu drängeln: Milchbubigesichter, ausdruckslos.

Der Versuch, mit ihnen zu sprechen: keine Reaktion.

Nur ließ sich erfahren: Sie wussten nicht, wo sie waren und warum sie dort waren.

Der Versuch, das Kunsthistorische Institut zu betreten: Frau Jacobsen, die Institutssekretärin, stellte sich ihnen entgegen, mit der ganzen Autorität ihrer Person: beeindruckend und erfolgreich.

Es erinnerte in seiner Theatralik ein wenig an die Szenen auf dem Wenzelsplatz in Prag: Individuum gegen Panzer/Gewalt.

Schloss

Der Ministerpräsident (und ehemalige NS-Marinerichter) Filbinger tagte dort, weswegen auch immer. Brillante Idee: Tor geschlossen und „Wir müssen draußen bleiben“.

Pflastersteine flogen aus Wut gegen das Tor.

Die Strategie ging nur zur Hälfte auf: Drin war er sicher, aber wie wieder herauskommen? Er musste dann auf Schleichwegen das Schloss verlassen. Großer Hohn.

Uniplatz

Wahlkampfkundgebung Willy Brandt: Der SDS hatte in den Fenstern seines Büros große Lautsprecher angebracht und spielte das Lied von – ich glaube – Ernst Busch „Wer hat uns verraten? Sozialdemokraten!“

Die mickrigen Lautsprecher auf Brandts Wahlkampftribüne hatten keine Chance: Die Veranstaltung wurde hektisch abgeblasen. Brandt wich der Gewalt (der Lautsprecher): schlechtes Gefühl, sahen wir (oder einige von uns) Brandt doch als Hoffnungsträger.

Kunsthistorisches Institut

Plötzlich war eine Institutssatzung da, Vertreter wurden gewählt: verschiedene Fraktionen. Es war offensichtlich, dass wir mit diesem taktischen Element nicht umgehen konnten. Dennoch: Gefühl der Macht, des Fortschritts, der Euphorie.

Ein Vertreter der Studentenschaft wurde von einem außerplanmäßigen Professor in einem Doktorandenseminar folgendermaßen kategorisiert: „Der ist doch im SDS und obendrein sind seine Eltern geschieden.“

Beide Aussagen waren falsch, die Bösartigkeit jedoch echt: *semper aliquid haeret*.

Es herrschte Misstrauen: unter Studierenden, zwischen Studierenden und Professoren, unter den Professoren und zwischen der Professorenschaft und dem Staat/der Politik.

Und, wie in solchen Situationen zu erwarten, gab es Spitzel in der Studentenschaft: Einer kandidierte später – erfolglos – im Namen einer konservativen Partei für das Amt des Oberbürgermeisters.

Agitation und Manipulation von beiden Seiten, auch sehr stark vonseiten der selbst ernannten „Führung“ der Studentenbewegung, die sich selbst als Elite sah und sehr abgehoben reagierte/regierte.

Resümee

Viele meiner Aktionen und Reaktionen waren von einem wenig exakt artikulierten Gefühl von Befreiung geleitet, teils auch spätpubertär angehaucht: keine strikte Ideologie. Dafür war die Zeit sehr hilfreich, Dinge kritisch zu hinterfragen: Gewalt, Manipulation und auch sogenannte Solidarität.

Ich ging wenig später nach England: Dort war es weniger verbissen, bunter, lockerer, leichter und freier.



„Viele meiner Aktionen und Reaktionen waren von einem wenig exakt artikulierten Gefühl von Befreiung geleitet, teils auch spätpubertär angehaucht: keine strikte Ideologie. Dafür war die Zeit sehr hilfreich, Dinge kritisch zu hinterfragen: Gewalt, Manipulation und auch sogenannte Solidarität.“

Mexiko 1968

In den 1950er- und 1960er-Jahren erlebte die Kunst in Mexiko radikale Umwälzungen, aber auch das sogenannte Wirtschaftswunder brachte einschneidende wirtschaftliche, urbane und demografische Veränderungen mit sich. Im Bereich der bildenden Kunst hinterfragte eine neue Generation regimekritischer Künstler die herrschende offizielle Kulturpolitik, die Nationalismus, eine gegenständliche Darstellungsweise und den Muralismo begrüßte. Die Künstler schufen sich ein wenig Autonomie durch neue Herangehensweisen an ihre Arbeit und eine neue Definition des Verhältnisses der Kunst zur Gesellschaft. Diese Veränderungen kristallisierten sich im Jahr 1968 schließlich deutlicher heraus. Sie stehen auf verschiedene Weise in Verbindung mit den historischen und kulturellen Umbrüchen, die sich damals in anderen Teilen der Welt vollzogen, darunter die kubanische Revolution, die Proteste gegen den Vietnamkrieg, die Studentenbewegungen in Europa und die allgemeine Frage nach dem Wesen der Kunst und ihrer gesellschaftlichen Funktion.

1968 kamen in Mexiko zwei Ereignisse zusammen, die zwei unterschiedliche Seiten der Modernisierung aufzeigten, letztlich aber ein Entwicklungsprogramm stärkten, das nach dem Zweiten Weltkrieg vom politischen Regime des Landes ins Leben gerufen worden war. Das erste dieser Ereignisse waren die vom 12. bis 27. Oktober stattfindenden 19. Olympischen Sommerspiele in Mexiko-Stadt, das zweite

der Ausbruch der Studentenproteste am 22. Juli,¹ die im Massaker von Tlatelolco am 2. Oktober 1968 gipfeln sollten.² Einerseits symbolisierte die sogenannte Olympiade des Friedens – übrigens die erste, die in einem Land der Dritten Welt abgehalten und über Satellit live und in Farbe weltweit im Fernsehen übertragen wurde – die internationale Unterstützung der Modernisierungs- und Entwicklungspläne des Regimes. Auf der anderen Seite hatte sich die Studentenbewegung zu einer Neuen Linken formiert, die bereits in der vorausgegangenen Dekade daran gearbeitet hatte, revolutionäre Ideen im Sinne der Graswurzelbewegung von unten her durch Bürgerbeteiligung zu erneuern und die Legitimation des Regimes als selbsterklärter Garant von Frieden und Wohlstand zu hinterfragen.³

Vor dem Hintergrund, dass die mexikanische Kulturpolitik und die nun in die Öffentlichkeit tretenden regimekritischen Künstler ganz unterschiedliche Positionen vertraten hinsichtlich des Verständnisses von gesellschaftlichen Kräften und deren Annäherung, markiert das unruhige Jahr 1968 ein Schlüsselmoment in der Dialektik von sozialpolitischen Tendenzen und der Kunstwelt, die nach größerer Autonomie offiziell sanktionierter Kunstformen strebte.

Obwohl es 1968 zahlreiche entscheidende Ereignisse gab, die mit der Kunst in Zusammenhang stehen, will dieser Text sich auf den „Weg der Freund-



1 Alexander Calder, *Le soleil rouge* (Die rote Sonne), 1965, Lithografie, 51,6 x 69,4 cm, Museum of Modern Art, New York

schaft“, den *Salón Independiente* und das Phänomen *Gráfica '68* konzentrieren. Die beiden letztgenannten brachten in den 1970er-Jahren Gruppierungen unabhängiger Künstler hervor, die den öffentlichen und kollektiven Charakter von Kunst neu definieren sollten und die Kunst von bisherigen Formen wie auch von der offiziellen Kulturpolitik der Regierungspartei abgrenzten.

Die *Ruta de la Amistad* (Weg der Freundschaft)

Anlässlich der Olympiade in Mexiko 1968 wurde der „Weg der Freundschaft“ eingerichtet, bestehend aus 19 monumentalen Plastiken von Künstlern aus 17 Ländern, die entlang der Stadtautobahn in Mexiko-Stadt auf einer Länge von insgesamt 17 Kilometern aufgestellt wurden. Das Projekt war Teil der sogenannten Kulturolympiade⁴ – einer von offizieller Seite genehmigten Kulturinitiative während der Olympischen Spiele. Beauftragt mit der Organisation des Großprojekts war der deutsch-mexikanische Bildhauer und Architekt Mathias Goeritz⁵. Er war 1965 im mexikanischen Olympischen Komitee verantwortlich für das internationale Marketing. Goeritz hatte die Idee zu einem internationalen Skulpturensymposium entwickelt, das die Aufstellung monumentaler Skulpturen im Olympischen Dorf und in dessen Umgebung vorsah, das sich damals bereits im Bau befand.⁶ Das führte schließlich zu dem Großprojekt „Weg der

Freundschaft“, das „ethnische und ideologische Vielfalt“ feiern und damit „die olympischen Ideale von Frieden und Harmonie“ repräsentieren sollte, wie es eine Broschüre formulierte.⁷

Um eine übergeordnete konzeptuelle Einheit zu spiegeln, sollten alle Arbeiten in Beton ausgeführt und deren Oberflächen mit ihren gewaltigen Dimensionen farbig angestrichen werden. Zudem forderte Goeritz, dass für die Arbeiten die Hinwendung zur Abstraktion und eine klare Formensprache maßgeblich sein sollten, damit man sie bereits aus der Entfernung und aus dem Auto heraus, in dem man sich entlang der erst kurz zuvor verlängerten und zum Olympischen Dorf führenden Stadtautobahn bewegte, entsprechend wahrnehmen konnte.

Goeritz' Eintreten für klare, leicht erkennbare abstrakte Formen, das zum einen den Rückgriff auf die Bildsprache in der Werbung der Nachkriegszeit spiegelte,⁸ war auch pragmatisch bedingt, da er hoffte, die Skulpturen entlang des „Wegs der Freundschaft“ würden sozusagen als „Leitsystem für Athleten, Journalisten und Touristen“⁹ dienen und damit als auffällige Referenzpunkte zugleich Touristenattraktion oder sogar „Kristallisationspunkte sozioökonomischer Entwicklungen auf Regionalebene“ sein.¹⁰

Goeritz, der bereits zwischen 1953 und 1958 beim Bau monumentaler Skulpturen für verschiedene Immobilien- und Industrieprojekte mitgewirkt hatte, spielte eine entscheidende Rolle bei der Zurückdrän-

Im Bereich der bildenden Kunst hinterfragte eine neue Generation regimekritischer Künstler die herrschende offizielle Kulturpolitik.

2



gung der etablierten Wandmalereien im öffentlichen Raum. Die kolossalen *Torres Satélite* (Satellitentürme), die Goeritz zwischen 1957 und 1958 in Zusammenarbeit mit dem Architekten Luis Barragán schuf, dienten beispielsweise dazu, das Profil der Stadtarchitektur zu schärfen und damit den Verkauf von Häusern und Wohnungen in der geplanten Stadtentwicklungszone am äußeren nördlichen Rand von Mexiko-Stadt anzukurbeln.¹¹

Anders als frühere Arbeiten von David Alfaro Siqueiros, die öffentliche und private Akteure in Auftrag gegeben hatten und bei denen sich der Maler der visuellen Strategien großer Reklametafeln bedient hatte, die aus vorbeifahrenden Autos betrachtet werden, orientierte sich der „Weg der Freundschaft“ am politischen und ideologischen Modernisierungsdiskurs des Regimes, der die mexikanische Ästhetik in einen entschieden westlichen und internationalen Ansatz eingebettet wissen wollte.¹²

Die konzentrischen Designs des von Lance Wyman entworfenen Olympialogos und anderer Piktogramme, welche die Formmuster der Fadenbilder der Hui-cholen¹³ und die Effekte der internationalen Op-Art aufgriffen, wurden gleichsam zur Chiffre, die das Bemühen des Regimes spiegelte, einerseits die Fortschrittlichkeit des Landes zu betonen und gleichzeitig vorzugeben, auch den indigenen Wurzeln treu zu bleiben. Es überrascht daher auch nicht, dass der Tourismusminister den „Weg der Freundschaft“ ebenfalls

diesem Zweck unterordnete. Er hatte anlässlich der Fußballweltmeisterschaft 1970 in Mexiko niemand Geringeren als die US-amerikanische Schauspielerinnen Raquel Welch ins Spiel gebracht, um eine „futuristische“ Choreografie mit dem „Weg der Freundschaft“ im Hintergrund zu inszenieren, die von CBS im Zuge seiner exklusiven Senderechte im Fernsehen ausgestrahlt wurde.

Laut den Anforderungen, die Goeritz den Künstlern für ihre Arbeiten zum „Weg der Freundschaft“ auferlegte, durften die Plastiken nicht als offenkundige ideologische Stellungnahmen gestaltet werden. Das stand völlig im Einklang mit dem olympischen Geist und passenderweise auch mit der nicht interventionistischen Außenpolitik, zu der sich Mexiko als Reaktion auf den Kalten Krieg entschlossen hatte, während das Land tatsächlich aber immer abhängiger von Nordamerika wurde. Ebenso ermöglichte die offene Übernahme von Abstraktion und nicht gegenständlicher Gestaltung in der Kunst, die 1966 mit der Ausstellung *Confrontación 66* ihren Anfang genommen hatte,¹⁴ dem Regime einen neuen Weg für eine offizielle Kulturpolitik, die es dazu nutzen sollte, bis weit in die 1980er-Jahre ein modernes Bild des Landes zu erzeugen. Gleichzeitig erlaubte dies der herrschenden Klasse, die immer vielfältiger werdende regimekritische Kunst zu ignorieren, die sich derweil in verschiedenen Bereichen der mexikanischen Gesellschaft zunehmend ausbreitete.



2 David Alfaro Siqueiros,
Velocidad (Geschwindigkeit), 1953,
Relief-Wandmalerei auf mehreren
Tafeln, 375 x 960 x 80 cm,
Fassade der Sala de Arte Público
Siqueiros, Mexico City

3 *Salón Independiente*,
Ausstellungsansicht, 1968,
Museo Universitario de Ciencias
y Arte (MUCA), Mexico City

In den 1990er-Jahren waren die Skulpturen entlang des „Wegs der Freundschaft“ genau wie die mexikanische Wirtschaft, das postrevolutionäre politische Regime und einige der einstigen Aushängeschilder des modernen Mexiko – etwa die sozialen Wohnbauprojekte, die die Regierung im Stadtteil Tlatelolco in Mexiko-Stadt realisiert hatte – in einem nahezu irreparablen Zustand des Verfalls.¹⁵

Der *Salón Independiente*

In Opposition zur staatlichen „Kulturolympiade“ kam es zur Gründung des *Salón Independiente*, der aus einer Gruppe regimekritischer Künstler bestand, die vielen verschiedenen Strömungen der zeitgenössischen modernen Kunst mit Einflüssen aus der europäischen Avantgarde und amerikanischen Kunstbewegungen anhängen. Der *Salón Independiente* bekannte sich zu vollkommener Meinungsfreiheit und Internationalismus, jegliche Kunst, die von politischen und kommerziellen Empfehlungen durchdrungen war, wurde zurückgewiesen.

Der *Salón Independiente* war entstanden, nachdem 35 Künstler eine Einladung des Instituto Nacional de Bellas Artes (INBA, Nationalinstitut der Schönen Künste) zur Teilnahme an der *Exposición Solar* ausgeschlagen hatten, die als Teil der offiziellen staatlichen Olympia-Kunstaussstellung im Palacio de Bellas Artes (Palast der Schönen Künste) stattfand, dem prestigeträchtigsten Kulturzentrum des Landes.¹⁶

Die Künstler wandten sich gegen die Struktur der Ausstellung, die in verschiedene Disziplinen unterteilt war – Malerei, Skulptur, Grafik und Aquarell. Sie sahen darin einen Affront gegen die künstlerische Freiheit. Damit vertraten sie einen Grundsatz der modernen und zeitgenössischen Kunst im ästhetischen Diskurs der damaligen Zeit, „die Freiheit, in der eigenen Kunstproduktion jegliche und alle Techniken und Materialien zu verwenden“.¹⁷



In der Tat verfolgte der *Salón Independiente* sehr intensiv aktuelle Trends in Theater, Tanz, Film und Literatur, die ab den 1950er-Jahren die Kunst zu einer Praxis machten, die verknüpft war mit gelebten Erfahrungen vermittelt der Erforschung der Sinne und des Einbezugs von Medien oder Techniken, die sich über die einschränkenden Gesetzmäßigkeiten der Schönen Künste hinwegsetzten. Ein beeindruckendes Beispiel für diesen Trend ist Manuel Felguérez' *Mural de hierro* (Wandbild aus Eisen) an der Fassade des Diana-Kinos (1962). Bemerkenswert sind zudem die konkrete Poesie von Mathias Goeritz, die ephemeren Wandmalereien von José Luis Cuevas in der Zona Rosa (1967), einem Stadtviertel in Mexiko-Stadt, die Happenings von Alejandro Jodorowsky, die er „ephemere Panik“ nannte und an denen Maler wie Lilia Carrillo, Vicente Rojo, Alberto Gironella und Felguérez teilnahmen, wie auch die interdisziplinären Kollaborationen, die Juan José Gurrola ins Leben rief.

Die erste Ausstellung des *Salón Independiente* wurde am 15. Oktober im Centro Cultural Isidro Fabela im Stadtteil San Ángel eröffnet – weniger als zwei Wochen nach dem Massaker in Tlatelolco. Ursprünglich war sie an einem Standort auf dem Campus der Universidad Nacional Autónoma de México (UNAM, Nationale Autonome Universität von Mexiko) in Mexiko-Stadt vorgesehen, die aber als entscheidendes Epizentrum der Studentenbewegung am 18. September von der Armee besetzt worden war.

Die ausgestellten Arbeiten – vorwiegend Gemälde – spiegelten eine große Bandbreite künstlerischer Strömungen und Haltungen: Surrealismus, Pop-Art sowie verschiedene Zweige der abstrakten Malerei. In zwei nachfolgenden Ausstellungen im Museo Universitario de Ciencias y Arte (MUCA) der UNAM erforschte der *Salón Independiente* die Grenzen der bildenden Kunst und wurde zu einem Meilenstein der experimentellen Kunstszene.

Die letzte Ausstellung des *Salón Independiente* (1970/71) zeigte Arbeiten auf so unpräziösen Trägermaterialien wie Karton, Papier und Plastik, in einigen Werken ging es auch um die Einbindung der Besucher. So hatte beispielsweise Philip Ehrenberg, eines der jüngsten Mitglieder des *Salón Independiente*, der auch schon mit der Fluxus-Bewegung in London zusammengearbeitet hatte, zweihundert Postkarten versendet, die die Besucher am Tag der Ausstellungseröffnung wie ein Puzzle zusammensetzen sollten. Das so entstandene Bild machte sich bestimmte Codes der Werbung zunutze, um Kritik an der in Mexiko ausgetragenen Fußballweltmeisterschaft 1970 zu üben.

Wichtiges Ausstellungsforum des *Salón Independiente* war die Galería Pecanins, damals eine der wenigen unabhängigen Galerien in Mexiko, was den Künstlern ermöglichte, zu einer autonomen und sich selbst organisierenden Einheit zu werden und somit auch den Weg zu ebnen für die Entstehung unabhän-



Visuelle Strategien der *Gráfica '68*:

4 Modifikation der offiziellen Logos der XIX. Olympischen Spiele in Mexiko, 1968, Linoleum auf Papier, je 12,5 x 70 cm, Colección Museo Universitario Arte Contemporáneo, UNAM, Entwurf: unbekannt

5 Verwendung eines Plakates mit dem Motiv der blutenden Taube bei einer Demonstration in Mexiko, 1968

giger Kunstgruppierungen, die dann in den 1970er- und 1980er-Jahren eine entscheidende Rolle spielen sollten.

Gráfica '68

Anfang September 1968 verkündete Mexikos Präsident Gustavo Díaz Ordaz, dass seine Regierung Informationen erhalten habe, die beweisen, dass es sich bei der Studentenbewegung um eine „internationale Verschwörung“ handle und sie zu dem Zweck ausgebrütet worden sei, die Olympischen Spiele zu behindern. Er sprach die Warnung aus, dass, wenn nötig, bewaffnete Truppen zum Einsatz kommen würden, um dieser „Bedrohung“ zu begegnen, und schloss: „Wie schwer wiegt der Schaden, den moderne Philosophen der Zerstörung anrichten, die sich allem entgegenstellen und nichts befürworten!“¹⁸ Am 13. September marschierten Studenten, einige mit zugeklebtem Mund, schweigend durch die Straßen und trugen dabei Bilder von Emiliano Zapata und Pancho Villa vor sich her, um die nationalen Wurzeln ihrer Bewegung zu bekunden. Dieser Protestmarsch wurde zum emblematischen Moment der Studentenbewegung.

Die mexikanische Studentenbewegung hat bezeichnenderweise öffentliche Räume besetzt, die bis dahin für Feierlichkeiten vorbehalten waren, die das Regime zu seiner Selbsterhaltung zelebrierte. Die Bewegung, bei der Massen von Menschen auf die Straße drängten, wuchs durch eine Reihe heftiger Aufstände, Demonstrationenmärsche und Sit-ins. Diese Ereignisse wurden begleitet von der grafischen Produktion der Studenten der Escuela Nacional de Artes Plásticas an der UNAM und der Escuela Nacional de Pintura y Escultura (INBA) „La Esmeralda“, die auf die Nachrichtensperre der Regierung reagierten, indem sie Propagandabrigaden einsetzten, die Poster, Schilder und Banner gestalteten und verteilten; dies einzig mit dem Zweck, die Unterstützung der breiten Bevölkerung zu gewinnen.

Die *Gráfica* '68 war ein urbanes Phänomen, das spontan ins Leben gerufen wurde, um den Forderungen der mexikanischen Studentenbewegung Ausdruck zu verleihen.

Zu den leidenschaftlichen Klängen der Musik von Janis Joplin und den Doors entstanden in studentisch organisierten Ateliers am Fließband Banner, Poster und Flyer für die Straße, die mit einer Vielfalt von Materialien und Techniken arbeiteten – etwa Dispersionsfarben, Siebdruck, Mimeografie, Heliogravüre und Offsetdruck. Brigaden enthusiastischer Freiwilliger klebten Fassaden, Laternen und Busse bald buchstäblich zu mit den preiswert herzustellenden Plakaten. Auf diese Weise griffen die Studenten, wenn auch im städtischen Umfeld, auf die Praxis der *Taller de Gráfica Popular* (TGP, Werkstatt der Volksgrafiker) zurück – eines Kunstkollektivs, das bereits 1937 von Leopoldo Méndez gegründet worden war, um seinerzeit revolutionäre soziale Anliegen zu unterstützen.

Die *Gráfica* '68 war ein urbanes Phänomen, das spontan ins Leben gerufen wurde, um den Forderungen der mexikanischen Studentenbewegung Ausdruck zu verleihen. Ihre visuelle Strategie, bei der oft Ikonografien von Bajonetten, Guerillakämpfern oder mundtot gemachten Menschen, Bilder von Ernesto „Che“ Guevara, sorgenvollen Müttern und der Buchstabe V für „Victoria“ (Sieg) Verwendung fanden, richtete sich im Wesentlichen an die breite Masse. Desgleichen setzte sie aber auch anspruchsvollere

Metaphern ein – etwa in Form des Motivs einer blutenden Taube, das die Scheinheiligkeit des herrschenden Regimes durch die bissige Aneignung eines Schlüsselements der Olympischen Spiele entlarven sollte. Solche Strategien kamen recht oft zum Einsatz.

Im Folgejahrzehnt organisierten sich viele Kunststudenten, die die Studentenbewegung unterstützten, in verschiedenen Gruppen. Durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit im öffentlichen Raum weiteten sie die Verbindung von Kunstpraktiken und sozialen Gruppen aus, wobei sie über die Modelle der Muralistenbewegung hinausgingen. Letzten Endes überwand die bildende Kunst, die sich infolge der Ereignisse im Jahr 1968 entwickelte, die Ästhetik der vonseiten des Regimes geförderten „Modernität“, wodurch sich den Künstlern Wege zu einer größeren Autonomie eröffneten, um ihre eigenen Ziele durchzusetzen und eigene Verbindungen zur Gesellschaft zu schaffen.

Aus dem Englischen übersetzt von Christina Bösel und Yvonne Paris

1 Die Studentenbewegung wurde durch verschiedene Ereignisse im Land mobilisiert. Nach brutalen Gewaltexzessen der Polizei, unter anderem gegen rivalisierende High-School-Schüler, kommt es zu Streiks an Schulen und Universitäten. Am 26. Juli organisieren die Studenten eine Demonstration. Der Demonstrationstrupp trifft auf eine Solidaritätskundgebung der mexikanischen Kommunistischen Partei in Erinnerung an die Kubanische Revolution und die Züge vereinigen sich. Wenig später wird die Demonstration gewaltsam von der Polizei unterdrückt, viele Mitglieder der Kommunistischen Partei werden festgenommen. Am 31. Juli stoßen Studenten mit Polizei und Armee zusammen, werfen Steine und Molotowcocktails und errichten Straßenbarrikaden. Schließlich belagert die Armee die Escuela Nacional Preparatoria (die „Nationale Vorbereitungsschule“ zur Erlangung der Hochschulzugangsberechtigung) in Mexiko-Stadt und zerstört das barocke Portal des Gebäudes. Die Studenten bilden einen *Consejo Nacional de Huelga* (CNH; nationaler Streikrat), wobei sie Unterstützung von Teilen der Linken sowie Schriftstellern und Künstlern erhalten. Ihre Forderungen lauten: 1. Freilassung aller politischen Gefangenen; 2. Ausschaltung der Verbrechen gegen die Gesellschaft; 3. Entlassung des Polizeichefs des Bundesdistrikts und seines Stellvertreters; 4. Entschädigung für die Opfer der Repressionen; 5. Auflösung des Grenadierkorps; 6. Bestrafung der für Gewaltakte gegen Studenten verantwortlichen Offiziellen und öffentliche Verhandlungen zwischen den Behörden und den Studenten, um sich dieser Forderungen anzunehmen. 2 Kurz nach dem Massaker von Tlatelolco (*Matanza de Tlatelolco*), das sich in Tlatelolco, einem Stadtteil von Mexiko-Stadt ereignete, gab die Regierung eiligst der mexikanischen und ausländischen Presse die Zahlen der Toten wie folgt bekannt: 26 Tote, 43 Festgenommene und 100 Verletzte. Die britische Tageszeitung „The Guardian“ berichtete damals von 500 Toten, der nationale Streikrat der Studenten von 325 Opfern. In seinem 1979 erschienenen Buch *Posdata* bekräftigte der Schriftsteller Octavio Paz die Richtigkeit der letztgenannten Zahl. Die 1993 zur Untersuchung des Massakers ins Leben gerufene Wahrheitskommission bezifferte die Zahl der Toten mit ungefähr 300. 3 Das Jahr 1958 erlebte heftige Demonstrationen von Universitätsstudenten gegen die Erhöhung der Fahrpreise für öffentliche Transportmittel; mehrere Gewerkschaften, darunter die der Lehrer und Bahnarbeiter, forderten Lohnerhöhungen und Versammlungsfreiheit. Die Regierung schlug brutal zurück. Die Fotografen Héctor García, Enrique Bordes Mangel und Rodrigo Moya haben diese Ereignisse wie auch die Entwicklungen in der Studentenbewegung 1968 mit ihren Kameras dokumentiert. Siehe dazu Alvaro Vázquez Mantecón, *The Dissident Image: Discrepancies to the Modernization Project in Cinema and Photography During the Fifties and Sixties*, in: Rita Eder (Hrsg.), *Desafío a la estabilidad: Procesos artísticos en México/Defying Stability: Artistic Process in Mexico, 1952–1967*, Mexiko-Stadt 2014, S. 335. 4 Die „Kulturolympiade“ fand parallel zu den Sportwettkämpfen statt. Sie sollte das besondere Merkmal der Olympischen Spiele von Mexiko sein und die zeitgenössische Kulturproduktion spiegeln. 5 Der in Deutschland geborene Architekt, Bildhauer, Maler und Autor Mathias Goeritz (1915–1990), der 1949 nach Mexiko ging, wurde von der Universidad de Guadalajara im Bundesstaat Jalisco eingeladen, an der dort neu gegründeten Architekturschule (Escuela de Arquitectura) Kunstgeschichte zu lehren. 6 Bereits 1959, in der Zeit des Kalten Krieges, hatte in Österreich das früheste Skulpturenensymposium stattgefunden – mit dem Ziel, Bildhauer aus aller Welt zusammenzubringen und Frieden, gegenseitiges Verständnis und den Dialog zu befördern. Die Idee für den „Weg der Freundschaft“ tauchte erstmals im Jahr 1965 beim *International Symposium on Sculpture* an der California State University auf. Siehe dazu Jennifer Josten, *Local and International Color in the Architectural and Urban Sculptures by Mathias Goeritz*, in: Eder (Hrsg.) (wie Anm. 3), S. 314. 7 Aus folgenden Ländern beteiligten sich Künstler mit Arbeiten: Mexiko, USA, Uruguay, Schweiz, Belgien, Niederlande, Spanien, Italien, Österreich, Frankreich, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Marokko, Israel, Japan und Australien. Nicht entlang des „Weges“ wurden außerdem Arbeiten von Mathias Goeritz (*La Osa Mayor* auf dem Palacio de los Deportes), Germán Cueto (*Ombre Corriendo* in der Ciudad Universitaria) und Alexander Calder mit (*El Sol Rojo* im Azteca-Stadion) installiert. 8 Siehe dazu Daniel Garza Usabiaga, *Mathias Goeritz y la arquitectura emocional: Una revisión crítica (1952–1968)*, Mexiko-Stadt 2012. 9 Josten (wie Anm. 6), S. 311. 10 Raymundo Ángel Fernández Contreras, *La Ruta de la Amistad en la Olimpiada Cultural México '68*, Masterarbeit, Universidad Nacional Autónoma de México, Mexiko-Stadt 2005, S. 59. 11 Josten (wie Anm. 6), S. 311. 12 Siehe dazu Daniel Garza Usabiaga, *Un nuevo paradigma de arte público: Mathias Goeritz y la escultura monumental urbana en el contexto de la guerra fría*, in: Mathias Goeritz, *El regreso de la serpiente*, Ausst.-Kat. Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofía, Madrid 2014, S. 92–105. 13 Indigene mexikanische Ethnie, deren Siedlungsgebiet in den Bundesstaaten Jalisco und Nayarit, zum kleineren Teil auch in Durango und Zacatecas liegt. 14 Siehe dazu Raquel Tíbol, *Confrontación 66*, in: Ders., *Confrontaciones: Crónica y recuento*, Mexiko-Stadt 1992, S. 33–100. 15 Die Skulpturen werden derzeit von einer Bürgervereinigung restauriert. 16 Die Künstler waren: Rufino Tamayo, Carlos Mérida, Jesús Reyes Ferreira, Gunther Gerzso, Federico Canessi, Leonora Carrington, José Luis Cuevas, Alberto Gironella, Rafael Coronel, Enrique Echeverría, Manuel Felguérez, Jaime Saldivar, José Bartoli, Artemio Sepúlveda, Vicente Rojo, Lilia Carrillo, Antonio Peláez, Amelia Abascal, Francisco Corzas, Fernando García Ponce, Francisco Icaza, Rodolfo Nieto, Kazuya Sakai, Maka, Leonel Góngora, Trinidad Osorio, Roger von Gunten, Arnold Belkin, Luis Jaso, Arnaldo Coen, Iker Larrauri, Myra Landau, Luis Buñuel, Brian Nissen, Felipe Ehrenberg und Gabriel Ramírez. 17 Pilar García de Germenos, *The Salón Independiente: A New Reading*, in: Olivier Debouise (Hrsg.), *La era de las discrepancias: Arte y cultura visual en México/The Age of Discrepancies: Art and Visual Culture in Mexico, 1968–1997*, Ausst.-Kat., Museo Universitario de Ciencias y Artes (MUCA CAMPUS), UNAM, Mexiko-Stadt 2007, S. 49. 18 Ordaz bezog sich damit auf Herbert Marcuse, der Mexiko 1966 besucht hatte, um drei Vorlesungen an der Universidad Nacional Autónoma de México zu halten. Diese wurden später veröffentlicht unter dem Titel *Libertad y agresión en la sociedad tecnológica*, in: Erich Fromm, Irving G. Horowitz, Herbert Marcuse u. a., *La sociedad industrial contemporánea*, Mexiko-Stadt 1968. Siehe auch Jorge Volpi, *La imaginación y el poder: Una historia intelectual de 1968*, Mexiko-Stadt 1998, S. 182.

„Jetzt passiert hier Geschichte“: *Del Tercer Mundo*

*Nun ist die Zeit der Feuer, und nur Licht
soll zu sehen sein.*

José Martí¹

*Black Power bedeutet für uns, dass Schwarze sich
als Teil einer neuen Macht sehen, die manchmal
als Dritte Welt bezeichnet wird.*

Stokely Carmichael²

In den 1960er-Jahren zeigte sich die Dritte Welt langsam auf der Netzhaut der Ersten Welt: Die Kubanische Revolution und die Proteste gegen den Vietnamkrieg wurden zu Symbolen dieses neuen Bewusstseins. Durch diese Ereignisse trat die Dritte Welt mit Nachdruck in die politische Vorstellungswelt der Linken. Sie hörte auf, einfach nur ein weit entfernter Ort zu sein, und wurde zu einem „Projekt“.³ Es war nicht länger die abstrakte Geografie der „dunklen Länder“, mit der man sich solidarisch erklären sollte, sondern der politische Schauplatz von Befreiungskämpfen der „Verdammten dieser Erde“. Das Projekt der Dritten Welt umfasste die Bemühungen – besonders der Trikontinentalen Bewegung –, Strategien, Mittel und Macht zu bündeln,

um gegen den imperialistischen Krieg, der gegen sie geführt wurde, vorzugehen. Man fand in dem internationalistischen Bestreben zusammen, die politische Ordnung und die Teilung der Welt infolge des Kalten Krieges zu umgehen, und versuchte, unerforschte und heterodoxe Wege zur Revolution zu beschreiten. Entgegen der imperialistischen Offensive, ihre Existenz zu leugnen,⁴ erklärte die Dritte Welt ihren antikolonialistischen Feldzug mit dem Ziel, die Geschichte des Südens wieder für sich zu beanspruchen – in einer gemeinschaftlichen Suche nach autonomen Formen von Kommunismus, die außerhalb der politischen Grammatik des Kalten Krieges angesiedelt waren. Sie wollte eine Revolution zu ihren Bedingungen. Ende der 1960er-Jahre eröffnete sich kurzzeitig ein weltumspannender Horizont, der solche „Häresie“ möglich machte.

Vor diesem Hintergrund war das Jahr 1968 weltweit Höhepunkt eines internationalen Aufstands gegen die „nicht hinnehmbare Gegenwart“; ein querlaufender Affront gegen die imperialistische Kriegsführung gegen die Unterdrückten dieser Welt; eine Bewegung, die also weit mehr einschloss als nur den Widerstand der Jugend in den industrialisierten Ländern – worauf sie aber häufig reduziert worden ist.⁵ Die politische Woge aus der Dritten Welt und ihre antiimperialistischen Kämpfe waren eine treibende Kraft, die einem Großteil der 1960er-Revolten gemeinsam war. Nationale Befreiungsbewegungen, *Black*

Power, Bürgerrechtsbewegungen und Studentenproteste rund um den Globus bekundeten ihre Bewunderung und Solidarität für und mit der Bewegung in der Dritten Welt – vielfach identifizierten sie sich damit und machten sie zu eigenen thematischen Brennpunkten. Was die Dritte Welt damals umtrieb, war weder territoriale Zugehörigkeit noch das westliche Konzept des Nationalstaats, sondern ein nationenübergreifender Autonomiehorizont, der konsequenterweise die Beendigung des imperialistischen Kolonialismus bedeutete. Dieser gemeinsame Feind und der Kampf dagegen vereinten die Menschen in aller Welt, machten sie wütend und brachten sie dazu, sich zu erheben und zurückzuschlagen – mit allen denkbaren Mitteln.

*

Am Abend des 9. Januar 1968 wurde in Vedado, einem beliebten Stadtviertel in Havanna, die Ausstellung *Del Tercer Mundo* (Über die Dritte Welt) eröffnet. Hunderte Menschen kamen zu der Vernissage, auf den Bürgersteigen bildeten sich Menschengruppen, die sich um mehrere Häuserblocks zogen.⁶ Die gegen den Imperialismus gerichtete Ausstellung war als filmisches Erlebnis gestaltet; es gab spezielle nächtliche Lichteffekte und Filmmusik, die man auch außerhalb des Ausstellungsortes, des Pabellón Cuba, hören konnte und die die Menschen anlocken sollte.

Das Ankündigungsschild der Ausstellung war auf eine der belebtesten Straßen der Stadt ausgerichtet, allen Habaneros bekannt als „La Rampa“. Aus großen, trichterförmigen Megafonen an der Fassade des Ausstellungsgebäudes schmetterte den Passanten eine Art Werbemelodie entgegen: „Hier wird die Ausstellung zur Dritten Welt präsentiert!“ Wenn man an dem leuchtenden, würfelförmigen Neonschild im begrünten Vorhof des Ausstellungsgebäudes vorbeiblickte, auf dem der Ausstellungstitel zu lesen war, konnte man einen der beiden Löwen sehen, die Teil der Ausstellung waren und die wilde, ungezähmte und „noch nicht ausgebeutete“ Natur und das „Rohmaterial“ der Kolonialgebiete symbolisieren sollten. Gelegentlich konnte man auch einen Blick auf ein Lama erhaschen. Die Tiere waren etwas versteckt in ihren jeweiligen Käfigen unterhalb eines riesigen Ausschnitts von Michelangelos *Erschaffung Adams*. Dieses Straßendiorama, das man im Vorbeigehen vom Gehweg aus wahrnehmen konnte, war nur ein Teil der ersten von

sechs „Zonen“, in die die Ausstellung gegliedert war. Im Gebäude flogen neonfarbene Touristenflugzeuge über die Köpfe der Besucher, und sie bekamen Comicstrips mit Comichelden an den Wänden zu sehen, die ausheckten, wie man die „unterentwickelten“ Länder wohl am besten ihres Öls berauben könnte, einen verfremdeten *Tarzan*-Film, einen „Schreckenstunnele“ zum Thema Verelendung, verschiedene Verbildlichungen des damaligen US-Präsidenten der Vereinigten Staaten, Lyndon B. Johnson, die Ausbreitung des Protests und Guerillakriege. Am Ausgang der Ausstellung war das großformatige Bild einer Vietcong-Kämpferin mit erhobenem Gewehr zu sehen, begleitet von den Worten „zwei, drei, viele Vietnams“. ⁷ Die letzte „Zone“ war konsequenterweise der Revolution gewidmet.

Die Ausstellung war eine der öffentlichen Veranstaltungen im Rahmen des Kulturkongresses von Havanna (CCH), der vom 4. bis 11. Januar 1968 die ganze Stadt in Besitz nahm. Es war ein Treffen von „organischen Intellektuellen“ im Sinne der Definition von Antonio Gramscis Theorie.⁸ Ursprünglich war der Kongress gedacht als Versammlung von Intellektuellen aus der Dritten Welt, nach und nach öffnete er sich aber auch für Gäste, die nicht aus Afrika, Asien oder Lateinamerika kamen.⁹ Die Kongressteilnehmer stammten schließlich aus rund 70 Ländern, unter ihnen Schriftsteller, Künstler, Musiker, Aktivisten, Psychiater, Herausgeber, Philosophen, Ökonomen, Juristen, Wissenschaftler, Ärzte, Techniker, Balletttänzerinnen, Sportlehrer, Studenten, radikale katholische Priester – und sogar ein Prinz.¹⁰

Der Kongress war ein Kulminationspunkt hinsichtlich der Bemühungen der Kubanischen Revolution, eine autonome Linie zu finden, einen undogmatischen Modus Operandi, der häretisch und kritisch gegenüber dem Sowjetmodell war. Er brachte eine große Bandbreite unangepasster, fortschrittlich denkender und heterodoxer Intellektueller zusammen. Der CCH sollte ein internationales Ereignis von höchstem Rang sein und durch die Mittel der Kultur für Kontinuität und Entwicklung sorgen hinsichtlich der Themen, die bereits durch die erste Trikontinentale Konferenz 1966 und die Konferenz der *Organización Latinoamericana de Solidaridad* (OLAS) von 1967 befördert worden waren, die ebenfalls in Havanna stattgefunden hatten. Wie diese und andere damalige Initiativen strebte der CCH danach, verschiedene Gruppierungen zusammenzubringen, die bis dahin selten in einem Raum gesessen hatten:



1 María Berríos und Jakob Jakobsen, *Ausstellungszone Take 1, Scene 2*, Auszug aus der Ausstellungsbroschüre *The Revolution Must Be a School of Unfettered Thought. A Dramatised Echo of the Third World Exhibition and the Cultural Congress of Havana, 1968, 31st Bienal de São Paulo, 2014*, Titelseite

2 *Gruppenarbeit am Ausstellungsmodell*, Ausstellungsbroschüre, S. 2f.

3 *Ausstellungszone 2: Wandcomic*, Ausstellungsbroschüre, S. 24f.

Vertreter der US-amerikanischen *Black-Power*-Bewegung, Befreiungstheologen, Vietcong, lateinamerikanische Guerillakämpfer, afrikanische nationale Befreiungsbewegungen, Feminist_innen, Vertreter der Antipsychotherapiebewegung, vereinzelte Provos sowie skandinavische Situationisten – sogar ein paar in die Jahre gekommene Surrealisten und mit ihnen befreundete Ethnologen.¹¹ Ziel war, die gemeinsamen Probleme der Dritten Welt zu diskutieren und zusammen Lösungen zu entwickeln. Der Kongress war demgemäß ein Versuch, die Kräfte zu vereinen und gemeinsam zu sondieren, wie eine autonome Revolutionskultur aussehen könnte.

Dem CCH wurde entscheidende Bedeutung zugemessen – nicht nur für Kuba, sondern auch für das „Projekt“ der Dritten Welt insgesamt. Er wurde in zwölf Monaten Vorarbeit sorgfältig vorbereitet und organisiert. Die Planung begann unmittelbar nach

dem ersten Aufruf für ein Treffen von Intellektuellen aus der Dritten Welt im Januar 1967 durch Mitglieder des Arbeitskomitees der Casa de las Américas – einer prestigeträchtigen Kulturinstitution, die die Kubanische Revolution hervorgebracht hatte, um die Zusammenarbeit zwischen lateinamerikanischen Schriftstellern und Künstlern zu fördern. Nur wenige Monate vor der Eröffnung des CCH erweiterte man das Konzept, um auch Intellektuelle aus dem Westen miteinzuschließen, die das Dritte-Welt-Projekt unterstützten.

Als der Rahmen der Veranstaltung sich ausweitete, wurde die Organisation auf das Bildungsministerium übertragen. Unermüdlich schrieben kubanische Intellektuelle an Genossen in aller Welt, um nach neuen Stimmen zu suchen, die einen Beitrag leisten könnten. Eine der bemerkenswertesten Initiativen war das zehntägige „Vorbereitungsseminar“, an dem fast 15.000 Kubaner vom 25. Oktober bis zum 2. No-

2



3



vember 1967 teilnahmen. In dem Seminar diskutierte man die Hauptthemen, die während des CCH im Fokus stehen sollten, dazu wurden fünf Kommissionen gebildet: 1. Kultur und nationale Unabhängigkeit, 2. Das ganzheitliche Wachstum der Menschheit, 3. Die Verantwortung der Intellektuellen hinsichtlich der Probleme der unterentwickelten Welt, 4. Kultur und Massenmedien, 5. Probleme des künstlerischen Schaffens, des wissenschaftlichen und technischen Arbeitens.¹²

Das Vorbereitungsseminar fand kurz nach dem Tod von Ernesto „Che“ Guevara am 9. Oktober 1967 statt, der einen schweren Verlust für Kuba und einen Schlag für die radikale politische Linke weltweit bedeutete. Der Mord an Che trug dazu bei, seine Aura als Universalheld der Revolution weiter zu mystifizieren. Die Staatstrauer, die auf die Nachricht seines Todes folgte, bremste die beharrlichen Anstrengun-

gen und Ambitionen der Kubaner hinsichtlich des CCH jedoch nicht aus. Die in die Vorbereitungen des Kongresses gesteckte Energie nahm sogar noch zu, und er wurde eine Angelegenheit von nationalem Interesse: Weit entfernt davon, eine institutionelle akademische Veranstaltung zu sein, sollte es sich um ein revolutionäres Event handeln, darauf ausgerichtet, die Impulse und die Kraft aus Ches Vermächtnis fruchtbar einzusetzen. So sahen die Kubaner dem Kongress voller Erwartung entgegen.

Seit dem Triumph der Revolution erhielt in Kuba jedes Jahr einen eigenen Namen. 1968 sollte das „Jahr des heldenhaften Guerillakämpfers“ werden, und es wurde vom Kulturkongress in Havanna eingeläutet.

Schon im Dezember 1967 war ein Großteil der über tausend internationalen Gäste des CCH in Havanna angereist.¹³ Die Stadt wurde ganz von dem Ereignis vereinnahmt. Delegierte und Journalisten

Die politische Woge aus der Dritten Welt und ihre antiimperialistischen Kämpfe waren eine treibende Kraft, die einem Großteil der 1960er-Revolten gemeinsam war.

stapften durch Havanna und versuchten einen Eindruck davon zu bekommen, wie sich der Revolutionsalltag anfühlte. Reklametafeln, Plakate, die Lokalpresse und Radiostationen dienten als Plattformen, um den Kongress zu bewerben und die Öffentlichkeit auf die internationalen Besucher einzustimmen. Das Instituto del Libro veröffentlichte Bücher der Delegierten sowie klassische Literatur zum Kolonialismus und zur Dritten Welt. Eine spezielle Bibliothek zur Dritten Welt, die bereits im Rahmen des Vorbereitungsseminars zum Kongress eingerichtet worden war, wurde allen Besuchern zugänglich gemacht in einem Lesesaal, in dem auch lokale und internationale Presse auslag und der eigens im „Hotel Habana Libre“ eingerichtet wurde, wo die CCH-Delegierten untergebracht waren.¹⁴ Filme von Delegierten wurden in den Kinos der Stadt gezeigt, und es gab Sondervorführungen im ICAIC (Instituto Cubano del Arte e Industria Cinematográfica), im Hotel „Habana Libre“ waren lateinamerikanische Wochenschauen zu sehen.

Zu den öffentlichen Veranstaltungen des Kongresses zählten auch Theater-, Tanz- und Musikvorführungen. Viele der Gäste nahmen auf ihre ganz eigene Weise am Kongress teil. Der dänische Künstler Asger Jorn etwa ließ recht bald die förmlichen Diskussionen links liegen und verbrachte seine Zeit

damit, die Wände der Casa de los Manuscritos de Revolución mit Wandgemälden zu schmücken. Joyce Mansour, eine in Paris lebende ägyptische Dichterin, behauptete, ihr bedeutendster Beitrag zum Kongress sei gewesen, den mexikanischen Muralisten David Alfaro Siqueiros so fest in den Hintern getreten zu haben, dass er zu Boden ging.¹⁵ Als dieser versuchte, wieder auf die Füße zu kommen, zeterte sie laut los, damit alle Anwesenden hören konnten, dass sie ihn im Namen Trotzki getreten hatte – wengleich andere Gäste sich erinnern konnten, dass sie auch noch Breton erwähnte.¹⁶

Selbst in dieser pulsierenden Atmosphäre ragte die Dritte-Welt-Ausstellung heraus und begeisterte einheimische wie internationale Besucher. Die „New York Times“ verkündete am Tag nach der Vernissage: „Havanna spottet in einer psychedelischen Ausstellung über die USA [...]. Eine ‚kulturelle‘ Ausstellung öffnete heute ihre Türen für die Besucher. Sie präsentiert mittels Pop-Art, psychedelischer Effekte und anderer moderner audiovisueller Techniken eine brachiale ‚anti-imperialistische‘ Sicht auf die Vereinigten Staaten.“¹⁷ Im Gegensatz dazu hieß es in der Broschüre, die als Ausstellungskatalog diente und in spanischer, englischer und französischer Sprache – den offiziellen Kongresssprachen – veröffentlicht

wurde: „Diese Ausstellung spiegelt keine vollständige Geschichte von Asien, Afrika und Lateinamerika und kann dies auch gar nicht sein. Sie zielt darauf ab, die grundlegendsten Probleme der drei Kontinente zu beleuchten. In den letzten zwanzig Jahren seit der Bandung-Konferenz¹⁸ gab es ein Phänomen, das einen so großen Eindruck auf diese Hälfte des Jahrhunderts gemacht hat wie die Oktoberrevolution auf die vorangegangene Hälfte: der Befreiungskampf der Menschen aus der Dritten Welt, der ein Kampf gegen den Kolonialismus ist, gegen Neo-Kolonialismus und gegen Imperialismus. Es sind die imperialistischen Länder, die dem Vorschub leisteten, was man heute euphemistisch Unterentwicklung nennt.“¹⁹

Die Ausstellung *Del Tercer Mundo* war in diesem Sinne gewissermaßen die Materialisierung dessen, wofür der CCH ursprünglich ins Leben gerufen worden war: die gemeinsamen Probleme der Dritten Welt aus der Perspektive der Dritten Welt zu definieren. So war auch die wenig überraschende Behauptung der US-Medien, dass sich die Ausstellung um die Vereinigten Staaten drehe, nicht komplett falsch, da der US-amerikanische Imperialismus in der Ausstellung auf vielfältige Weise thematisiert wurde: Lyndon B. Johnson, US-amerikanische multinationale Konzerne und vom CIA geförderte „Kulturinitiativen“ standen dabei im Fokus. Die Vereinigten Staaten wurden als Protagonist unter den „Unterentwicklern“²⁰ dargestellt. Doch, wie eine lokale zeitgenössische Kritik konstatierte, lag das größte Verdienst der Ausstellung darin, dass sie ganz entschieden die Dritte Welt selbst verkörperte – „ohne Geschrei, sondern in Gestalt von Fotografien, Comics, lebenden Tieren, Explosionen, kapitalistischer Handelspropaganda, Filmen, Diashows, Fotomontagen und dreidimensionalen Elementen“.²¹

Die Gestaltung der Ausstellung selbst hatte einen sehr experimentellen, komplexen, interdisziplinären und multimedialen Charakter, der ausdrücklich vom Kino inspiriert war.²² Das stand mehr oder weniger im Einklang mit den Anstrengungen der Kubanischen Revolution, eine Filmindustrie zu entwickeln: Man sah den Film als integralen Teil der Revolutionsbestrebungen an und als wichtiges Werkzeug für eine radikale Pädagogik. Offenkundig von filmischen Verfahren inspiriert, war *Del Tercer Mundo* eine Ausstellung, die selbst als Film fungieren sollte. Der Filmregisseur Héctor Veitía erinnert sich: „Es war nicht nur eine Schau von Gegenständen, sondern ein Konzept – mit Anfang, Mitte und Ende. Wir hatten ein Narrativ, das eher ein Drehbuch war als eine Ausstellung im konventionellen Sinne.“²³ Der Plot war die Geschichte der Dritten Welt und ihrer anticolonialistischen und antiimperialistischen Bestrebungen und Revolutionen. Ein Soundtrack begleitete die Besucher durch die Ausstellungsräume – auf dem Weg durch die sechs „Zonen“, die die unvollendete Erzählung der Dritten Welt darstellten. Es gab vier verschiedene Musikstücke, die in einer Endlosschleife liefen, so programmiert, dass sie sich nicht überlagerten; der Sound war maßgeblich geprägt von filmischen Geräuscheffekten und anderen Quellen.

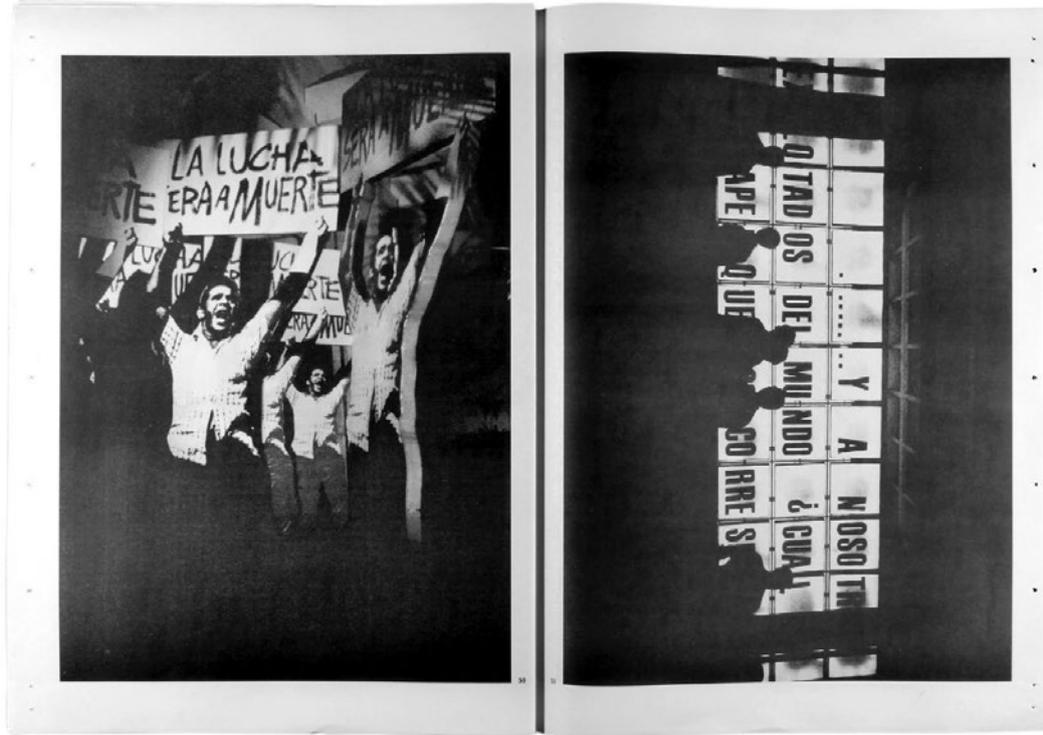
Wie auch bei Filmproduktionen waren viele Personen an der Planung und Erstellung der Ausstellung beteiligt, doch dies war als kollektiver Prozess konzipiert, realisiert von einer Gruppe „junger Künstler“, deren verschiedene, selbst festgelegte Rollen sich häufig überschneiden. Wie Rebeca Chávez, die damals 22-jährige „Drehbuchautorin“, im Rückblick bemerkte, war der Arbeitsprozess „wie ein Erlernen des Herdenlebens“.²⁴ Zur Hochzeit

der Projektvorbereitungen waren über hundert Leute involviert – einschließlich Elektrikern, Tontechnikern, Fotografen, Tischlern, Designern, Architekten, Modellbauern und Bauhandwerkern. Das spiegelte den Versuch, das klassischerweise elitäre Format der Ausstellung zu einem Erlebnis für alle zu machen. Kubanische Bauern, Arbeiter, Studenten oder Hausfrauen sollten sich in gleicher Weise angesprochen fühlen wie namhafte Intellektuelle, die von weither zum Kongress anreisten. Der Ansatz schloss jeden und alles mit ein, der oder das verfügbar war: Imperialistische Medien wurden durchforstet, um Bilder zu finden, die man für die Zwecke der Ausstellung verwenden konnte. Auch Rebeca Chávez blätterte durch das „Time Magazine“ und andere „Gringo“-Hochglanzmagazine, um Material für die Ausstellung zu finden. Ein Schnappschuss von damals zeigt sie, wie sie auf ihrem Bett im „Hotel Nacional“, wo sie, während der Vorbereitung der Ausstellung wohnte, den „Playboy“ liest – ein ziemlich ungewöhnliches Bild, denkt man an die gängigen Darstellungen junger Revoluzzer des sozialistischen Realismus.

Im Instituto Cubano del Arte e Industria Cinematográfica, einer der ersten Kulturinstitutionen, die unmittelbar nach dem Triumph der Revolution ins Leben gerufen wurden, wollte man Filme produzieren, die genauso avantgardistisch und revolutionär sein sollten wie die Revolution.²⁵ Auch das Kollektiv hinter der Ausstellung *Del Tercer Mundo* glaubte nicht nur daran, die Sprache der Museografie voranbringen zu können, sondern auch daran, dass das Ausstellungsformat gesprengt werden müsse; die Ausstellung sollte mittels der auf der Straße gesprochenen Sprache auf die Straße hinausquellen. Demgemäß wurde auch Michelangelos *Erschaffung Adams* nicht als Reminiszenz an die Hochkultur gezeigt, sondern als ein berühmtes Bild, das die Menschen „kennen und mögen“. Für die Ausstellungsmacher bedeutete das, dass es ihnen gehörte und nicht den Wärtern der Sixtinischen Kapelle oder denen, die genug Geld hatten, um nach Europa zu reisen und es sich anzusehen. Den gigantischen Pop-Ausschnitt von Michelangelos Fresko konnte man mit samt seinen blinkenden Lichtern schon von Weitem sehen. Die Menschen sollten sich gleich eingeladen fühlen, sodass sie, ohne nachzudenken, in die Ausstellung spazierten, die abends geöffnet war, damit auch Studenten und Arbeiter auf ihrem Nachhauseweg vorbeischaun konnten – so, wie sie sonst eben ins Kino gingen.

Die Ausstellung *Del Tercer Mundo* sollte mittels der auf der Straße gesprochenen Sprache auf die Straße hinausquellen.

Die Architektur des Pabellón Cuba war perfekt in das Ausstellungsnarrativ eingebunden. Als einer der ersten Bauten der revolutionären Moderne war er ein durchlässiges Gebäude – halb Garten, halb Haus –, dem man sich mittels eines kurvenreichen Pfads unter Palmen und kleinen Wasserläufen näherte, die sich durch die Topografie des zur Straße hin gelegenen Areals zogen. Es war das Setting für die erste „Zone“ der Ausstellung: die „Erschaffung“ einer überbordenden „jungfräulichen“ Natur in den (ehemaligen) Kolonien, einschließlich der dort heimischen Tiere (symbolisiert von den beiden Löwen und dem Lama – Leihgaben des städtischen Zoos). Hier wurde eine Natur präsentiert, die der Ausbeutung und dem Vorteil der Kolonialisten zugänglich gemacht worden war, und das stellte eine Art von „tropischer-Camp“-Version der Völkerschauen bei den Weltausstellungen dar. Die daran anschließende zweite Zone handelte vom touristischen Bild der Dritten Welt. Ein wandhoher Comicstrip in einem Leuchtkasten zeigte, wie Superman (mit einem „ESSO“-Logo auf seiner in Lycra gehüllten Brust), Dagobert Duck und andere



4 María Berríos und Jakob Jakobsen, links: *Ausstellungszone 4: Protestplakat*, rechts: *Ausstellungsfinale*, Auszug aus der Ausstellungsbroschüre *The Revolution Must Be a School of Unfettered Thought. A Dramatised Echo of the Third World Exhibition and the Cultural Congress of Havana 1968, 31st Bienal de São Paulo*, 2014, S. 31f.

beliebte Comic-Helden darüber stritten, wie sie – natürlich untereinander – die Bodenschätze aufteilen sollten, die sie in der Dritten Welt erbeuten würden. Die zweite Zone endete mit dem Zusammenschnitt eines *Tarzan*-Films, der rückwärts und vorwärts lief und in dem die schwarzen „Eingeborenen“, die der König des Dschungels ausfindig gemacht hatte, sich anscheinend miteinander verbündeten, um den weißen Mann zum Rückzug zwingen. Die dritte Zone bestand aus einem „Schreckenstunnel“, der Hunger und Elend verbildlichte. Auf die Wände des Tunnels war ein vergrößertes Foto aus dem „Life“-Magazin, das ein verhungertes Kind zeigte, vielfach projiziert, Neonbeleuchtung steigerte seine gespenstische Wirkung zusätzlich. In der Mitte des Tunnels schalteten sich plötzlich eine Wurlitzer Jukebox und Leuchtschilder ein, die die Grellheit der Konsumwelt nachahmten: Überentwicklung dringt plötzlich in das serialisierte Elend ein, um davon abzulenken. An den Tunnel schloss sich die vierte Zone an: Protest. Dort stand wieder die Serialisierung einer Figur im Fokus – diesmal allerdings in Form einer dreidimensionalen Vervielfachung einer Person, die ihre Faust emporreckt und ein Plakat hält mit der Aufschrift „Der Kampf wird bis in den Tod fortgeführt“. In der fünften Zone folgte die Antwort auf den Imperialismus: ein Raum, der der „Allianz für den Fortschritt“ gewidmet war, einschließlich einer Liste von durch die CIA finanzierten Organisationen, die „Hilfe“ anbieten. An der Decke sah man erneut eine Adaption von Michelangelos *Erschaffung Adams*, in der sich

der brüllende Löwe im berühmten Metro-Goldwyn-Mayer-Logo in den damaligen US-Präsidenten Lyndon B. Johnson verwandelte, sich dadurch selbst neu erschaffend – eine Pop-Dialektik imperialistischer Reproduktion.

Die sechste und letzte Zone der Ausstellung war die Antwort der Dritten Welt: der revolutionäre Kampf. Sie eröffnete mit einem Stop-Motion-Film mit US-amerikanischen Spezialeinheiten, die die Hütten von Bauern bombardieren, und Guerillakämpfern, die zurückschlagen. Alberto Kordas weltbekannte Fotografie von Che Guevara, oder besser gesagt 36 Abzüge davon, waren im Stil einer Spielshow in drei Reihen von Leuchtkästen angeordnet, die sich drehten und so den Satz enthüllten: „Und was ist die Rolle von uns, den Ausgebeuteten dieser Welt?“ Den Soundtrack dazu lieferten hämmernde Schlagzeugbeats und Maschinengewehrsalven.

*

In seinen Worten zum Abschluss des Kulturkongresses in Havanna bezeichnete Fidel Castro diesen als ein „Vietnam in der Kultur“. Zudem äußerte er die bekannten Worte, dass der Marxismus sich wie eine „revolutionäre Kraft“ geben müsse – und nicht wie „eine pseudorevolutionäre Kirche“. Viele überraschte es daher sehr, als Fidel nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen unter Führung der Sowjetunion 1968 in Prag seine Unterstützung ebenjener „Kirche“²⁶ ankündigte. Es war der Anfang der sogenannten grauen Jahre der Revolution, und das Vermächtnis des Kongresses trat in den Hintergrund; einige sagen, es wurde sogar ausgelöscht, andere, dass er einfach in Vergessenheit geriet. Dennoch setzte der Kongress für diejenigen, die daran teilgenommen hatten, ein Zeichen: Er war der Höhepunkt einer kurzen Ära „herrlicher Respektlosigkeit und Verwegenheit“ innerhalb der Revolution – und innerhalb der Bewegung der Dritten Welt. Für die Kubaner und die ausländischen Delegierten, die am Kongress teilnahmen, liegt sein Wert gar nicht so sehr in den öffentlichen Diskussionen oder Beschlüssen, sondern in den Erfahrungen, die sie in ihren Begegnungen gemacht haben – mit der Revolution als auch miteinander. *Del Tercer Mundo* war ein überzeugender Schritt hin zu der Vorstellung, wie eine revolutionäre Kultur aussehen könnte, und so behielten die Menschen die Ausstellung auch in Erinnerung.²⁷ Sie speiste sich aus der kubanischen Pop-Art und bewegte sich von dort weiter, wobei sie nicht nur die eigene Geschichte wieder für sich beanspruchte, sondern auch deutlich machte, dass alle Waffen, die beim antikolonialistischen Kampf dienlich sein könnten, ihre Daseinsberechtigung hatten.

Die Ausstellung hinterließ nachhaltigen Eindruck; so besuchte etwa der französische Filmregisseur Jean-Luc Godard Havanna nach dem Kongress. Während einer Pressekonferenz am Instituto Cubano del Arte e Industria Cinematográfica antwortete er auf die Frage, welcher sein kubanischer Lieblingsfilm sei: „Die Dritte-Welt-Ausstellung.“ Aber der Grund, warum die jungen Revolutionäre den Film als Leitlinie der Ausstellung gewählt hatten, war ihr Wunsch, „die Kunst selbst als Dekolonialisierung einzusetzen“. Es ging ihnen nicht um die Anerkennung der Experten, sondern einfach darum, ihre eigenen Erfahrungen zurückzuerobern – die der Dritten Welt, und zwar für die in ihr lebenden Menschen: „Wir sind nicht länger die Zombies der Geschichte.“²⁸

Die Ausstellung *Del Tercer Mundo* drehte sich nicht um die Zerstörung der Kunst, sondern um ihre Neugestaltung; und zwar nicht in Form wertvoller Objekte, die wie in einem Mausoleum bewacht werden müssen, sondern in der Schaffung neuer Objekte, die man nicht besitzen kann und die jeder für sich beanspruchen kann. Das funktionierte. In den ersten beiden Wochen sahen über 100.000 Besucher die Ausstellung. „Sie war für jedermann, und jedermann kam.“²⁹

Aus dem Englischen übersetzt von Christina Bösel und Yvonne Paris

Dieser Essay basiert auf Recherchen der Autorin gemeinsam mit Jakob Jakobsen im Rahmen des Ausstellungsprojekts und der Publikation *The Revolution Must be a School of Unfettered Thought*, das erstmals bei der 31. Biennale von São Paulo 2014 gezeigt wurde. Die Überschrift des Essays – „Jetzt passiert hier Geschichte“ – zitiert den Abschlussatz der Intervention des kubanischen Dichters Edmundo Desnoes beim Kulturkongress in Havanna 1968.

1 José Julián Martí y Pérez (1853–1895), kubanischer Schriftsteller und Poet, Symbolfigur für den Befreiungskampf des Landes, 1895 beteiligt am Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien, in dem er fiel. Martí setzte sich auch für die Rechte der indigenen Bevölkerung Lateinamerikas ein [d. Red.]. **2** Stokely Carmichael (1941–1998), US-amerikanischer Bürgerrechtler, der nach der Ermordung Martin Luther Kings zum Guerillakampf aufrief. Seine Schrift *Black Power. The Politics of Liberation* (mit Charles V. Hamilton, 1967) wurde eines der wichtigsten Werke der Schwarzenbewegung [d. Red.]. **3** „Die Dritte Welt war kein Platz, sondern ein Projekt“ ist die These der bedeutendsten neueren Arbeit zu diesem Thema. Siehe Vijay Prashad, *The Darker Nations: A People's History of the Third World*, New York 2007, S. XV. **4** Ein eindrückliches Beispiel dieser Offensive findet sich in einem der bekanntesten Zitate von Henry Kissinger, aus dem Jahr 1969: „Vom Süden kann nichts Wichtiges kommen. Was im Süden passiert, war geschichtlich noch nie von Bedeutung.“ **5** Für eine nachdrückliche Demontage der Auffassung, beim Mai 1968 habe es sich um einen Generationenkonflikt gehandelt, womit er von der internationalen Solidarität mit der Bewegung der Dritten Welt und dem Vietnamkrieg isoliert wurde, siehe Kristin Ross, *May 1968 and its Afterlives*, Chicago 2010. **6** Die über 250.000 Besucher, die die Ausstellung in den drei Monaten ihrer Laufzeit sahen, sollten sie auf die Karte der frühen „globalen Ausstellungen“ setzen – auch als Gegenmodell zu den internationalen Ausstellungen, die die (ehemaligen) Kolonien durch das repräsentierten, was sie für westliche Augen so attraktiv machte. **7** Das Zitat stammt aus Che Guevaras *Message to the Tricontinental* (Erstveröffentlichung am 16.04.1967). Das Beispiel Vietnams anführend, das „die größte aller imperialistischen Mächte in ihren Eingeweiden die Verletzungen“ spüren ließ, „die ihr ein armes, unterentwickeltes Land zugefügt hat“, argumentierte Che, dass auch die Taktik aller anderen „Ausgebeuteten der Welt“ in Afrika, Asien und insbesondere Lateinamerika sein sollte, „eine anhaltende und harte Attacke an allen Fronten zu starten, wo die Konfrontation stattfindet“. Siehe *Message to the Tricontinental*, Che Guevara Internet Archive, 1999. Online abrufbar unter: www.marxists.org/archive/guevara/1967/04/16.htm **8** Nach Gramscis politischer Theorie schafft sich jede Klasse eigene Intellektuelle durch Spezialisierung und Funktionsteilung im gesellschaftlichen Reproduktionszusammenhang. Demgemäß gab es eine explizite Aufforderung, „das Konzept der intellektuellen Arbeit zu erweitern“ auf Wissenschaftler und Künstler jeden Gebiets, aber auch auf Athleten, Lehrer, Nichtfachleute sämtlicher Branchen und, natürlich, Revolutionskämpfer. Siehe Osvaldo Dorticos, *Clausura del seminario preparatorio para el Congreso Cultural de la Habana*, in: *Revolución y Cultura*, Nr. 3, 30. November 1967, S. 2. **9** Die OLAS (die erste Konferenz der „Lateinamerikanischen Organisation für Solidarität“) fand im August 1967 statt. Auch Stokely Carmichael nahm daran als prominenter Gast teil. Sein Besuch markierte eine merkliche Bewusstseinsverschiebung innerhalb der kubanischen Kulturgeschichte, eine Anerkennung der Afroamerikaner als Zugehörige zur Dritten Welt. Carmichael sagte bei der Konferenz: „Unsere Leute bilden eine Kolonie innerhalb der Vereinigten Staaten, und ihr seid Kolonien außerhalb der Vereinigten Staaten“, zitiert nach Stokely Carmichael/Ekwueme Michael Thelwell, *Ready for Revolution: The Life and Struggles of Stokely Carmichael (Kwame Ture)*, New York 2003, S. 590. **10** Prinz Norodom Ranariddh, der zweitälteste Sohn von Norodom Sihanouk, König von Kambodscha von 1941 bis 1955 und später von 1993 bis 2004. **11** Auch in anderen internationalen Initiativen mit unterschiedlicher Ausrichtung dokumentierten sich die Spuren vieler, die beim CCH als Delegierte fungierten. Darunter die *Dialectics of Liberation* (London, 1967), die *Operation Truth* (Santiago de Chile, 1971) und die *Russell Tribunals* (auch *Vietnam War Crimes Tribunals* genannt, 1967 in Roskilde, Dänemark, und in Stockholm) sowie in den 1970er-Jahren in Rom gegen die lateinamerikanischen Diktaturen. **12** Für eine Beschreibung der Diskussionen, die innerhalb der Kommissionen stattfanden, siehe Rebecca Gordon-Nesbitt, *To Defend the Revolution*

Is to Defend Culture: The Cultural Policy of the Cuban Revolution, Chicago 2015. Für einen Überblick zu den Präsentationen der Delegierten und den Abschlussberichten der Kommission siehe Irwin Silber (Hrsg.), *Voices of National Liberation: The Revolutionary Ideology of the "Third World" as Expressed by Intellectuals and Artists at the Cultural Congress of Havana*, January 1968, Brooklyn/New York 1970. **13** Zu der Teilnehmerzahl gab es unterschiedliche Angaben; von „über tausend“ sprach eine Ausgabe des „Cuba magazine“, die sich auf die Anzahl der internationalen Journalisten und Delegierten insgesamt bezog. Die unterschiedlichen Angaben rühren auch daher, dass die Teilnehmer vielfach als Journalisten anreisten – viele US-Amerikaner taten das, um eine Reisegenehmigung zu erhalten –, aber dann als Delegierte am Kongress teilnahmen. Das traf z. B. auch zu für die US-amerikanischen feministischen Lyrikerinnen Margaret Randall, Herausgeberin der zweisprachigen Vierteljahresschrift „El Corno Emplumado/The Plumed Horn“, und Susan Sherman, Herausgeberin des Magazins „KON“. **14** Alle 25 Stockwerke und 630 Zimmer waren für den Kongress reserviert. In den ersten drei Stockwerken waren Gemeinschafts- und Sonderräume für verschiedene Veranstaltungsangebote eingerichtet wie auch Büros für den Kongress Die Journalisten, die über den Kongress berichteten, waren im benachbarten „Hotel Nacional“ untergebracht. **15** Die Anekdote ist sehr bekannt, mehrere Quellen geben sie wieder, z. B. Lisandro Otero, *Llover sobre mojado: una reflexión personal de la historia*, Madrid 1999, S. 116. **16** Siqueiros erhielt für den Mordanschlag auf Leo Trotzki im Jahr 1940, als jener sich im mexikanischen Exil aufhielt, eine Haftstrafe. Bei einem nur wenige Monate später erfolgten Anschlag wurde Trotzki getötet; über eine Beteiligung von Siqueiros daran ist nichts bekannt. **17** Juan de Onís, *Havana Derides U.S. in a Psychedelic Exhibition*, in: *New York Times* vom 10. Januar 1968, S. 3. **18** Erste Afro-Asiatische Konferenz vom 18. bis zum 24. April 1955 in Bandung (Indonesien), auf der die teilnehmenden afrikanischen und asiatischen Länder erstmals die Selbstbezeichnung „Dritte Welt“ entwickelten. **19** *Del Tercer Mundo*, Ausst.-Kat., Congreso Cultural de la Habana, Havana 1968. **20** Roberto Fernández Retamar behauptet, dass er während des CCH erfolglos versucht habe, den Begriff „Unterentwickler“ („underdevelopers“) anstelle von „Erste Welt“ durchzusetzen. Roberto Fernández Retamar im Interview mit der Autorin, Havanna, März 2014. Siehe auch Silber (Hrsg.) (wie Anm. 12), S. 177–181. **21** *Una respuesta para mil preguntas*, in: *Revista Cuba*, Januar 1968, S. 19. **22** Obwohl die Ausstellung beträchtlichen Widerhall bei anderen radikalen Ausstellungen der Zeit fand, waren sie nicht in gleicher Form daran interessiert, ein „erweitertes Kino“ zu erschaffen oder mittels medialer Technologien in die Interaktion mit der Öffentlichkeit zu treten. Für ein eindrückliches zeitgenössisches Beispiel aus Venezuela siehe Gabriela Rangel, *Imagen de Caracas: Contradidáctica para la integración de los artes*, 7. November 2016. Online abrufbar unter: www.coleccioncineros.org/es/editorial/statements/imagen-de-caracas-contradidactica-para-la-integración-de-las-artes **23** Héctor Veitia, „Tonmeister“ der Ausstellung, im Interview mit der Autorin, Havanna, März 2014. **24** Rebeca Chávez, „Drehbuchautorin“ der Ausstellung, im Interview mit der Autorin, Havanna, März 2014. **25** Diese Ambitionen des ICAIC im Hinblick auf das Kino standen im Kontrast zum Tenor in den anderen Medien, etwa Massenmedien wie die Zeitung „Granma“, die, als offizielle Tageszeitung der Kommunistischen Partei [...] den Feind USA mit übertriebenen Adjektiven zeichnete. Es gab überhaupt keine Nuancen. Langweilige Reden von Parteisoldaten wurden ödes Wort für ödes Wort abgedruckt.“ Margaret Randall, *To Change the World: My Years in Cuba*, New Brunswick/New Jersey 2009, S. 29. **26** Castro wandte sich in seiner Rede zum Abschluss des Kongresses in einer ideologischen Attacke gegen die Dogmatik des Marxismus in der Sowjetunion, worauf er mit dieser Metapher anspielte [d. Red.]. **27** Eine der interessantesten und ausführlichsten Schilderungen der Ausstellung ist die des Intellektuellen Andrew Salkey, der von der Ausstellung tief beeindruckt war. Siehe Andrew Salkey, *Havana Journal*, Harmondsworth 1971. **28** Der Satz stammt von dem Dichter und haitianischen Intellektuellen René Depestre, der im Vorbereitungscommittee für den CCH arbeitete. Depestre äußerte ihn im Anschluss an seine Feststellung, dass „[u]nser Hauptanliegen bei diesem Kulturkongress von Havanna darin liegt, zu bestimmen, auf welcher konkreten Basis wir gemeinsame Aktionen zur vollständigen Dekolonialisierung der verschiedenen Kulturen der Dritten Welt durchführen würden.“ Siehe René Depestre in Silber (Hrsg.) (wie Anm. 12), S. 111. **29** Veitia (wie Anm. 22).

Mein Achtundsechzig und so weiter

Was von 68 an ablief, ist eine Geschichte des Protestes, der Verweigerung, der Revolte, eines neuen Lebensstils und Zusammenseins. Meine eigene Geschichte „gegen den gegenwärtigen Zustand der Dinge“ hatte anfangs, ganz am Anfang, eine andere Adresse, eine falsche, wenn man den geschichtlichen Ausgang betrachtet. Im „Jungvolk“ zu sein, der Organisation der NSDAP für die Jungen zwischen zehn und 14 Jahren, hätte mir schon gefallen. Man war in Gesellschaft Gleichaltriger, hatte eine schöne Uniform – und sogar noch einen kleinen Dolch an der Koppel. Wir spielten Schlachten zwischen Römern und Germanen in den Resten des Hadrianswalls im Odenwald nach, spielten Fußball, machten Ausflüge, sangen aus voller Kehle Lieder, die verherrlichten und berauschten. Und besonders wichtig: Man marschierte zusammen durch die Ortschaft, vornweg die Musikgruppe, die Anwohner standen am Fenster und am Straßenrand und lächelten (oder grinsten). Man glaubte auch noch, ein Ideal zu besitzen.

Was aber hatte ein kleiner italienischer Bub im „Jungvolk“ zu suchen? Das Schicksal wollte es so. Papa leistete seinen Militärdienst in der königlich-italienischen Armee, die Mama, die Schwester und ich verbrachten die Ferien in Bayern. Wir galten als Verbündete der Deutschen und waren daher gern gesehene Gäste. Aber dann kam das Jahr 1943 und der 8. September und wir wurden zu Feinden, schlimmer noch, zu Verrätern: nicht mehr erwünscht und daher

vom Gauleiter in einer wunderschönen fränkischen Stadt unter Hausarrest gestellt. Dort mussten wir dann bis 1946 bleiben. Bei Kriegsende rollten die amerikanischen Panzer auf der Landstraße ein. Überall waren Waffen, die die Wehrmacht zurückgelassen hatte. Mit den Älteren ergatterten wir ein Maschinengewehr und zielten, im Wald versteckt, auf den Zug der Panzer, der gerade vorbeikam. Wir mussten doch die Ehre Deutschlands verteidigen, glaubten wir.

Aber ich hatte auch einen ganz persönlichen Grund für diesen Unfug. Es war Ende 1944 und ich besuchte die 2. Klasse der Mittelschule. Jeden zweiten Tag wurde unser Ort bombardiert und beschossen, obwohl wir eine kleine Gemeinde waren, aber vielleicht strategisch wichtig, weil es hier eine Brücke über den Main gab. Der „Volkssturm“ war einberufen worden, der letzte Versuch Hitlers, die noch übrig gebliebene männliche Bevölkerung zwischen 14 und 65 Jahren zu mobilisieren. Alle „waffenfähigen“ Männer mussten losmarschieren, manchmal nur mit einem Spaten über der Schulter, als sei es ihre Waffe. Der leicht versponnene Milchhändler marschierte los, der glatzköpfige Buchhändler mit seinem dicken Bauch, die Kameraden von der Oberschule. Wir Jüngeren, die wir dageblieben waren, hatten das Verschwinden des Zivilschutzes auszubügeln. Immer, wenn die Luftschutzsirenen heulten und alle in die Luftschutzkeller oder Keller liefen,

mussten wir zum Treffpunkt des „Jungvolks“ laufen, uns dort sammeln und dann los, um Brände zu löschen, Verletzte zu bergen und Trümmer von der Straße zu räumen. Es gab eine Flüchtlingssiedlung, wo Menschen aus dem zerstörten Köln untergebracht waren, in Baracken auf der anderen Seite des Flusses. An jenem verfluchten Nachmittag konnte man schon von Weitem den Rauch sehen, der von den Baracken aufstieg. Überall lagen leblose Körper, Pferde mit zerfetzten Bäuchen, viele Baracken waren zu Asche zerfallen. Da entdeckte ich einen meiner Klassenkameraden: Er lag ausgestreckt vor einem kleinen Holzhaus. So viele Menschen lagen da, aber man hörte kein Schluchzen, kein Jammern. Nur das Dröhnen der Flieger, die kamen und sich wieder entfernten. Mein Freund trug kurze Hosen, seine Augen starrten nach oben zum Himmel, seine Beine waren abgeknickt, seine Eingeweide auf der Wiese verstreut. Ich dachte an ihn, als wir den Abzug des Gewehrs betätigten und auf die amerikanischen Panzer schossen.

Ich brauchte Zeit, um mich von diesen Bildern und Geschehnissen damals zu lösen. In Italien sollte mir meine Zugehörigkeit zum „Jungvolk“ später eine Menge Schmähungen und böartige Unterstellungen eintragen. Ich glaube, der eigentliche Wendepunkt war der, als ich Ende der 1950er-Jahre meinen Militärdienst bei den *Bersaglieri* leistete, deren Truppen einst schon mit ihrem Marsch durch die Porta Pia die italienische Einheit herbeigeführt hatten. Dort schloss ich eine unvergessliche Freundschaft mit Marcello, Panzergrenadier, Student der Architektur und Kommunist. Der Machtmissbrauch, die Borniertheit des etablierten politischen Systems und seine starr autoritäre Hierarchie veranlassten mich, meine Weltsicht zu ändern.

Weitere Anstöße zur Ablehnung des Kapitalismus gaben mir – radikal hinsichtlich bestehender Moralvorschriften und die Zerstörung gewisser Tabus – das *Swinging London* und die sogenannte Hippiebewegung der 1960er-Jahre. Ich hielt mich damals in London auf, weil ich eine Ausschreibung von Radio BBC World Service gewonnen hatte. Meine Neigung, Nein zu sagen, vielleicht von den Chromosomen herrührend, vielleicht aber auch von den Schlägen meiner Mutter, bekam einen politischen Impetus, als ich anfang, als Korrespondent in London für eine linke Tageszeitung in Rom zu arbeiten, die mit größter Unverfrorenheit das christdemokratische „Königreich“ Italien und diejenigen Mächte jenseits des Atlantiks anging, die Vietnam und dessen Bevölkerung zerfetzen wollten.

Drastische und für mich einschneidende Prägungen ergaben sich aus meinen drei Missionen als Kriegsberichterstatte für verschiedene italienische Zeitungen: 1967 in Palästina, als ich im Sechstagekrieg sah, wie Bauerndörfer niedergebrannt wurden; in Nordirland, als ich sah, wie damals noch friedfertige, aber ausgehungerte und diskriminierte republikanische Arbeiter demonstrierten und von der unionistischen Polizei und faschistischen Banden massakriert, dann von der Polizei Ihrer Majestät erschossen wurden; in Eritrea, wo seit Beginn der 1960er-Jahre ein ganzes Volk für seine Befreiung vom äthiopischen Imperialismus kämpfte und ich mit ihnen zusammen marschierte, zwischen den Flammen und den Bomben und den für einen Bissen Fleisch abgeschossenen Gazellen.

Bei der Rückkehr aus dem nordirischen Derry noch ziemlich aufgedreht, ging ich in Rom in das Konzert eines gewissen Pino Masi. Es handelte sich um den Sänger von *Lotta Continua*, der ersten und größten revolutionären Organisation in Italien, in jener Phase, in der Student_innen, Arbeiter_innen

und Frauen dachten, es sei an der Zeit, den roten Faden des Partisanenkampfes gegen den Nazifaschismus wieder aufzunehmen, ebenso gegen das kapitalistische Establishment und den Imperialismus. Und es war die Musik, die der Zaubertrank war, die mich alle Instrumente in meinem Inneren spielen ließ. *Lotta Continua* war – abgesehen von vielen schönen Dingen und vielem Unsinn – der Motor einer alternativen Kultur. Mehr als andere Gruppen produzierte sie Kultur, Literatur, Kunst, Musik, Kino, Lieder, die – wie es in den herrlichen Zeiten passiert, in denen Geschichte sich radikal ändert – davon erzählten, was gerade geschah, von den Leiden, von den Hoffnungen ... Ihre Anhänger_innen stellten klar, wer die Guten und wer die Bösen sind, schossen ein Feuerwerk an Ideen und Gefühlen ab. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Ich arbeitete dann eine Zeit lang als Chronist der „Paese Sera“, einer linksorientierten Tageszeitung, die mich, wohl weil man mir wenig politische Beachtung schenkte, zu den Kundgebungen der Student_innen und Arbeiter_innen von 68 schickte, also in den turbulentesten, später sehr blutrünstigen Jahren des ersten Protests. Nach und nach ergab es sich, dass ich nicht dorthin ging, um einfach festzuhalten, was auf den Demonstrationen, Kundgebungen, Versammlungen in den Universitäten, auf den Barrikaden, zwischen der Polizeigewalt und der immer massiveren Antwort der Bevölkerung geschah, sondern vielmehr, um dabei zu sein, mitzumachen, alles nachzuvollziehen, mich mit den anwesenden Vertreter_innen der Bewegung anzufreunden und sie nach Hause einzuladen, denn mein Status als Journalist schützte sie, wenn das Netzwerk der Polizei Jagd auf sie machte. Dies hatte unausweichliche Auswirkungen auf meine Berichterstattung, die allmählich weniger nüchtern, weniger distanziert und immer solidarischer mit denen wurde, die gaben und wenig bekamen, auch wenn sie alle Gründe der Welt hatten, das Gegenteil zu tun in diesem sklerotischen System, korrupt und autokratisch, von der Familie bis hin zur Arbeit, von der Schule bis in die Fabrik.

Das aber gefiel meiner Zeitung nicht so ganz. Die Kommunistische Partei Italiens, auf deren Initiative das Blatt gegründet worden war und die zunächst daran gedacht hatte, die Protestbewegung einer ganzen Generation – mit der Elite der italienischen und der internationalen Intelligenz an ihrer Seite – zu unterstützen, nahm auf einmal zur Kenntnis, dass ihr die Angelegenheit aus den Fingern glitt. Die Ziele

der Bewegung waren Lichtjahre weiter als die der Partei, und es drohte etwas links von der KP Italiens zu entstehen – das konnte keine Kommunistische Partei tolerieren. Kurzum: Die KPI wurde unser Feind, „die Bürokraten und Revisionisten, die dem Kapital als Wachhunde dienen“. Vor dem Sitz der Parteizentrale in Rom, in der Via delle Botteghe Oscure, spazierte man vorbei und erging sich in Hohn und Spott auf den Parteisekretär und sang: „be-be-be-Berlinguer“.

Es gab die Arbeiter aus dem Süden, die gestern noch Bauern gewesen waren, denen man ihr Eigentum weggenommen hatte, stranguliert von der Mafia und dem Staat, und die in den Baracken am Rande der Werksgebiete von Fiat oder Pirelli eingepfercht waren. Es gab die Student_innen, die ein Bildungssystem und Ausbildungsmethoden zur Diskussion stellten, die unverändert vom Faschismus, schlimmer noch, von den Bourbonen, noch schlimmer, vom Haus Savoyen übernommen worden waren – so wie auch die gesamte staatliche Verwaltung Mussolinis unverändert übernommen worden war. Es gab die Frauen, die den Kampf mit dem Patriarchat aufnahmen, das ihren Anteil in der Öffentlichkeit, der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Politik auf weniger als ein Drittel im Vergleich zu den Männern reduzierte. Es gab eine Umwelt, die zu einem Weideplatz für Spekulanten, Zementgießer und Verschmutzer verkommen war.

Es gab die Peripherien der Ausgestoßenen, vertrieben aus den Bergen, vom Land, vom Meer und schließlich auch aus der Stadt – die Stadt, die sie aufrief, doch zufrieden zu sein, billige Arbeitskräfte zu liefern, als noch alles gut lief. Der gefeierte Boom der 1960er-Jahre hatte einen Kreis von Privatiers, Parasiten und schlaun Geschäftemachern mit kurzem Atem nach oben gewirbelt.

Und es gab die jungen Frauen und Männer, die die Priester, die Unauflösbarkeit der Ehe, die Verbrechen aus Ehre, die Keuschheit, den Besitzanspruch der Kirche auf den eigenen Körper, die Väter und Gatten als Padrone, Aberglauben, Heuchelei verschiedenster Art und die Masturbation im Kopf hinter sich ließen und gemeinsam zu Bewusstsein kamen, zur Entmystifizierung und Versachlichung der Gefühle übergingen – von der Melasse zu einem guten Wein.

Für mich ergab sich natürlicherweise mein Weggang vom „Paese Sera“ hin zur freiberuflichen Tätigkeit und zu dem, was man ein wenig narzisstisch, aber voller Überzeugung „Berufsrevolutionär“ nannte:



1 Fulvio Grimaldi bei den Dreharbeiten zu seinem Film *Entweder die Troika oder das Leben – Epizentrum Süden* in Mittelitalien, 2017, Foto: Roberto Cherubini

das politische Engagement als Vollzeittätigkeit. Ich engagierte mich in der *Lotta Continua* und schrieb für Zeitungen oder Radiobeiträge. Tausend Blumen blühten damals, man musste nur auch die Unmäßigkeiten, die Leidenschaften, die Wutausbrüche und die Übertreibungen akzeptieren, die ich auch vom Zeitgeist dieses Jahrzehnts einsog. Ein Jahrzehnt, das die dritte Wiederauferstehung Italiens bedeutete, nach der nationalen Einheit und der Befreiung vom Nazifaschismus. Das blieb an mir hängen und hält anscheinend meine Synapsen zusammen – eine Barrikade gegen die Zeit und den Rückwärtsstrom.

Im Vergleich zu anderen antagonistischen Organisationen seinerzeit in Europa, den marxistischen, leninistischen, maoistischen, anarchistischen, trotzkistischen und hippiemäßigen, war *Lotta Continua* diejenige mit der zahlenmäßig größten Anhängerschaft, aber auch die vielseitigste und kreativste mit einem unerhörten, überaus lebendigen Mischmasch aus dem Marxismus der Grundrisse, der Frankfurter Schule, den Gedanken zu einem Befreiungskampf der „Dritten Welt“ von Frantz Fanon und Malcolm X und dem Spontaneismus. Dies führte dazu, die politische Aktion über die traditionellen Grenzen des Kampfes der Arbeiterklasse hinaus zu führen. Das Subproletariat auf dem Land und an den Peripherien der Städte, die Obdachlosen, die Häuser besetzten, die Häftlinge, die Soldaten, die ihren Militärdienst leisteten, sogar die Polizisten – sie alle wurden miteinbezogen. „Nehmen wir uns die Stadt!“ Die Intervention weitete sich von der Fabrik, der Schule und der Universität auf die Welt aus. „Nehmen wir uns die Stadt!“ beinhaltete Studien, Analysen und Mobilisierungsstrategien aus einem 360-Grad-Blickwinkel zu allen Problematiken des urbanen Lebens. Man argumentierte mit Antonio Gramscis Begriffen von den „Kasematten“, die zu erobern seien.

Ich arbeitete Vollzeit in der Abteilung Außenpolitik der gleichnamigen Tageszeitung von *Lotta Continua*. Und angesichts meines Lebenslaufes, meiner internationalen Erfahrungen und Sprachkenntnisse wurde ich dahin und dorthin geschickt, zum Bürgerkrieg in den Libanon, zu den Unruhen

Was von 68 an ablief, ist eine Geschichte des Protests, der Verweigerung, der Revolte, eines neuen Lebensstils und Zusammenseins.

in Nordirland, in die Auslandsbüros. Und ich berichtete darüber in Artikeln, Büchern und Dokumentarfilmen. Auch aus Frankfurt am Main, von wo aus eine Zelle von uns gemeinsam mit deutschen Gruppierungen bei den Arbeitskämpfen Zehntausender italienischer und anderer ausländischer Arbeiter_innen in den Fabriken im Rheinland und an der Ruhr politisch intervenierte. In Rom wohnte ich in der Altstadt, in Trastevere, in der Nähe der Redaktion unserer Zeitung. So kam es vor, dass man mich öfters fragte, ob ich nicht jemanden bei mir aufnehmen könne, der im Austausch mit den ausländischen Genoss_innen vorbeigekommen war, um unsere Organisation zu besuchen. Und viele kamen, sie sangen abends (wir hatten eine Gruppe gebildet, die revolutionäre Lieder verfasste, und posaunten sie überall herum), aßen, schliefen und machten Liebe. Niemand, der den Abwasch oder die Betten gemacht hätte. Damals lief mir auch ein nicht sehr angenehmer, aber sehr von sich überzeugter Daniel Cohn-Bendit über den Weg, „der rote Danny“ (die roten Haare blieben, aber schnell legte er das politische Rot wieder radikal ab). Ich erinnere mich, wie er Haschischplätzchen kaute und Marihuanatee trank.

Wir erwarben uns viel Sympathie bei Intellektuellen, auch im Ausland. Sie unterstützten uns, indem sie uns Bilder schenkten, Konzerte veranstalteten, auf Tagungen das Wort ergriffen, und durch Spenden. Mit einem von ihnen, den wir besonders schätzten, blieben wir über viele Jahre freundschaftlich verbunden, einem der größten amerikanischen Schriftsteller und sarkastischen Kritiker der Degeneration der Yankees: Gore Vidal.

Ich traf zu einer Sternstunde wieder im nordirischen Derry ein, zwischen 1971 und 1972, zu einem Zeitpunkt, als der zivile Widerstand der katholischen Republikaner unter der repressiven Gewalt gerade ein wenig energischer wurde. Die IRA war wieder aufgetaucht, und wir von *Lotta Continua* waren auf ihrer Seite. Geradezu berausende Augenblicke, der Rauswurf aus dem Ghetto von Derry, unter dem Zorn des Volkes und der Molotow, die englischen Besatzer und die Konstituierung des „Free Derry“, im Wettstreit mit dem „Free Belfast“, kleine Reproduktionen der Pariser Kommune. Dramatische Momente, der Blutsonntag, „Bloody Sunday“, am 30. Januar 1972. Eine friedliche Demonstration für die *Civil Rights*, mit den Menschen aus dem Ghetto: 20.000 Frauen, Männer, Kinder, von hinten angegriffen, offensichtlich auf Befehl Londons, vom 1. Fallschirmbataillon Ihrer Majestät. Kaltblütig ermordeten sie 14 Menschen und verletzten Dutzende. Ich war der einzige ausländische Journalist vor Ort, fotografierte und nahm auf Tonband auf, was nichts anderes war als eine außergesetzliche Exekution unschuldiger, unbewaffneter Menschen. Die gesamte Presse, die anlässlich der Demonstration gekommen war, wurde von den Barrieren der britischen Armee in großer Entfernung zurückgehalten. Als armer Chronist, der schon im Ghetto wohnte, fand ich mich auf der richtigen Seite wieder. Es war ein Scoop.

Mit dieser bösartigen Provokation verfolgte London die Absicht, den zivilen Konflikt in einen bewaffneten zu verwandeln. Man zählte darauf, ihn im Handumdrehen zu gewinnen. Aber die IRA wuchs, hatte hinter sich die gesamte Minderheit, und dieser



2 Renato Guttuso, *Maggio 1968 – Giornale Murale 1968* (Mai 1968 – Wandzeitung 1968), Öl auf Karton und Leinwand, 280 x 480 cm, Ludwig Forum für Internationale Kunst Aachen, Schenkung der Peter und Irene Ludwig Stiftung

echte, wirklich antikolonialistische Krieg, der letzte in Europa, dauerte bis 1998. In jenem Jahr kam eine Übereinkunft zustande, die eine Niederlage bedeutete: das „Karfreitagsabkommen“, unterschrieben von Gerry Adams, den ich als Kommandanten der IRA kennengelernt hatte. Die historische Organisation des irischen Widerstands akzeptierte den Waffenstillstand, die Vereinbarung zugunsten einer Provinzregierung der sechs Grafschaften unter dem Schutz Londons und die Abgabe der Waffen. Letztere wurde von den paramilitärischen protestantisch-unionistischen Organisationen nicht verlangt.

Meine Fotos und Tonaufnahmen dieser halben Stunde des Massakers waren ein Material, das die Verantwortlichen mit dem Rücken zur Wand gestellt hätte. Das englische Kommando gab über Funk den Befehl, mich auf jede erdenkliche Weise festzunehmen und mir alles wegzunehmen, was ich bei mir trug. Jungen der IRA, die die Übertragung aufgefangen hatten, nahmen mich unter ihre Fittiche, versteckten mich im Herzen des Ghettos und brachten mich noch in derselben Nacht über Schleichwege, die nur sie wussten, in die Republik Irland. Dort, in Dublin, konnte ich am nächsten Morgen dem Fernsehen, dem Radio und der Presse meine Bilder und die aufgezeichneten Stimmen der Wahrheit zukommen lassen. Wahrheit, die sich in den Ausführungen des Kommandanten vor Ort in den Übertragungen der britischen Sender inzwischen folgendermaßen anhörte: „Unsere Abteilung in Derry war gezwungen auf einen Hinterhalt der IRA zu reagieren, die von den Dächern auf uns geschossen hat. Es gab einige Opfer.“ Ich wurde

mir ein für alle Mal darüber klar, dass es sich bei den Medien, die solche Nachrichten verbreiteten, um die größten Meister der Fake News handelte. Darüber handeln meine Bücher *Ein Vietnam in Europa* und *Blood in the streets* sowie ein Dokumentarfilm, den mir Marco Ferreri schnitt und den *Lotta Continua* verbreitete. Alle Dokumente, die von den verschiedenen Polizeibehörden beschlagnahmt wurden, sind verschwunden.

1972 wurde Mario Calabresi, Polizeikommissar in Mailand, der es auf die Anarchisten und die gesamte Bewegung in diesen Jahren abgesehen hatte und den die Gegenöffentlichkeit für den Tod des Anarchisten Giuseppe Pinelli verantwortlich machte, ermordet. Adriano Sofri bezeichnete den Mord in einem Leitartikel in der „Lotta Continua“ als „Volksjustiz“. Das rief das Entsetzen von Adele Cambria hervor, damals verantwortliche Direktorin der Zeitung, und sie trat von ihrem Posten zurück. Als ihr Nachfolger übernahm ich die verantwortliche Leitung und wurde mit Anzeigen und Prozessen bombardiert. Jedoch nicht aufgrund dessen, was die Zeitung druckte, und genauso wenig wegen meiner eigenen Artikel über Palästina, Irland, Vietnam, die antikolonialistischen Kämpfe und Kuba – sondern wegen der Spinnereien auf Plakaten, Flugblättern und Wandzeitungen, die gedankenlose und unverantwortliche Genoss_innen in Umlauf brachten und auf denen sie dazu aufriefen, den Industriellen Gianni Agnelli aufzuhängen, auf Polizeioffiziere zu schießen oder die amerikanische Botschaft anzuzünden.

Der Berg der strafrechtlichen Anzeigen wuchs in eine solche Höhe, dass an einem bestimmten Punkt, Anfang 1973, der Haftbefehl in der Luft lag. Den Direktor der Zeitung „Potere Operaio“ hatte man bereits festgenommen. Man hielt es für richtig, mich für eine Zeit von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Ich war bis 1975 weg. Zuerst in London, in familiärer Umgebung, später in Brüssel. Dort sicherte ich mir das Überleben – ich hatte auch eine Gefährtin und einen kleinen Sohn – durch eine Anstellung als Übersetzer bei der Europäischen Kommission. Es gab nicht die geringste Suche nach einem Flüchtling!

In London gab es keine mit der *Lotta Continua* vergleichbare Organisation. Also gründeten meine Gefährtin und ich zusammen mit verschiedenen politisch aktiven Auswanderern, überwiegend aus Italien und Spanien, „Fight On“: *Lotta Continua* in Großbritannien. Wir waren rund 30 Leute und erfahrener als die Engländer darin, etwas zu „knacken“,

und wir hatten eine zehnmal größere Wirkung. Unser Stadtteil, Ladbroke Grove, der an Notting Hill grenzt, bestand aus Armen, Einwanderern und Hausbesetzern – und alle waren ganz jung. Der primitive Drucker der anarchistischen Genoss_innen wurde glühend heiß. Wir organisierten Hausbesetzungen, Stadtteilversammlungen, bei denen Themen wie Steuern, Transportwesen, Unterdrückung, Kolonialismus, Diskriminierung und Imperialismus diskutiert wurden. Wir bildeten eine Gesangsgruppe und übersetzten unsere Lieder ins Englische. Es war uns nie klar, ob die entgeisterten Gesichter unseres Publikums auf der Straße Staunen, Bewunderung oder Bestürzung ausdrückten.

Wir legten Dutzende Kilometer zurück, um auch noch in Dagenham, der größten Ford-Automobilfabrik in England, Flugblätter zu verteilen. Und wenn es so schien, als würde die *Special Branch*, eine Sondereinheit der britischen Polizei, die sich um die politisch Widerspenstigen kümmert, über alles andere hinwegsehen – unser Eindringen in einen strategisch so wichtigen Bereich aber kündigte ziemlichen Ärger an. Ein Spitzel wies uns auf den Ringelreigen verdächtiger Elemente vor unserer (besetzten) Behausung hin. Eine drückende Atmosphäre. Die kleine „Heilige Familie“ hatte gerade noch Zeit, ihre Siebensachen zu packen und das nächste Fährschiff nach Ostende zu nehmen, als wir vom Eindringen der *Special Branch* in unsere bereits verlassene Wohnung erfuhren. Uiiii!

Es muss wohl Mitte 1975 gewesen sein, als dieser berüchtigte Haftbefehl gegen mich als den verantwortlichen Leiter der Tageszeitung „Lotta Continua“ zurückgenommen wurde. Nicht für lange. Es war die Zeit, als sich bereits der Nebel einer selbstmörderischen Militarisierung der Bewegung verbreitet hatte, völlig anachronistisch und zusammenhangslos. Offensichtlich induziert und manipuliert, also jenseits eines zumindest ehrenhaften Handlangerdienstes, der sich nur verirrt hat.

Im Jahr 1977 tauchten neue Formen einer Organisation der radikalen Opposition auf: die Stadtindianer (*Indiani Metropolitan*), Situationisten und Maschinenstürmer, ein wenig verspätetes Swinging London, ein wenig Sioux aus dem Kino – und die *Autonomia Operaia*, Erbin der vorausgegangenen *Potere Operaio*, *Avanguardia Operaia*, *Lotta Continua* und anderer Gruppierungen, verschwommen, derber und mit einem ideologisch kaum zu klassifizierenden Guru, dem Philosophen Toni Negri aus Padua.

Wir organisierten Hausbesetzungen, Stadtteilversammlungen, bei denen Themen wie Steuern, Transportwesen, Unterdrückung, Kolonialismus, Diskriminierung und Imperialismus diskutiert wurden.

Und dann waren da noch die durchaus ansehnlichen Reste unverbesserlicher *Lotta-Continua*-Leute. Unter ihnen meine Wenigkeit. Der Höhepunkt dieser Phase, die sich noch über Jahre hinzog und immer solipsistischere und masturbatorischere Ergebnisse brachte, war für mich der Hinauswurf von Luciano Lama, Sekretär der wichtigsten italienischen Gewerkschaft, der CGIL, aus der Universität, wo er versucht hatte, anstelle des Unipersonals, das sich im Kampf befand, seine eigenen Leute unterzubringen.

Diese Zeiten waren längst vorbei. Die Zeiten, in denen neue Rechte erstritten wurden, sich durchgesetzt hatten. Die Gewerkschaft CGIL, schon immer der Transmissionsriemen für die linken Parteien, war wieder auf ihre überkommenen Bräuche ausgewichen und präsentierte sich, objektiv gesehen, als politische Kraft der Normalisierung. Sie hatte die Tollkühnheit, eine Kundgebung auf dem Platz vor der größten Universität Italiens abzuhalten, der Sapienza in Rom, schon immer eine Hochburg der radikalen Linken. Nur für einen kurzen Augenblick hatte sie die Möglichkeit, sich mit der klassischen Rhetorik vieler Gewerkschaftler, einem Phrasendreschen, dem Herzen Luft zu machen. Dann begann das Tohuwabohu, die Stadtindianer vorneweg, alle anderen hinterher – die Rednerbühne vernichtet, Luciano Lama, von seinen Leibwächtern umringt, in wilder Flucht. Ich weiß nicht, ob es berechtigt war, aber ich war damals sehr zufrieden damit. Und auch jetzt noch.

Am 12. Mai 1977 fanden große Kundgebungen von uns allen statt, damit meine ich diejenigen, die 68 politisch geboren waren, im Valle Giulia, an der Sapienza, bei Mirafiori, Pirelli und San Basilio. Anlass war der Jahrestag des Scheidungsreferendums von 1974, aber es war zugleich ein Protest gegen die Regierung Andreotti, gegen einen Regierungschef, der viel von der Mafia wusste. Es war auch mein Geburtstag. In der Zone um den Campo dei Fiori in Rom griff uns die Polizei brutal an. Grundlos. Der Befehl

war, auszumerzen, was von einer gerechten und respektablen Massenbewegung übrig geblieben war, und alles auf den Zusammenstoß zwischen Staat und bewaffneter Partei zu reduzieren, „die bleierne Zeit“ einzuläuten. Ein wenig wie Anfang der 1970er-Jahre in Derry.

Die Zusammenstöße hielten den ganzen Nachmittag an, bis in die späte Nacht. Auf dem Campo dei Fiori erwischte mich ein Tränengasgeschoss, das auf meinem Knie abprallte. Ich schaffte es, mich bis zum Tiber zu schleppen, Richtung Wohnung. Die Garibaldi-Brücke war eine Art Schanze geworden. Auf der Seite von Trastevere hatten sich die Demonstranten wieder versammelt, auf der gegenüberliegenden Seite die Polizei, die Carabinieri und eine Neuheit: die „Falken“ (*Falchi*). Es handelt sich um als Demonstranten verkleidete Polizisten – mit der Erlaubnis, zu schießen. Und zu töten. Und sie schossen. Und sie töteten. Giordiana Masi, 17 Jahre alt, an der Auffahrt zur Brücke. Vierzig Jahre sind seither vergangen, der Mörder ist immer noch unbekannt. Das Polizeipräsidium gab den Autonomen die Schuld. Aber ich war nur einige Meter von Giordiana weg und ich schwöre, auf unserer Seite gab es niemanden, der geschossen hätte. Manche warfen Steine und Molotowcocktails. Schluss.

Mit meinem Knie, am nächsten Tag zu einer Melone geschwollen, musste ich die Krankenhäuser meiden, die von der Polizei durchstreift wurden. Ich ließ mich von einem Urologen untersuchen, er war auch ein Genosse, Giorgio Alpi. Giorgio empfahl mir, sofort zu verschwinden. Und so kam ich in den Jemen. Für 18 Monate. Ein wunderschönes Land. Mit dem großartigen Präsidenten-Dichter und Nasser-Anhänger Ibrahim al-Hamdi schloss ich Freundschaft. Wir befragten uns gegenseitig über die jeweiligen Revolutionen und unsere literarischen Vorlieben. Im Oktober 1977 wurde al-Hamdi bei einem von den Saudis organisierten Militärputsch getötet. Ich berichtete als Korrespondent für verschiedene Zeitungen und konnte so Teile des Mittleren Orients, in denen ich noch nie zuvor war, kennenlernen. Dekolonialisierte Länder, denen ihre Selbstbestimmung später nicht gegeben wurde: Irak, Sudan und Syrien. Nach dem Sturz von al-Hamdi wurde ich vom General der Putschisten zur Persona ingrata erklärt und ausgewiesen. Ich kehrte nach Rom zurück. Alles ruhig.

Aber in der Tiefe hatte sich etwas geändert. Man war vom Rot zum Rosa übergegangen. Die Stadtindianer waren aufgetaucht, und der Schwerpunkt hatte

sich vom revolutionären, militanten Kampf zur Veränderung der Welt dahingehend verschoben, doch irgendwie die Welt zu genießen. Die Härte in der Auseinandersetzung war den bewaffneten Gruppen überlassen worden, die anfangs aus der naiven Überzeugung entstanden waren, dass sich aus der Massenbewegung heraus der bewaffnete Kampf entwickeln müsse, aber dann schnell und massiv vom Staat infiltriert worden waren, der mit seiner vollständigen Konsolidierung begonnen hatte, von seinen Geheimdiensten und jenen Mächten, die immer schon Pate und Herr des Landes gewesen waren. Eine Wendung, die beispielhaft in der Entführung und Ermordung von Aldo Moro, der Gegenüberstellung „Linksextremisten – Rechtsextremisten“ und der „Strategie der Spannung“ des Staates zu sehen war.

Die Luft war raus. Die Leitung von Lotta Continua, ein Clan, der sich um den „charismatischen“ Adriano Sofri versammelte, dem als Auftraggeber für die Ermordung von Mario Calabresi der Prozess gemacht wurde, gab Fersengeld – gleichgültig gegenüber Dutzenden von Genoss_innen, die von der Polizei oder den Faschisten der verschiedenen Organisationen, die unter der Leitung der Geheimdienste standen, niedergemäht wurden; gleichgültig einer ganzen Generation gegenüber, die ohne Richtung, ohne Projekt, ohne Zukunft zurückgelassen wurde.

Nachdem sich die Organisation *Lotta Continua* im Verlauf eines erinnerungswürdigen Kongresses in Rimini im November 1976 formell aufgelöst hatte, stellten sich Sofri und der Clan um ihn erst unter den Schutz der Radikalen Partei von Marco Panella, zutiefst proatlantisch und proisraelisch, um dann in die wichtigsten Mainstream-Medien des Regimes einzuheiraten. Dort bekamen sie ausreichend Platz zur Verfügung gestellt und Vergütungen, so wie es jene erwartet, die dem triumphierenden Establishment durch die Schande ihrer Reue und ihres Seitenwechsels Freude machen.

Drei Persönlichkeiten standen einmal an der Spitze der größten revolutionären Organisation Europas: Adriano Sofri, der nach einer unendlichen Serie von Prozessen im Fall Calabresi zu 20 Jahren Haft verurteilt wurde, aber sehr viel früher wieder freikam, um zum Eierkopf des neuen amerikanischen Kurses und zum Spitzenkolumnisten der Tageszeitung „La Repubblica“ emporzusteigen; Giorgio Pietrostefani, auch er wurde zu Haft verurteilt, jedoch in Abwesenheit, er lebt in aller Ruhe in Paris, wo er etliche Jahre die Luftflotte von Mimmo Cardella

verwaltete, eines Kriminellen, der nach Nicaragua geflüchtet war und dann verstarb und der eine „Gemeinschaft Drogensüchtiger“ in Trapani leitete, um seine schmutzigen Geschäfte mit Drogen und Abfallstoffen zu verschleiern; Mauro Rostagno, der Führer der Bewegung und ein wenig ein Maschinenstürmer, verantwortlich für den Übergang vom eisernen Leninismus zur orangefarbenen Psychedelik, der schließlich Mitglied der Gruppe von Cardella in Trapani war, wo er ermordet wurde: gemäß einigen Ermittlern wegen Streitigkeiten innerhalb der kriminellen Gruppe, gemäß anderen, die sich in der Verhandlung durchsetzten, weil er durch seine Kommentare in einem privaten Radiosender die Mafia gegen sich aufgebracht hatte.

Der Lebenslauf dieser Männer und auch der anderer aus dem ursprünglichen Clan der Leiterriege der *Lotta Continua*, die von einer Seite des Mondes auf die andere, die dunkle, wechselten, entspricht nicht, ja widerspricht sogar, dem Zehntausender Jugendlicher und einer geringeren Zahl von Jugendlichen, die – oft über mehr als zehn Jahre hinweg – einen Gutteil ihres Lebens dem alltäglichen Engagement und dem Eintreten für eine andere Welt als die jetzige mit ihrer Mittelmäßigkeit, Korruption und ihrem Machtmissbrauch gewidmet haben. Viele verloren Arbeitsplatz, Studium, Haus und Familie. Das Leben ging in andere Richtungen. Vielleicht haben sie vieles falsch gemacht, aber sie taten auch Erhabenes, vorher nie Gesehenes. Und im Unterschied zu dem, was man heute sieht, wenn man sich um 360 Grad dreht – sie glaubten daran. Es ist nicht statthaft, dass die Geschichte ihre Noblesse, ihr Opfer, ihren Selbstmord besudelt – nur wegen der erbärmlichen Geschichte eines Clans von Opportunisten.

Auch weil dieses Jahrzehnt das beste, ehrenhafteste und lebendigste der trostlosen Geschichte der Republik bleibt, im Guten wie im unvermeidlich Schlechten der Idioten und Provokateure. Und wie ich schon sagte, es knüpft perfekt an die Höhepunkte der Wiedergeburt des Landes an, vom Risorgimento zur Befreiung durch die Partisanen. Wenn in der dramatischen Trostlosigkeit einer Gegenwart der moralischen, intellektuellen und gesellschaftlichen Zerrüttung jemals wieder ein Bewusstsein für ein radikales Anderssein aufleben sollte, für ein Wiederfinden des Verlorenen, für humane Vorhaben, dann werden es die Samen von 68 sein, die es genährt haben.

Aus dem Italienischen übersetzt von Anton Stengl

Klaus Hartung

68 und das Ende der Malerei

Dass unser Land der „68er“-Bewegung viel verdankt und sie eine segensreiche Zäsur in der Geschichte darstellt, ist ja weitgehend anerkannt und gehört zum allgemeinen Selbstverständnis. Aber jeder wird zögern, Ähnliches für die Geschichte der bildenden Kunst und der Literatur zu behaupten. Weder wurde der „große 68er-Roman“ geschrieben, noch steht „68“ für einen besonderen Trend oder eine Zäsur oder eine Schule in der Kunstgeschichte. Obwohl „68“ und die moderne Kunst von derselben Radikalität beseelt schienen, obwohl der Bruch mit der Tradition und der Avantgardeanspruch einander ähnelten und obwohl die Kunstmoderne seit Jahrzehnten von der Revolution sprach, als „68“ das Wort gerade erst zu buchstabieren anfang, fremdelten beide Sphären.

Diese Beobachtung ist nicht neu, aber im Rückblick irritiert dieser Tatbestand. Gerade mit dem Revolutionsanspruch der Moderne und ihrer immer wieder gefeierten Avantgarderolle wollten die „68er“ nichts zu tun haben. Im Gegenteil – die Kunst galt geradezu als Verrat am revolutionären Anspruch. Wer von meinen Freunden, Bekannten, Genossen damals künstlerische Neigungen hatte, hatte sie meistens schon aufgegeben, als „68“ kam. Mich eingeschlossen.

Ich hatte Talent, das wurde mir schon in den ersten Schuljahren in der Grundschule in Olbernhau, einer Kleinstadt im Erzgebirge, vermittelt. Talent war etwas, was mich in Schwierigkeiten bringen konnte, was ich irgendwie schützen musste – dieses Gefühl hatte ich von Anfang an. Meine Eltern erschrakten bei meinen ersten künstlerischen Versuchen, wollten mich gewissermaßen ihrerseits vor dem Talent schützen und betonten: Das sei doch „später einmal ein schönes Hobby“. Dieses „Später“ missfiel mir sehr. Auch die Schule „entdeckte“ mich, und ich wurde feierlich zum Gestalter der „roten Ecke“ im Klassenraum ernannt. Mir war bekannt, dass es so etwas gibt wie sozialistischen Realismus, zum Beispiel Vater Stalin in wogenden Kornfeldern vor einer Reihe riesiger Strommasten. Ich zog mich auf die Landschaftsmalerei in der Art des 19. Jahrhun-

derts zurück. Die Leipziger Schule lernte ich erst sehr viel später im Westen kennen. Einmal lud mich mein Kunstlehrer zum Tee ein und zeigte mir, was Picasso außer Friedenstauben sonst noch gemalt hat. Wir waren beide peinlich berührt, ja schockiert, und mir war klar, dass ich darüber nicht reden durfte.

1955 siedelten wir über in den Westen. Ich zeigte meiner Kunstlehrerin am Gymnasium, was ich so malte. Sie murmelte immer wieder „sehr schön“, sagte: „Du kannst ja was.“ Und dann erklärte sie: „Also, ab morgen malst du abstrakt.“ Ich sagte gehorsam: „Ja.“ Und rannte in die Bibliothek, um zu erforschen, was mit „abstrakt“ gemeint war. Dass ich nach dem Abitur an die Kunstakademie gehen könnte, stand nie zur Debatte. Meine Eltern sahen mich ohnehin ungern studieren. Sie fanden die „gehobene mittlere Beamtenlaufbahn“ als den besten Weg in die Sicherheit. Der Kompromiss war das Studium für ein Lehramt. Und ich malte, und zwar mit zunehmender Intensität. Es war eine Malerei im Widerstreit zwischen dem ästhetischen Impuls und dem Abstraktionsanspruch der Moderne. Denn das Ringen um die Abstraktion war ja so wichtig wie das Bekenntnis zur freiheitlichen Grundordnung. Irgendwie war mein Malen eine nachholende Aneignung der Moderne. Jahrzehnte später, als ich mich wieder mit meinen Arbeiten beschäftigte, stellte ich fest, dass sie ziemlich umfangreich waren und eine Entwicklung zeigten. Wenn es ein Ideal für mich gab, dann waren es Landschaften im Stil von Max Ernst. Ich hatte eine Neigung zu einer Art stillen Surrealismus – ein Widerspruch, natürlich. Es war eine private Sache, bewusst jenseits der Konkurrenz auf dem Kunstmarkt. Aber welche Ambition ich da verfolgte oder ob ich an einem Plan B für mein Leben arbeitete, war nicht recht klar.

1963 wechselte ich von Bonn zur FU in Berlin und 1964, durch die Mitarbeit im marxistischen „Argument-Club“ und den Eintritt in den SDS, beteiligte ich mich an politischen Aktionen im Vorfeld der „68er-Bewegung“, die in Berlin 1967 begann. Die Malerei war buchstäblich vergessen, gestrichen. Bis 1973 gibt es nichts, nicht einmal Skizzen. Es war, als hätte ich eine Haut abgestreift. Warum? Nun, ich glaube, es hatte etwas mit den hohen Ansprüchen zu tun. Es ging ja um nichts weniger als um die Identität.



„Gerade mit dem Revolutionsanspruch der Moderne und ihrer immer wieder gefeierten Avantgarderolle wollten die ‚68er‘ nichts zu tun haben.“

tät von radikaler Emanzipation und Revolution. Wir standen im Bann des Gefühls einer welt-historischen Stunde, die wir durch unsere Selbstbefreiung markieren könnten. So galt es, den geschichtlichen Augenblick zu nutzen, alle Kräfte zu fokussieren. Wenn es hieß, Revolution ist möglich, dann war das Programm – Studium für einen Beruf (welcher eigentlich?) und meine Kunstübungen als zweite Option – eine schizoide Veranstaltung und mithin typisch für das bürgerliche Bewusstsein, das überwunden werden musste. Als die Bewegung sich mit dem Zusammenbruch der antiautoritären Rebellion spaltete, warteten die ML-Sekten oder der Untergrund auf die Verstörten und saugten alle noch verbliebenen Ressourcen an Bürgerlichkeit aus ihren Mitgliedern.

Warum fing ich wieder mit dem Malen an? Es war die Zeit der inneren Erschöpfung von der revolutionären Selbstausschöpfung. Es begann die Suche nach alternativen Lebensformen, durch die man wieder zur Besinnung kam. Das „Ich-Selbst“ und seine Wünsche regten sich. Es gab einen Impuls: die Buntstiftzeichnungen von Hockney. Ein Bündel Porree. Was war das? Das

unkünstlerische Material aus der Kindheit, das banale Sujet, gewissermaßen das Alltägliche als Ort der Kunst und auch: die in dieser Banalität versteckte Reflexion über Kunst, über die Frage: Was ist ein Bild? Das war merkwürdigerweise eine große Ermutigung. Ich begann mit Buntstiften, dann Aquarell und schließlich Öl und Leinwand.

In den folgenden Jahren arbeitete ich in der Reformpsychiatrie in Triest und dann als Redakteur bei der „taz“ und der „ZEIT“. Die Zeit zum Malen war immer knapp, manchmal war es nur Ferienmalerei, manchmal machte ich Malreisen. An die Vor-„68er“-Zeit konnte ich nicht mehr anknüpfen. „68“ hatte da etwas ausgelöscht. Inzwischen gab es auch neue Vorbilder, von Edward Hopper bis Gerhard Richter. Das Problem der Abstraktion hatte sich erledigt. Mit meinen figurativen Übungen suchte ich mehr nach dem Malerischen im Bild. Je mehr ich malte, desto mehr wuchs die Masse der noch nicht gemalten Bilder und übte Druck aus. So war es denn, als ich mit 65 Jahren meine Redaktionstätigkeit bei der „ZEIT“ beendete, nur mehr konsequent, dass ich ein Atelier mietete und endlich begann, die Bilder aus dem Kopf auf die Leinwand zu bringen. Diese Phase geht dem Ende entgegen. Und wieder stellt sich die Frage, wohin ich mit meiner Malerei will.

1968 in Indien – die Naxaliten: ein Donner, der langsam verhallte

Im Mai 1967 und damit genau ein Jahr, bevor europäische und US-amerikanische Städte nie zuvor dagewesene Jugend- und Arbeiterbewegungen erlebten, brachten arme landlose Kleinbauern und Farmpächter einiger bis dahin unauffälliger kleiner Dörfer am Fuße des Himalaja in Westbengalen im Osten Indiens Ereignisse ins Rollen, die das indische Establishment und die Gesellschaftsordnung heftig erschüttern sollten. Der Name der aus dem Aufstand der Bauern resultierenden Bewegung rührte von der Lage der Dörfer rund um die Kleinstadt Naxalbari nahe der indisch-nepalesischen Grenze: Naxaliten. Ihre Forderung, dass die Kleinbauern Rechte über das Land erhalten sollten, das sie bestellten, führte innerhalb von zwei Jahren zur Konstituierung der dritten kommunistischen Bewegung des Landes und brachte in den politischen Diskurs der Linksparteien in Indien langfristig eine neue Komponente ein.

Die Bewegung gewann stark an Bedeutung, als Radio Peking am 28. Juni 1967 berichtete, dass „ein bewaffneter Aufstand, ein Zusammenschluss von Kleinbauern, angeführt von den revolutionären Kräften der Kommunistischen Partei Indiens, auf dem Land im Distrikt Darjeeling im indischen Bundesstaat Westbengalen stattfindet“. Eine Woche später, am 5. Juli, stellte sich das Sprachrohr der Kommunistischen Partei Chinas – die Tageszeitung „Renmin Ribao“ (Volkszeitung) – in einem Leitartikel hinter die Bewegung. Der Artikel beschrieb die Ereignisse,

die sich seit dem 24. Mai abgespielt hatten, als Beginn einer Revolution: „Ein donnerndes Frühlingsgewitter ging über Indien nieder.“

Fünfundzwanzig Jahre später wissen wir, dass das „donnernde Frühlingsgewitter“ eher ein kurzer, heftiger Platzregen war, aber es lässt sich nicht leugnen, dass er mit dafür sorgte, die alte Ordnung wegzuspülen. Er „bewässerte“ die aufkeimenden Ideen, die Tausende junge Leute dazu brachten, ihre Ausbildung hinzuschmeißen und von zu Hause aufzubrechen, um eine Revolution anzuzetteln – in dem Bestreben, eine gerechte und gleichberechtigte Gesellschaftsordnung zu etablieren. Dieser „Funke“ konnte zwar kein „Präriefeuer“ anfachen, wie es die Zeitung „Renmin Ribao“ vorhergesagt hatte, aber er brachte die herrschende Klasse Indiens immerhin zu einer Neujustierung ihrer Politik, mit der sie bis dahin über die große arme Landbevölkerung – namentlich die Farmpächter, landlosen Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeiter – geherrscht hatte.

Die Voraussetzungen für einen solchen Massenaufstand in Indien hatten sich seit der Unabhängigkeit des Landes von der britischen Herrschaft im Jahr 1947 allmählich herangebildet. Die der politischen Mitte angehörende indische Kongresspartei, die wesentlich die Unabhängigkeitsbewegung gegen die Briten angeführt hatte, wurde vom indischen Volk seit den ersten Wahlen im Land im Jahr 1952 jeweils sowohl in die Zentralregierung als auch in die Regie-



1 Prasadujot, 2017: An diesem Ort erschoss die Polizei am 24. Mai 1967 neun Frauen und zwei Kinder. Damit begann der Naxalitenaufstand. Im Hintergrund Büsten von Lenin, Stalin, Mao Tse-tung und anderen kommunistischen Führern. Foto: Nazes Afroz

lungen der Bundesstaaten gewählt. Die Erwartungen der Menschen, die nun unabhängige Nation neu aufzubauen, waren gewaltig, aber schon bald taten sich die ersten Verwerfungen und Versäumnisse seitens der regierenden Kongresspartei auf. Ab Mitte der 1950er-Jahre gab es mehrere Kundgebungen gegen die Regierung in verschiedenen Teilen Indiens, insbesondere in Westbengalen im Osten des Landes, das unter schwerwiegenden Problemen litt: einer akuten Nahrungsmittelkrise, einem Mangel an Landreformen, der zu Bauernaufständen führte, und an fehlenden Arbeitsmöglichkeiten für die wachsende Anzahl immer besser ausgebildeter junger Leute.

Infolgedessen gründeten die landlosen Kleinbauern der Region um Naxalbari eine militante Bewegung unter Führung der Kommunistischen Partei Indiens, der CPI (Communist Party of India), um ein gerechteres System der Ernteaufteilung zwischen ihnen und den Landbesitzern zu erreichen. Die Arbeiter der Teeplantagen in der Region schlossen sich zur selben Zeit zu einer großen Bewegung zusammen, die für höhere Löhne und andere Verbesserungen eintrat. 1955 ins Leben gerufen, erreichten diese Bewegungen 1959 ihren Höhepunkt, als Tausende Kleinbauern und Teeplantagenarbeiter sich trotz Polizeieinsätzen weigerten, klein beizugeben.

Inzwischen brodelte es auch in Kalkutta, der Hauptstadt von Westbengalen, wo 1958 Jugendliche und Studenten wegen einer heftigen Nahrungsmittelkrise auf den Straßen demonstrierten. Im August 1959 gipfelten die Proteste darin, dass Zehntausende Demonstranten den Regierungssitz des Bundesstaates belagerten. Bei Polizeieinsätzen, die den Protest zerschlagen sollten, gab es zahlreiche Tote – die Oppositionsführung im Parlament des Bundesstaates bezifferte ihre Zahl mit 89, die Regierung gab 41 an.

Noch bevor die Wogen dieser Unruhen sich wieder geglättet hatten, ging die Jugend im Jahr 1965 erneut auf die Straße, diesmal, um gegen die Erhöhung der Straßenbahntarife in Kalkutta zu protestieren und im darauffolgenden Jahr gegen die zweite Nahrungsmittelkrise. Die letzteren Proteste

2



2 Kalkutta, 1968: Studenten kämpfen abseits der College Street mit der Polizei.
Foto: Subrata Patranobis

3



3 Kalkutta, 1968: Studenten setzen während des Naxalitenaufstands vor der Universität von Kalkutta einen Bus in Brand. Foto: Subrata Patranobis

weiteten sich von Kalkutta auf mehrere Kleinstädte aus, und es kam zu Straßenschlachten zwischen den jugendlichen Demonstranten und Polizeikräften. Im Februar 1966 kamen während dieser Auseinandersetzungen innerhalb von fünf Tagen vierzig Demonstranten ums Leben, mehrere Tausend wurden verletzt.

Bei den Demonstrationen wegen der Nahrungsmittelkrise, insbesondere im Jahr 1966, bildeten sich die Kundgebungen meist spontan und ohne politische Führung. Der Zorn des einfachen Volkes entlud sich im Verlauf des Jahres in Angriffen auf zahlreiche Häuser von Ministern der regierenden Kongresspartei, die zum Teil sogar niedergebrannt wurden. Viele der politischen Amtsträger flohen daher nach Kalkutta, um in Hotels Schutz zu suchen.

Während dieser von Unruhen geprägten Jahre spaltete sich 1964 die CPI, die seit der Unabhängigkeit Indiens die Landarbeiter- und Kleinbauernbewegungen angeführt hatte. Im Gefolge des Indisch-Chinesischen Grenzkrieges von 1962 war es zu ideologische Streitigkeiten innerhalb der Partei gekommen. Die alte Führungsriege wurde von den Pro-China-Hardlinern als „revisionistisch“ bezeichnet. Letztere hofften immer noch darauf, durch einen „demokratischen Volksaufstand“ die Befreiung der armen indischen Bevölkerung herbeizuführen. Sie spalteten sich schließlich ab, um eine neue kommunistische Partei zu gründen – die Kommunistische Partei Indiens (Marxistisch), die CPI (M)/Communist Party of India (Marxist), die zur wichtigsten Linkspartei in Westbengalen wurde.

1951/52 hatten die ersten landesweiten Wahlen zu einem gesamtindischen Parlament stattgefunden, die die Kongresspartei mit deutlicher Mehrheit gewonnen hatte. 15 Jahre später zeigten sich die Wähler enttäuscht von der regierenden Kongresspartei. Auf der Suche nach politischen Alternativen

gaben sie bei den Wahlen im Februar 1967 verschiedenen regionalen Parteien ihre Stimme, was zu einer Niederlage der Kongresspartei in acht indischen Bundesstaaten führte. Bei den parallel stattfindenden Wahlen zum Bundesstaatsparlament in Westbengalen erlebte die Kongresspartei ebenfalls eine Wahlniederlage. Hier errang die CPI (M) den Sieg und bildete eine Regierungskoalition gemeinsam mit vierzehn kleineren linken Parteien unter der Bezeichnung „United Front“. Diese Resultate ermutigten die revolutionären Kräfte innerhalb der CPI (M), auf einen grundlegenden Umsturz der sozialen Ordnung durch eine Revolution zu drängen, statt stufenweise kleinere Veränderungen durchzusetzen.

In diesem kritischen Moment probten die aufständischen Bauern der Region um Naxalbari erneut den Aufstand, indem sie das Land in Besitz nahmen, das sie zwar bestellten, das ihnen aber nicht gehörte, und erhoben Anspruch auf ihre gesamte Ernte. Das führte zu Zusammenstößen mit den Grundbesitzern. Die erst kurz zuvor gegründete United-Front-Koalition unter Führung der CPI (M) schaltete sich ein, um – in ihren Worten – „Recht und Ordnung wiederherzustellen“. Doch die Bauern wollten keinesfalls von ihrem Vorhaben abrücken. Sie setzten sich am 24. Mai 1967 in der kleinen Ortschaft Barajharujot nahe Naxalbari mit Pfeil und Bogen gegen die Polizei zur Wehr, wobei ein Polizist durch einen Pfeil getötet wurde. Am darauffolgenden Tag ging die Polizei vehement gegen die Bauern vor, die Männer aus den Dörfern waren aber bereits untergetaucht, die Frauen hatten Blockaden errichtet, um der Polizei das Vorrücken in die Dörfer zu verhindern. Die Polizisten feuerten schließlich bei einer dieser Sperren auf die unbewaffneten Frauen und töteten dabei neun von ihnen sowie zwei Kinder (siehe Abb. 1). Diese Polizeimaßnahme brachte die Parteibasis der CPI (M) extrem auf. Sie konnte nicht glauben, dass die eigene Partei, die eigentlich aufseiten der Entrechteten stehen sollte, als verantwortlich in der Landesregierung der Polizei den Befehl erteilt haben sollte, auf die Bauern zu schießen.

Bald sprachen sich wichtige Führungskräfte auf Distriktebene der CPI (M) wie Charu Majumdar, Kanu Sanyal und Souren Bose deutlich gegen die Parteispitze und die Landesregierung aus. Besonders tat sich unter ihnen Majumdar hervor – als Ideologe, der der kommunistischen Bewegung eine neue Richtung aufzeigen wollte, beflügelt durch die militanten Aktionen der Bauern von Naxalbari.

Majumdar, der für seinen scharfen, analytischen Verstand bekannt war, hatte sich bereits in seiner Studienzeit politisch betätigt und schließlich sein Studium aufgegeben, um in die Politik zu gehen. Später wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei und leistete ab Ende der 1940er-Jahre politische Arbeit mit den Bauern. Bei der Spaltung der CPI 1964 schloss er sich, wie die meisten Anhänger des radikalen Flügels der Partei, der CPI (M) an. 1967, also zu Zeiten der Ereignisse in Naxalbari, war Majumdar Mitglied des Vorstands im Distriktkomitee der CPI (M). Als marxistischer Denker schwärmte er für die Chinesische Revolution. Er hing dem dogmatischen Glauben an, dass die Befreiung des indischen Volkes nur durch einen bewaffneten Aufstand herbeigeführt werden könne, wie bereits Mao Tse-Tung in China bewiesen hatte. Die Ereignisse von Naxalbari ließen Majumdar die große Chance wittern. Er glaubte, die Zeit sei gekommen für einen totalen Umsturz, in dessen Verlauf die Landarbeiter die Führung übernehmen würden. Sein Vertrauen darauf wurde durch die eingangs erwähnte Sendung von Radio Peking und den besagten Leitartikel in der „Renmin Ribao“ noch bestärkt.

Majumdars Idee, durch bewaffneten Widerstand eine Revolution anzuzetteln, begeisterte bald weitere führende Mitglieder des Distriktkomitees. Mit Kanu Sanyal schloss sich ein effizienter Organisator an der Parteibasis mit Charu Majumdar zusammen – mit Unterstützung lokaler Anführer der Bauern, wie Jangal Santhal, Khokon Mazumder, Shanti Munda, Kesab Sarkar, Kadam Mallick, Khudon Mallick, Muzibar Rahman und Panchanan Sarkar, begannen sie, die militanten Bauern zu mobilisieren.

„Diese Tage waren voll großer Hoffnungen und Spannung; die Bauern wurden für die Idee begeistert und bewaffneten sich mit Pfeil und Bogen, Speeren und Stöcken; sie beschlagnahmten die Ernte von den Feldern, die sie bestellten, und plünderten die Kornkammern der jotdars [Großgrundbesitzer]. Vielfach wurden die Besitzurkunden der jotdars verbrannt. Die Bauern beschlagnahmten auch Feuerwaffen und Munition der jotdars. Diese flohen von den Dörfern, um sich in Sicherheit zu bringen. Wir begannen die Dörfer zu beherrschen.“ Solche Erzählungen hörte ich von den Anführern, als ich 1987 anlässlich des 20. Jahrestages über diese Ereignisse schrieb.

Als die Nachricht, dass die Polizei auf die Frauen der Landarbeiter schoss, die Landeshauptstadt Kalkutta erreichte, kam es zu heftigen Protesten radikaler

Gewissermaßen öffnete diese Bewegung die verschlossenen Türen, die es seit langer Zeit für die Armen und Jungen gegeben hatte.

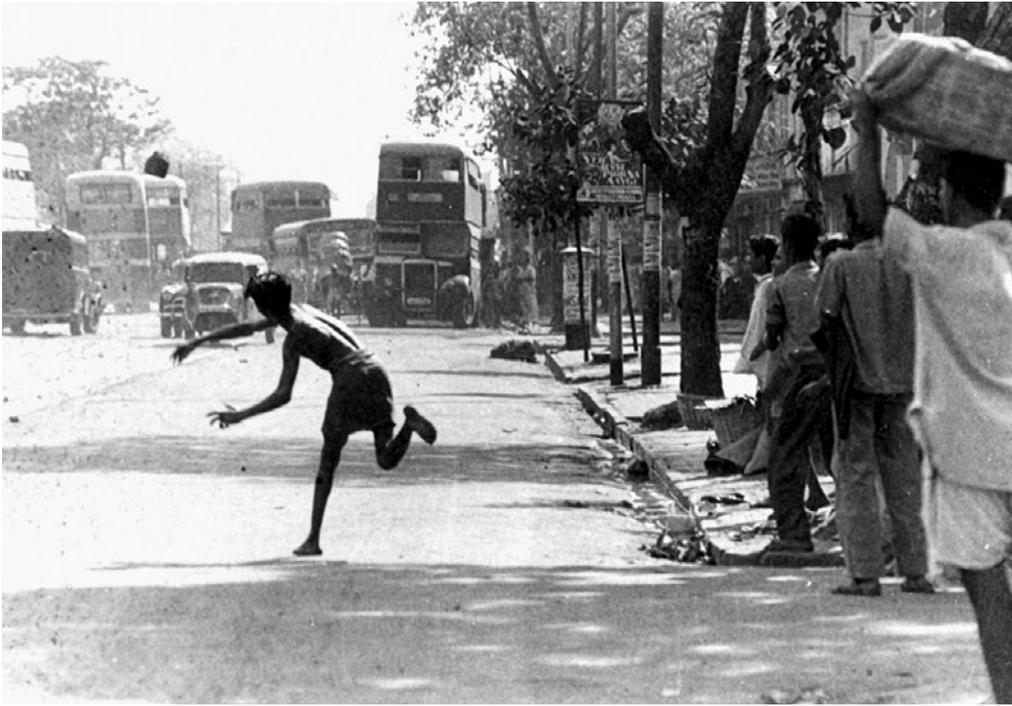
Studenten. Einer der damals bekanntesten Anführer der Studenten, Ashim Chattopadhyay, erinnerte sich später, wie sie das erste Graffito an den Wänden des Presidency College (heute Presidency University) in Kalkutta anbrachten, das die Polizeiaktion in Naxalbari verurteilte. Das College wurde in den Folgejahren ein Zentrum der radikalen Studentenbewegungen.

Als immer mehr Neuigkeiten über einen bewaffneten Aufstand der Landarbeiter von Naxalbari zutage traten, brachte das die Jugend in der Stadt zunehmend auf – insbesondere die Studenten, die bereits die militante Leidenschaft der Protestjahre von 1959 bis 1966 mitbekommen hatten. Die College Street, an der neben der Universität von Kalkutta viele andere Hochschulen und weiterführende Schulen liegen, wurde zum Epizentrum der Studentenrevolte. Ein weiterer wichtiger Anführer der Studentenschaft, war Ranabir Samaddar, der heute Historiker ist. Er erklärt rückblickend, welchen Einfluss damals andere Ereignisse in der Welt wie auch im eigenen Land auf die indischen Studenten hatten: „1966 bis 1970 waren weltweit die Jahre verstärkter anti-imperialistischer Bewegungen. Die Tet-Offensive im Vietnamkrieg¹ fiel in diese Zeit. Die Proteste auf den Campussen

in Europa und den USA begannen 1968. Die Jugend Indiens suchte ebenfalls nach Möglichkeiten, dauerhafte Veränderungen herbeizuführen. Im Grunde stellte man die alte Ordnung mit den seit Jahrhunderten etablierten Autoritäten in Zweifel. Die Jugend fragte: ‚Warum solltet ihr herrschen dürfen? Welche Rolle spielen wir hier überhaupt? Wer herrscht, und wer wird beherrscht?‘ Als die Kongresspartei 1967 die Hälfte der Wahlen in den Bundesstaaten verlor, glaubten wir alle daran, dass die alte Ordnung nun infrage gestellt werden könnte.“

Auch die Basis der CPI (M) und die verschiedenen ihr angegliederten Massenorganisationen begannen ihre Stimme zu erheben und Fragen zu stellen nach der Rolle der Partei in der Regierung in Bezug auf den Landarbeiteraufstand von Naxalbari. Infolgedessen erhoben sich in der Partei Stimmen, die den Aufstand unterstützten. Diese gründeten bald Naxalbari Krishak Sangram Sahayak Samiti, ein Hilfskomitee für den Kampf der Bauern von Naxalbari, das später zum All India Coordination Committee of Communist Revolutionaries (AICCCR) wurde.

Währenddessen waren auch die Schriften von Charu Majumdar, in denen er sich damit befasste, wie eine Revolution durchzuführen sei, zu richtung-



4 Kalkutta, 1968: ein Steinerwerfender Junge während des Naxalitenaufstands, Foto: Subrata Patranobis

weisenden Leuchtfedern für das Bestreben der Jugend geworden, einen völligen Umsturz der vorherrschenden gesellschaftlichen und politischen Ordnung herbeizuführen. Majumdar wies sie an, in die Dörfer zu gehen, um dort die Bauern zu organisieren und zu Streitkräften zu machen. Tausende brillante Köpfe brachen ihre universitäre oder schulische Ausbildung ab und schwärmten von den Städten in die Dörfer aus, um so eine Veränderung herbeizuführen und den „Klassenkampf“ voranzutreiben, der ihrer Meinung nach die Revolution ins Rollen bringen würde. In der Folge fanden in verschiedenen Teilen Westbengalens sowie in Teilen anderer Bundesstaaten – etwa in Andhra Pradesh, Orissa, Bihar und Uttar Pradesh – immer mehr Aufstände nach dem Vorbild von Naxalbari statt. An all diesen Orten nahmen Kader der CPI (M) oder ihr angeschlossene Bauern an den Aufständen teil.

Die Regierungskoalition der United Front in Westbengalen, die von der CPI (M) angeführt wurde, fürchtete jedoch, ihre Macht aus den Händen zu verlieren. Es war für sie unmöglich, ihre Autorität durch diese Aktivitäten innerhalb der Partei untergraben zu sehen. Daher löste sie das Distriktkomitee in Darjeeling auf und entließ die Kader zusammen mit ein paar anderen wichtigen staatlichen Führern, die die Aktionen der Bauern in Naxalbari öffentlich unterstützten.

Ab Anfang 1969 regte eine politische Leitlinie von Charu Majumdar die Fantasie vieler Revolutionäre an: die „Vernichtung des Klassenfeindes“. Formuliert hatte Majumdar dieses Dogma infolge der Aktion eines bewaffneten Trupps in Srikakulam im Bundesstaat Andhra Pradesh im Dezember 1968, die sich gegen einen Polizeistützpunkt richtete und bei der drei

Polizisten getötet wurden. Zudem beschloss er, alle Massenorganisationen aufzulösen. Eine Minderheit innerhalb des AICCCR, die sich aus verschiedenen Gruppen zusammensetzte, die den Weg der Naxaliten weiter unterstützen wollten, hinterfragte diese beiden Linien, aber die überwältigende Mehrheit der Aktivisten hatte sie bereits als Grundprinzipien für die „bevorstehende Revolution“ akzeptiert. Das AICCCR sollte am 22. April 1969 die Organisationsform einer politischen Partei annehmen, nämlich als Kommunistische Partei Indiens (Marxisten-Leninisten), die Communist Party of India (Marxist-Leninist)/CPI (M-L), mit Charu Majumdar als Parteivorsitzendem. In einer öffentlichen Versammlung am 1. Mai im Zentrum von Kalkutta verkündete Kanu Sanyal die Parteigründung. Somit erlebte die kommunistische Bewegung in Indien ihre dritte Aufspaltung.

Die „Vernichtung des Klassenfeindes“ und der Boykott der Massenorganisationen wurden in den Jahren 1970 und 1971 für die frisch gegründete CPI (M-L) der „Weg zur Revolution“. An den Häuserwänden in den Städten tauchten Parolen auf wie „Der Gewehrlauf bringt die Revolution“, „Tötet den Klassenfeind“ und „Chinas Vorsitzender ist unser Vorsitzender“. Häufig kam es nun zu Morden an Landbesitzern, Geldverleihern, Polizisten und ihren Spitzeln. Es gab blutige Zusammenstöße von drei verschiedenen Seiten: den Kadern der CPI (M), der CPI (M-L) und der Kongresspartei. Sie alle wollten in den Stadtzentren Boden für sich gewinnen. Man ließ viele kriminelle Kräfte, die als städtisches „Lumpenproletariat“ glorifiziert wurden, in die Partei eintreten. Doch je mehr Gewalt die CPI (M-L) entfachte, umso mehr staatliche Repressionen bedeutete das für die Aktivisten, deren Unterstützer und Sympathisanten. In den Anfangsmonaten hielten die einfachen Leute die Naxaliten, die maoistischen Kämpfer der CPI (M-L), für Idealisten, die bereit waren, für soziale und politische Veränderungen, die damals noch undenkbar waren, alles zu opfern. Es gibt ein paar bemerkenswerte Geschichten, wie arme Bauern diesen Aktivisten trotz staatlicher Repressalien Schutz boten. Aber die große Sympathie schwand schnell, als es zu wahllosen Morden kam und die staatlichen Repressionen verschärft wurden. Die meisten Anführer wurden letzten Endes festgenommen oder bei standrechtlichen Hinrichtungen durch die Polizei getötet. Der inzwischen schwerkranke Parteivorsitzende Charu Majumdar wurde

ebenfalls verhaftet und starb, nachdem er zwölf Tage lang in Polizeigewahrsam verhört worden war, am 28. Juli 1972.

Ohne jegliche Massenorganisation oder -unterstützung wurde der Unterhalt der maoistischen Guerillatruppen schwierig. Bis 1972 verkam die Bewegung, die ursprünglich mit der Absicht ins Leben gerufen worden war, einer großen Anzahl besitzloser Menschen neue Lebensmöglichkeiten zu bieten, nach und nach zu einer Bewegung urbaner nihilistischer und anarchistischer Abenteurer. Zudem gab es ab 1971 ideologische Differenzen in Bezug auf die politische Ausrichtung innerhalb der Partei und sie zerfiel in viele verschiedene Splittergruppierungen. Letztlich waren die Aktivitäten der Naxaliten 1975 nahezu erloschen.

Zu Beginn der 1980er-Jahre formierten sich verschiedene Splittergruppierungen der CPI (M-L) neu. Sie existieren bis heute – nach zahlreichen Veränderungen und weiteren Aufspaltungen sowie Zusammenschlüssen in den fünf Jahrzehnten, die seit den Anfängen der Partei vergangen sind. Ein paar dieser Splittergruppen haben sich von den bewaffneten Guerillaaufständen distanziert und nehmen als Kleinstparteien am parlamentarischen Geschehen teil, während eine andere Gruppierung, die Kommunistische Partei Indiens (Maoisten), Communist Party of India (Maoists)/CPI (Maoist), in kleinen Regionen Zentral- und Ostindiens noch immer Charu Majumdar's Weg des bewaffneten Widerstands verfolgt.

Fünfzig Jahre sind eine ausreichende Zeitspanne, um das Vermächtnis einer Bewegung zu beurteilen, die nicht nur kleine Wellen, sondern hohe Wogen geschlagen hat. Kaum zu bezweifeln ist, dass die naxalitische Bewegung in Teilen Indiens viele Veränderungen bewirkt hat. Einige davon sind tatsächlich greifbar, andere liegen eher im Bereich von Ideen und im Feld neuer Kulturen, die die Bewegung eingeleitet hat.

Die größte spürbare Veränderung im Gefolge der naxalitischen Bewegung gab es hinsichtlich der halbfeudalen Bodenbesitzstrukturen, die aus der Zeit der britischen Kolonialherrschaft stammten und die sich nach der Unabhängigkeit Indiens kaum geändert hatten. Als die neue Regierungskoalition aus Linksparteien unter Führung der CPI (M) 1977 in Westbengalen an die Macht kam, wurden umfassende Landreformen durchgeführt, die den landlosen Bauern, die seit Generationen Farmpächter waren, Bodenrechte zusprachen. Zudem erhielt die Landbe-



5 Kalkutta, 1966:
eine in Brand gesetzte
Tram auf der Esplanade
während der Proteste
zur Nahrungsmittelkrise,
Foto: Subrata Patranobis

völkerung durch die Demokratisierung der Lokalregierungen mehr Einfluss. Man muss unbedingt zustimmen, dass es der von der Naxalbari-Bewegung ausgehende Druck war, der die herrschende Elite schließlich dazu brachte, diese Veränderungen zu veranlassen.

Während der unruhigen Jahre zwischen 1967 und 1975 gingen Polizei und staatliche Institutionen erbarmungslos gegen die Bewegung vor. Exekutionen durch die Polizei infolge teils illegaler Festnahmen und grausamer Folter waren an der Tagesordnung. Diese Vorkommnisse schufen jedoch ein Bewusstsein für Bürger- und Menschenrechte, was nach und nach in Bürger- und Menschenrechtsbewegungen mündete sowie in verschiedene Kampagnen in den folgenden Jahrzehnten.

Das vielleicht wichtigste Vermächtnis der Bewegung aber war, dass sie die Armen und die Jugend darin bestärkte, die bestehenden Gesellschaftsstrukturen infrage zu stellen. Die Armen und gesellschaftlich Unterdrückten Indiens hatten bis dahin keine Stimme, und der Jugend wurde Ehrerbietung

gegenüber allen denkbaren Autoritäten beigebracht. Gewissermaßen öffnete diese Bewegung also Türen, die seit langer Zeit für die Armen und Jungen verschlossen gewesen waren.

Es überrascht also nicht, dass fünfzig Jahre, nachdem die Bauern in Naxalbari Waffen in die Hand nahmen, um gegen Ungerechtigkeiten zu kämpfen, unter denen sie seit Generationen gelitten hatten, eine Gruppe der ärmsten Stammesleute sich einem Großunternehmen entgegenstellt, das den Rückhalt der Regierung hat. Sie wehren sich gegen geplante Minen in einem Berg, der den Stämmen heilig ist. Auch gehen junge Frauen in den Städten auf die Straße, um mehr Akzeptanz im öffentlichen Leben einzufordern, und junge „Dalits“ (Nachfahren der indischen Ureinwohner, „Unberührbare“) demonstrieren dafür, der jahrhundertelangen Diskriminierung und Missachtung ihnen gegenüber endlich ein Ende zu bereiten.

Aus dem Englischen übersetzt von Christina Bösel und Yvonne Paris

1 Siehe dazu den Beitrag von Ursula Frohne und Christian Katti, S. 139.

1968 – kaum ein anderes Jahr ist im 20. Jahrhundert so symbolträchtig, kaum eines so besetzt mit Mythen, Vorurteilen und Emotionen. Das Signum „1968“ steht für den Höhe- und Wendepunkt einer internationalen Emanzipationsbewegung und für gesellschaftliche Umbrüche weltweit.

Zahlreiche Essays von Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Disziplinen, Zeitzeugenberichte und Interviews sowie rund 550 Abbildungen beleuchten das globale „1968“. Sie werfen Schlaglichter auf die wichtigsten Schauplätze in Deutschland, Frankreich und den USA, in der Tschechoslowakei und der UdSSR, aber auch in Indien, Kuba und Mexiko. Der Blick richtet sich dabei insbesondere auf die impulsgebende Rolle der bildenden Kunst, die gesellschaftliche Vorgänge auf eine bis dahin nicht gekannte, innovative Weise visualisierte, kommentierte und kritisierte.

